

<36603493110011

Gallerie historischer Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch für jeden Tag des Jahres.

Von
Samuel Baur,
Prediger in Göttingen bey Ulm.

Vierter Theil.

Oktober bis December.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,
1805.

Inhalt.

Oktober.

November.

17. Kaiserin Katharina die Zweite.
18. Peter Bayle.
19. Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof.
20. Blasius, Reichsfreiherr von Bender.
21. Christian Gottlob Frege.
22. Robert Lord Clive, Baron von Plassey.
23. Alexander, Fürst von Menzikof.
24. Lorenz Sterne.
25. Thomas Abbt.
26. Georg Forster.
27. Richard Glover
28. Deodat Guy Sylvain Tancrede de Dolomieu.
29. Ludwig von Boissy.
30. Moritz, Graf von Sachsen.

December.

1. Christian Garve.
2. Johann Christoph Döderlein.
3. Friedrich Leopold, Fürst von Hohenlohe-Kirchberg.
4. Laura Maria Katharina Bassi.
5. Wolfgang Gottlieb Mozart.
6. Christian Wilh. Lamoignon de Malesherbes.
7. Gräfin von Dubarry.
8. Ernst Wilhelm Wolf.
9. Johann Reinhold Forster.
10. Wilhelm Whiston.
11. Paul von Werner.
12. Christian Gotthelf, Freiherr von Gutschmid.



Gallerie historischer Gemählde.



Vierter Theil.

Oktober — December.

Der erste Oktober.

Gest. Graf Cagliostro.

Ein Betrüger.

Der Hang zum Wunderbaren, der im letzten Viertel des 18ten Jahrhunderts die Schwärmerei und den Aberglauben jenes Zeitalters der Alexander, der Apollonius von Thyane und der Plotine wieder hervorgerufen, hat hie und da theils ganze geheime Gesellschaften, theils einzelne Menschen erweckt, die mit Zauberkünsten und Mysterien selbst Gelehrte und Staatsmänner blendeten. Unter diesen Charletans verdient Cagliostro eine besondere Aufmerksamkeit.

Graf Cagliostro, oder, wie sein eigentlicher Name war, Joseph Balsamo, wurde am 8ten Jun. 1743 zu Palermo geboren. Da sein Vater frühzeitig starb, so übernahmen die mütterlichen Verwandten seine Erziehung, und brachten ihn in den Orden der barmherzigen Brüder, welche sich vorzüglich die Verpflegung der Kranken angelegen seyn lassen. Balsamo fand Gelegenheit, sein Talent für medizinische Wissenschaften, mit denen er in der Folge

so viel Aufsehen machte, zu entwickeln, zeigte aber zugleich großen Hang zu Ausschweifungen, und begieng verschiedene Excesse, weswegen man sich genöthigt sah, ihn bald wieder aus dem Orden zu entfernen, weil sein Beispiel den andern Brüdern hätte gefährlich werden können.

Er kehrte nach Palermo zurück, und täuschte daselbst einige leichtglaubige Personen mit sogenannten Zauberkünsten und mit Schatzgraben. Ueberdies spielte er noch andere Betrügereien, und machte besonders von seiner schädlichen Geschicklichkeit, alle Handschriften täuschend nachzuahmen, Gebrauch. Er wollte sich durch Verfälschung eines Dokuments in Besitz eines streitigen Grundstücks setzen; aber seine Betrügerei kam an Tag, und er sah sich genöthigt, heimlich die Flucht zu nehmen, um einer nachdrücklichen Ahndung der Justiz zu entgehen. Jetzt wollte er sich nach Rom begeben, aber auf seiner Durchreise durch Calabrien machte er eine Entdeckung, welche ihm in der Folge weit vortheilhafter und einträglicher ward, als seine medizinische Praxis und angebliche Schwarzkunst bis jetzt gewesen war. Er lernte nehmlich ein junges Mädchen, die Tochter eines Gürtlers, kennen. Sie schien ihm zur Ausführung seiner Plane, welche auf Gelderwerb und Betrügereien abgesehen waren, vorzüglich geschickt. Er verband sich daher mit ihr, und zwang sie bald darauf, seine schändlichen Absichten mit dem Verlust ihrer eigenen Tugend befördern zu helfen.

Nun nahmen seine Wanderschaften, auf welchen er sich zu mehrerer Empfehlung hohe Titel beilegte, und erst unter dem Namen des Marchese Pellegrini

und dann des Grafen Cagliostro auftrat, ihren Anfang. Er durchzog als wahrer Vagabund mehrere Länder Europens, verweilte in den Hauptstädten derselben, und verschaffte sich durch die Gefälligkeit seiner Frau, die er alle weibliche Sprödigkeit zu verleugnen genöthigt hatte, beträchtliche Summen. Wir finden unsern Helden in Madrit, Lissabon, Paris, London, und einer Menge anderer Städte; überall weiß er fein zu betrügen, und immer ist er so glücklich, sich noch zeitig genug durch die Flucht zu retten, wenn zuweilen dem einen oder dem andern Betrogenen die Augen aufgegangen waren, und die wachende Gerechtigkeit den Betrüger zu entlarven drohte. Auffindung des Steins der Weisen, Zubereitung einer köstlichen Lebenstinktur, und andere treffliche Universalessenzen, welche nur durch geheime Operationen hervorgebracht werden können, waren immer der Ball, womit Cagliostro seine leichtglaubigen Jünger um eine verhältnißmäßige Einlage an baarem Gelde spielen ließ. Manche wollten sich nicht gerade von ihm in die Tiefen der Magie einweihen lassen, sondern begnügten sich, für ansehnliche Summen andere Arzeneimittel zu erhandeln, unter denen sich besonders ein Schönheitswasser befand, womit Cagliostro alle alte Damen von den fatalen Runzeln im Gesicht zu befreien versprach.

Dies einträgliche Handwerk trieb unser Held mehrere Jahre. Da aber mit der abnehmenden Schönheit seiner Frau, viele einträgliche Hülfsquellen für ihn zu versiegen anfiengen, und der Handel mit den Medikamenten auch zu stocken begann; so beschloß

er als Stifter einer neuen und geheimen Sekte sein Glück zu versuchen, ließ sich deswegen bei seinem zweiten Aufenthalt in London zum Freimaurer aufnehmen, und spielte seitdem die Rolle eines Wunderthäters und Magiers, worinn er die Augen aller schwärmerischen Köpfe Europens auf sich zog. — Die Gräfin Cagliostro blieb ihrer Seits auch nicht unthätig; sie war die erste und gelehrigste Schülerin ihres Mannes, und spielte nunmehr die Rolle einer Priesterin der geheimen Weisheit eben so meisterhaft, als sie vorher die Priesterin einer andern Göttin gespielt hatte.

Das System, wodurch Cagliostro einen alten egyptischen Orden, dessen Stifter Enoch und Elias gewesen seyn sollten, wieder herstellen wollte, war ein Lehrgebäude der abgeschmacktesten Träumereien und des aberwitzigsten Unsinns; aber der Anstrich des Ueberirdischen und Geheimnißvollen, womit er übertüncht war, und die täuschende Wunderkraft seines Urhebers, welcher bald mit der anscheinlichsten Uneigennützigkeit Kranke unentgeldlich kurirte, bald als großer Cophton — diesen Namen hatte er sich als Wiederhersteller der egyptischen Maurerei beigelegt — die Geheimnisse der Zukunft offenbarte, erwarben ihm viele Freunde und Beförderer.

Cagliostro durchschweifte abermals Europa, und machte besonders in Mietau, Strasburg, Lyon und Paris ungemeines Aufsehen. Bei seinem Aufenthalte in der letztgenannten Stadt, im Jahr 1785, hatte er das Unglück, in die berüchtigte Halsbandgeschichte verwickelt zu werden, wurde als ein Ver-

trauter des Kardinals Rohan zugleich mit ihm in die Bastille gesetzt, und erhielt endlich einen königlichen Befehl, Frankreich zu verlassen. Seine zahlreichen Anhänger suchten ihn zwar zu retten, aber vergebens, die königliche Gewalt drang durch, Cagliostro begab sich wieder nach London, und erließ mehrere Sendschreiben an seine Anhänger, worinn er sich über die in Frankreich erlittene Beschimpfung, bitterlich beklagte, und den französischen Hof mit den schwärzesten Farben schilderte. Von London, wo er sich auch nicht lange halten konnte, reiste er nach Basel und in andere Städte der dasigen Gegend, gab aber endlich den wiederholten Bitten seiner Frau und anderer Freunde Gehör, und kehrte im Frühling 1789 nach Rom zurück, wo er sich mit der Freimaurerei beschäftigte, daselbst wurde er entdeckt, und den 27sten Dezember 1789 auf die Engelsburg gebracht.

Man instruirte einen Prozeß gegen ihn, und er wurde, zu Folge eines päbstlichen Definitiv-Erkenntnisses vom 7ten April 1791, als ein Erzketzer und der römisch-katholischen Religion höchst gefährlicher Mann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Die Inquisition ließ ganz wider ihre Gewohnheit, einen Auszug aus den Prozeßakten bekannt machen, und glaubte dadurch das Publikum über den wahren Charakter dieses Betrügers hinlänglich aufgeklärt zu haben; aber es sind noch manche Dunkelheiten in seiner Geschichte übrig geblieben; und selbst über die eigentliche Ursache seines Verhafts wird viel gestritten. — Einige hielten ihn für einen geheimen

Emmissair der Jesuiten, den man, da man ihn nicht länger brauchen konnte, in Sicherheit gebracht habe, um sich seines Stillschweigens zu versichern; andere glaubten, daß er das Oberhaupt eines großen, unsichtbaren Bundes gewesen wäre, der den Umsturz aller Monarchien beabsichtigen soll. Man erweist ihm aber vielleicht zu viel Ehre, indem man ihm so tief durchdachte Plane zuschreibt. Höchst wahrscheinlich war er nur ein feiner Betrüger, der allen Partheien diente, und deswegen bei den Protestanten für einen Beförderer des Katholizismus gehalten wurde, bei den Katholiken aber für einen Beschützer des Protestantismus galt. Sein Tod machte alle fernern geheimen Machinationen überflüssig; er starb 1795 im Gefängnisse zu St. Leo, einer kleinen Stadt im Kirchenstaate.

Der zweite Oktober.

Gest. August Ferdinand, Graf v. Veltheim.

Erb= und Gerichtsherr auf Harbke rc.

Adel der Geburt erwirbt keine Stelle im Tempel des Nachruhms, wenn er nicht mit Kopf und Talenten gepaart ist. Dadurch zeichnete sich Graf Veltheim aus, der am 18ten Sept. 1741 auf seinem alten Familiensitze Harbke bei Helmstädt geboren wurde. Von geschickten Hauslehrern sorgfältig vorbereitet, besuchte er ein paar Jahre lang das Pädagogium zu Klosterbergen, machte sich dann auf dem Harz mit der Bergwerkswissenschaft bekannt, und bezog darauf die Universität Helmstädt, wo ihn vornemlich das Studium der Physik, Mechanik, Mineralogie und Chemie beschäftigte.

Sobald die akademischen Jahre geendigt waren, trat er 1763 als Kammer=Assessor in Herzogl. Braunschweigische Dienste. Da er aber hier keiner schnellen Beförderung entgegen sah, so suchte er auswärtige Dienste, machte bei dieser Gelegenheit, in Begleitung seines Vaters, eine kameralistische und bergmännische Reise durch einen guten Theil von Deutschland, und wurde 1766 kurhannöverischer Kammerrath. Einen ausgebreiteten Wirkungskreis erhielt er zwei Jahre nachher, da ihm der wichtige Posten eines Vice=Berghauptmanns auf dem Harze anvertraut

wurde. Diesem Amte schenkte er seine ganze Kraft, er traf auf dem Harze manche nützliche Einrichtungen, und besorgte jedes Geschäfte mit seltener Gewandtheit, praktischer Klugheit und einem geübten Scharfblick. Seine theoretischen und praktischen Einsichten in die Bergmannswissenschaft erweiterte er immer mehr, und ein Grundriß der Mineralogie, den er 1781 drucken ließ, war der erste öffentliche Beweis von der Gründlichkeit und dem Umfang seiner Kenntnisse. Aber schon ein paar Jahre zuvor hatte er seine Stelle niedergelegt, um jetzt, da sein Vater gestorben war, seine eigenen ansehnlichen Güter selbst zu bewirthschaften.

Veltheim war nicht bloß der Herr, sondern auch der Vater seiner Unterthanen. Die vortrefflichen Harbkeschen Einrichtungen für das Beste der Einwohner, für die Erziehung der Jugend, für Arme, Kranke und Alte, welche von einer würdigen Frau aus Veltheims Geschlecht gestiftet worden, erhielt und beschützte er. Er gab seinen Gerichtsorten Harbke und Wolffsdorf eine musterhafte Feuerordnung, welche auch gedruckt worden ist, und verwaltete seine alten Familien-Legate zum Besten armer Studirenden mit Gewissenhaftigkeit, und suchte ihre Nutzbarkeit durch zweckmäßigere Einrichtungen zu erhöhen. Den berühmten Harbkeschen Park, den sein Vater angelegt und worinn er zuerst in Deutschland eine große Menge amerikanischer und anderer fremden Bäume gezogen und die Möglichkeit gezeigt hatte, sie an unser Klima, selbst an einen sehr dürftigen, sandigen Boden, wie der Harbkesche ist, zu gewöhnen. Diesen Park vergrößerte und verschönerte er, und machte ihn zur Pflanzschule für ganz Deutschland. Ueberall sieht man hier

die ausländischen Holzarten zu einer bewunderns-würdigen Vollkommenheit gebracht. Das Ganze macht eine schöne, weitläuftige englische Parthie aus, welche zu dem angenehmsten Spaziergang dient, und auch dazu häufig von der Nachbarschaft, vornemlich von den Einwohnern Helmstädts, benutzt wird.

Aber die erwähnten Beschäftigungen nahmen den geringsten Theil der Zeit des thätigen Mannes weg; der größte Theil war den Wissenschaften und Künsten gewidmet. Seine gründlichen Kenntnisse in der Chemie und Mineralogie suchte er beständig zu vervollkommnen; dabei erwarb er sich durch eine emsige Lektüre seltene historische und antiquarische Kenntnisse aller Art, so wie er auch ein feiner Kenner der bildenden und mechanischen Künste war. Er sammelte eine vortreffliche Bibliothek, worinn die seltesten und kostbarsten Werke befindlich sind; von neuen wichtigen Büchern, welche in den Fächern, denen er sich widmete, in England, Frankreich und Italien herauskamen, ließ er nicht leicht eines fehlen, so wie er auch treffliche Sammlungen von geographischen Charten, von Abgüssen antiker geschnittener Steine u. s. w. aus ganz Europa zusammenbrachte. Er studirte nicht allein selbst unabläßig, sondern war auch in Mittheilung von Büchern aus seiner Bibliothek besonders gegen die Gelehrten in dem benachbarten Helmstädt sehr gefällig, welche er auch sehr oft zu gelehrten Unterhaltungen bei sich sah, so wie die Gelehrten in Braunschweig, wo er sich den größten Theil des Winters über aufzuhalten pflegte.

Von seiner ungemein ausgebreiteten Belesenheit und von seinem Scharfsinn in Untersuchungen, zeugen verschie-

dene antiquarische, mineralogische und literarische Schriften, welche kurz vor seinem Tode in ein paar Bänden gesammelt worden sind. Doch ist der Umfang seiner Kenntnisse nicht nach diesen, obgleich schätzbaren Aufsätzen zu beurtheilen. Sie sind mehr als zufällige Gelegenheitsschriften zu betrachten, da theils seine Bescheidenheit, theils mannigfaltige Abhaltungen ihn hinderten, an große ausführliche Werke zu denken, wozu er alle Fähigkeit hatte. Unter die rühmlichen Abhaltungen von gelehrten Geschäften, welche er sonst so sehr liebte, gehörten hauptsächlich in den letzten Jahren seines Lebens, weitläuftige Arbeiten und Beiträge zu dem Provinzialgesetzbuch des Herzogthums Magdeburg, denen er sich als Landstand mit großem Eifer widmete. Sonst hielt er literarischen Ruhm des eifrigsten Strebens werth, und zog ihn jedem andern Genuß weit vor. Daher feilte er auch lange an den Aufsätzen, welche er für das Publikum bestimmte. Sein Idol in der Literatur war Lessing. Ihm ähnelt er in der Manier seiner gelehrten Diskussionen, in der Beweglichkeit des Geistes, auch gewissermaßen in Ton und Ausdruck; doch hat sein schriftlicher Vortrag vielleicht noch mehr von dem Mauvillonschen, der gerade, ungesucht, nachdrücklich, beißend, und bisweilen etwas plump schrieb. Veltheim besaß einen eisernen Fleiß, sobald es darauf ankam, gewisse Untersuchungen durchzuführen und aufs Reine zu bringen; doch sprang er oft schnell ab und gieng zu ganz fremden Untersuchungen über.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London nahm ihn im Jahr 1796 zu ihrem Mitgliede auf, und die philosophische Fakultät zu Helmstädt erklärte ihn im Jahr 1797 zum Doktor der Philosophie und Magister

der freien Künste. Da er als Deputirter des Herzogthums Magdeburg der Huldigungs-Feierlichkeit des jetzigen Königs von Preußen beiwohnte, wurde er in den Grafenstand erhoben. Er genoß aber diese Auszeichnung nicht lange, denn 1801 starb er, 61 Jahre alt, zu Braunschweig nach einer langwierigen schmerzhaften Krankheit.

Veltheim war ein langer, sehr hagerer Mann, der aber viel Gewandtheit in seinem Aeußern, den Ton der feinern Welt und bei guter Laune sehr einnehmende und gefällige Sitten besaß. Bei allen Ansprüchen auf eine glänzende Aufnahme unter Fürsten und Großen vermied er doch sorgfältigst die Schwellen der Mächtigen, hielt das Hofleben für ein glänzendes Elend, vergab aber nichts von seiner Würde, Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe, wenn ihn die Schicklichkeit bisweilen nöthigte, am Hofe zu erscheinen. Er liebte Eleganz und sah sich gern in seinen Umgebungen, aber Glanz und Pracht waren von seiner ganzen Lebensart fern. Er war kein Freund von großen Prunkmahlen und bewirthete am liebsten kleine, erlesene Gesellschaften, die ihm immer willkommen waren. Die wohlschmeckenden, aber frugalen Mahlzeiten wurden durch die heitere, witzige und geistvolle Unterhaltung des Wirthes gewürzt. Der Tag verstrich bei ihm in seinem ländlichen Elysium aufs angenehmste, indem man aus dem Museum und der Bibliothek in den Speisesaal, aus diesem in den Park oder wieder zur Betrachtung der Schätze der Natur, Kunst und Literatur geführt und auf die mannigfaltigste Weise unterhalten wurde. Er selbst war ein sehr aufgeweckter, heiterer und witziger Gesellschafter, dem es nicht schwer wurde, durch seine launige Unterhaltung, in welcher ein Einfall, eine Anekdote der andern

auf dem Fuß nachfolgte, jede Gesellschaft in die angenehmste Stimmung zu versetzen und darin zu erhalten. Indeß ist nicht zu leugnen, sein wortreicher Witz wurde oft beißend und beleidigend, doch meistentheils nur gegen diejenigen, die nach seiner Meinung solche schneidende Urtheile verdienten.

Ohne den Obskurantismus oder Aristokratismus in Schutz zu nehmen, war er leidenschaftlich gegen die französische Nation und besonders gegen ihren revolutionären Vandalismus eingenommen, und dieß verleitete ihn, eine Flugschrift voll der bittersten und leidenschaftlichsten Invectiven gegen seine ehemaligen Freunde, Mauvillon und Campe, und gegen einige Damen in Braunschweig heraus zu geben. Ueberhaupt war er nicht immer Herr über seine Leidenschaften, und überschritt öfters das rechte Maas und Ziel in Reden und Handlungen. Dagegen war er ein äußerst dienstfertiger, willfähriger und wohlthätiger Mann, voll Gefühl für Elende und Gedrückte. Er theilte reichliche Almosen aus, und unterstützte einige arme Ausgewanderte auf eine edle Art. Eben so bereitwillig war er, seine Freunde aus Geldverlegenheit herauszureißen, wenn sie sich an ihn wandten. Durch seine gute Wirthschaft war er immer in der Lage, etwas für andere thun zu können. Die statutarische Religion hielt er für eine nothwendige Stütze des Staats und der guten Ordnung, wiewohl er selbst Skeptiker war, und für seine Person auf den öffentlichen Kultus keinen Werth legte. Man sah ihn niemals in der Kirche, und eben so wenig genoß er das Abendmahl.

Der dritte Oktober.

Geb. Johann Peter Uz.

Königl. Preuß. geheimer Justizrath zu Ansbach.

Ein Liebling der Grazien und ein Sänger der Weisheit, dessen Namen alle Freunde des Schönen und Guten mit Achtung aussprechen. Er war der Sohn eines Goldschmidts in Ansbach, und erblickte das Weltlicht im Jahr 1720. Die Zeichenkunst war seine erste Lieblingsbeschäftigung; aber er machte im Knabenalter auch schon größere Gedichte. Auf dem ansbachischen Gymnasium bildete er sich vornehmlich nach den besten Mustern Griechenlands und Roms; Anakreon und Horaz waren seine Lieblinge, die er beständig bei sich führte.

In seinem 19ten Jahre bezog er die Universität Halle, fest entschlossen, sich zu einem gründlichen Juristen zu bilden, und er erfüllte treu sein Gelübde. Indessen hatte er die Musenkünste schon zu sehr liebgewonnen, als daß ihn die ernstern Wissenschaften gänzlich davon hätten entfernen können. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm Gleims Bekanntschaft, der gleichfalls in Halle die Rechte studirte, und die beiden talentvollen Jünglinge schlossen einen Freundschaftsbund, auf den Trennung und Zeit keinen Einfluß hatten. Beide lasen die vortrefflichsten Werke der Alten und Neuern gemeinschaftlich, unterhielten sich über das Gelesene und theil-

ten einander ihre kritischen Bemerkungen mit. Gedichte machten sie damals noch nicht; bald nachher aber übersetzte Uz zur Uebung, aus den alten Dichtern, insonderheit dem Homer, Pindar und Anakreon. Bei dem letztern half ihm ein anderer akademischer Freund, den er um diese Zeit gefunden hatte, nehmlich Nikolaus Götz, nun auch einer unsrer berühmtesten Dichter; er war es, der diese gemeinschaftliche Uebersetzung, wiewohl ohne Uzens Vorwissen, im Jahr 1746 zu Carlsruhe herausgegeben hat. Schon um diese Zeit versuchte Uz, die griechischen Sylbenmaaße im Deutschen nachzuahmen; allein damals kannte man die wahre Natur der deutschen Quantität noch zu wenig; Uz wollte die Regeln der lateinischen Prosodie, selbst die Position, auf sie anwenden, und so konnte ihm natürlich kein längerer Versuch gelingen.

Im Frühlinge des Jahres 1743 kehrte Uz nach Ansbach zurück, und widmete seine Muse in stiller Eingezogenheit den Wissenschaften und der Dichtkunst, bis er 1748 ins geschäftige Leben über gieng. Er wurde Sekretair beim Justizkollegium — eine Stelle, die zwar wenig abwarf, die er aber bei seinem genügsamen Sinne 12 Jahre lang um so lieber verwaltete, da sie ihn immer noch Zeit übrig ließ, seine Neigung zu den Wissenschaften nach Wunsch zu befriedigen.

Alles was Uz dichtete, schickte er seinem Freunde Gleim zur Beurtheilung zu, und dieser veranstaltete davon eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte, die 1749 gedruckt, und nach der damaligen Lage des deutschen Parnasses mit Recht geschätzt wurde. Diesem ersten Versuche folgte ein erzählendes Gedicht in 4 Ge-

sängen: der Sieg des Liebesgottes, und unter den deutschen Dichtern, welche die poetische Epistel bearbeiteten, war Uz ebenfalls einer der ersten und glücklichsten. Seine poetische Ader floß nun mehrere Jahre lang ungestört fort, und er zog mit Recht die Augen aller Freunde der Dichtkunst auf sich. Uz versuchte sich in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, in der epischen Erzählung, in dem Lehrgedicht und in der Epistel, und in keiner Gattung ohne vieles Glück. Indeß gründet sich sein poetischer Ruhm am meisten auf seine lyrischen Gedichte; er war unter den Deutschen der erste, der es wagte, dem kühnen römischen Lyriker nachzufliegen und in seinem Geiste Tugend zu preisen und Laster zu strafen; am glücklichsten ist er in seinen Lehroden; man sieht, daß er, wie alle große deutsche Dichter, ein früher Denker war, dem nichts so sehr am Herzen lag, als die Sache der Sittlichkeit; wo er die Empfindung allein sprechen läßt, sinkt er schon mehr; aber in dem scherzhaften Liede ist er ein glücklicher Nebenbuhler Hagedorns; ja seine Leier tönt hier manchmal noch süßer und stärker. Für Richtigkeit, Kraft und Wohllaut der Sprache hat Uz für seine Zeiten viel gethan, wie jeder gestehen muß, der die zeitverwandten Dichter vergleicht.

Früher, als man es dachte, endigte sich seine poetische Laufbahn. Im Jahr 1763 ernannten ihn die beiden Markgrafen zu Ansbach und Kulmbach zum Assessor bei dem kaiserl. Landgericht des Burggrafthums Nürnberg, und zu ihrem gemeinschaftlichen Rathe. Die häufigen Arbeiten dieses neuen Amts entzogen ihn der deutschen Muse ganz; mit seiner Beförderung hörte er zu dichten auf. Das Geschenk, das er den Freunden seiner Muse

jetzt noch machte, bestand in einer vollständigen Sammlung seiner poetischen Werke, welche im Jahr 1768, durch Weiße's Verwendung so geschmackvoll verziert erschien, als es damals noch keinem deutschen Dichter widerfahren war. Nur noch zweimal nahm er an einer für den Druck bestimmten literarischen Unternehmung Theil, einmal indem er sich mit seinen Freunden Junkheim und Hirsch zu einer prosaischen Uebersetzung des Horaz verband, die 1773 erschien, und dann, indem er 1781, auf Veranlassung seines Fürsten, das neue ansbachische Gesangbuch mit Junkheim besorgte. An der Ausfeilung seiner eigenen Gedichte arbeitete er unverdrossen, bis an den Abend seines Lebens, aber die unpoetische Stimmung unsers Zeitalters versagte ihm die Freude, eine Ausgabe von letzter Hand zu erleben.

Als Geschäftsmann war Uz eine Zierde des Kollegiums, bei dem er stund. Er hatte immer die meisten Arbeiten und doch die wenigsten Akten im Hause. Alle Räthe bewunderten seine Thätigkeit und zugleich die juristische Gründlichkeit und lichtvolle Darstellung in seinen Arbeiten. Sein Tag zerfiel in zwei Hälften; der Vormittag war ganz seinem Amte geweiht, der Nachmittag ganz dem Umgange mit den Musen. Des Morgens war Uz ernst und still, und ließ sich nicht gern lange stören; nach Tische hingegen konnte jeder den Sänger der Freude in ihm finden. Er unterhielt sich dann sehr gern mit besuchenden Freunden, und theilte unerinnert das Neueste mit, was zu seinem Leibregimente (so nannte er seine auserlesene Bibliothek) gekommen war. Beständig rückte er in der Literatur mit seinem Zeitalter fort, las aber auch noch im höchsten Alter griechische und römische

Dichter,

Dichter, und zwar ohne Hülfsmittel und Kommentar. Nur gegen die neuesten deutschen Dichter (ungefähr seit dem Jahre 1780) war er entschieden eingenommen, weil sie, meinte er, meistens ihren Dichtungen die edlen Formen nicht gäben, welche die Meister der Vor- und Nachwelt den ihrigen gegeben hatten.

Sein Umgang bestand aus wenigen auserlesenen Freunden, die ihn verehrten und liebten; aber den höhern Ständen und selbst seinem Fürsten blieb der Dichter, dessen Name in ganz Deutschland mit Achtung ausgesprochen wurde, unbekannt. Der Markgraf Alexander erfuhr es erst in Rom, daß einer seiner Staatsdiener unter die ersten deutschen Dichter gezählt wurde. Pabst Clemens XIV freute sich nemlich auch deshalb der Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil dieser das Glück habe, den grosen Sänger Uz, den er selbst freilich nur in einer italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in seinen Landen zu besitzen. Erst hierdurch wurde der Markgraf aufmerksam auf ihn, so daß er nach seiner Zurückkunft diesen ihm merkwürdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ und ihm seine Achtung bezeugte. Der Fürst freute sich sehr, als er im April des Jahres 1790 Gelegenheit bekam, Uzen durch Uebertragung der burggräflichen Direktorstelle und Ertheilung des Charakters eines geheimen Rathes seine Achtung zu beweisen; allein Uz, der für einen solchen Schmuck zu bescheiden war, verbat sich diesen Titel und ließ sich an der Stelle des Direktors genügen. — Eine andere Auszeichnung wurde ihm noch auf seinem Sterbebette zu Theil. Als die ansbachischen Länder dem Könige

von Preußen anheim fielen, wurde er zum wirklichen Königl. Preuß. geheimen Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt. Wenige Stunden vor seinem Tode, den 12ten May 1796, wurde ihm noch das königl. Patent überreicht. Sein Geist war schon im Begriff, sich allmählig von dem Staube zu trennen, und hatte wenig Gefühl mehr für eine irdische Erhöhung. Blos durch ein: So! gab er zu erkennen, daß er die ehrenvolle Nachricht noch verstanden hatte. Einige Wochen vorher hatte er, als er eben ein Buch herabnehmen wollte, eine bedeutende Ankündigung von einem Schlagflusse, erholte sich aber wieder, vollendete mit voller Geisteskraft ein wichtiges Rechtsgeschäft, legte sich nachher, und entschlummerte nun an den Folgen jenes Schlagflusses, als ein allgemein verehrter Greis von 76 Jahren.

Die Selbstständigkeit und Seelenruhe, die aus seinen Liedern spricht, diese Unterwürfigkeit des sinnlichen Menschen unter Vernunft und Ordnung, war der stark ausgesprochene Charakter seiner ganzen Lebensweise. Er war niemals verheurathet, und brachte den größten Theil seines Lebens in einer zufriedenen Einsamkeit mit seiner Mutter und Schwester zu. Sein Cölibat war hauptsächlich Folge seiner geringen Einkünfte in jüngern Jahren, und wenn davon die Rede war, so pflegte er zu sagen: „Ich lasse mich keinen Hagestolz nennen, ich hätte sehr gern geheurathet; aber da ich heurathen wollte, konnte ich noch keine Frau ernähren, und da ich dies gekonnt hätte, war ich zu alt.“

Der vierte Oktober.

Gest. Franz, Freiherr von der Trenk.

Kaiserl. Königl. Panduren-Obrister.

Franz von der Trenk war eines von denjenigen moralischen Ungeheuern, deren es zum Glück der Menschheit nur wenige giebt; würdig an der Spitze einer Kalmuckenhorde zu stehen; trügerisch, grausam, unedel, raubsüchtig, wollüstig; — nicht, ohne Geistestalente und Muth; aber durch den Mißbrauch von beiden um desto hassenswürdiger. Das Herz des Menschenfreundes blutet, wenn er die Greuel erwägt, die der Krieg anrichtet; die Menge der unschuldig Zerstümmelter und Ermordeter, rauchende Städte und Dörfer, verheerte Länder und bis aufs Blut ausgesogener Unterthanen. Es thut seinem Herzen wohl, wenn er sieht, daß der Krieger, den seine Pflicht zum Kampfe auffordert, die Menschheit ehrt, die Unschuldigen schont und die unvermeidlichen Lasten zu erleichtern sucht. Aber mit Abscheu denkt jeder Gutdenkende an den Unmenschen, der an Rauben, Plündern und Morden sein Wohlgefallen findet, und überall Schrecken und Elend verbreitet, wohin er sich wendet. Ein solcher Barbar war Franz von der Trenk.

Er wurde im Jahr 1714 zu Calabrien in Sicilien geboren, wo damals sein Vater Obrist-Lieutenant und Kommendant war. Dieser besaß in Slavonien die

Herrschaften Prestowacz, Pleterenitz und Pakraz, auch ein ansehnliches Vermögen in Ungarn; er wurde zuletzt kaiserlicher Oberster und Kommendant, und starb im Jahr 1743 zu Leutschau in Ungarn. Seine Gattin war eine von Kettler aus Kurland.

Da die Natur ihrem Sohne wirklich außerordentliche Talente mitgetheilt hatte; da sein Vater reich war, und der feurige Jüngling sich ungefesselt fühlte, so mußten auch nothwendig große Ausschweifungen erfolgen. Von zarter Kindheit an war sein Wille nie gebändigt, seinen Leidenschaften nie ein Zaum angelegt worden — kein Wunder, daß er als Mann zum reißenden Thiere ward, das alles niederwarf, was ihm in den Weg kam. Was er unternahm glückte ihm, und dieß brachte ihn auf den stolzen Glauben: ihm sey nichts unmöglich! Von seiner Kindheit an, hatte er nur rohe, ungesittete Kroaten gekannt, die raubbegierig und blutdürstig waren, und nur durch Zwang und barbarische Behandlung im Zaume gehalten werden konnten. Der beständige Umgang mit einer solchen Menschengattung, bildete daher aus ihm einen wahren Tyrannen. Nachdem er eine zeitlang bei den Jesuiten in Oedenburg studirt hatte, nahm er in seinem 17ten Jahre bei dem Palfischen Regimente als Lieutenant Dienste. Bald zeigte er sich als einen verwegenen Soldaten, der Gefahren verlachte, und ihnen trotzig entgegen gieng. Aber sein trotziger Sinn stieß auch überall an, seine Jugendhitze verwickelte ihn in viele Händel, und durch sein rohes Wesen machte er sich eine Menge Feinde. Da es ihm nun nicht nach Sinne gieng, so verließ er die Kriegsdienste bald wieder, trat aber nach einiger Zeit als

Rittmeister unter das Regiment, das die Kaiserin von Rußland in Ungarn errichtete, und wohnte dem Treffen in der Gegend von Chotzim bei. Auch auf diesem Posten hielt er sich nicht lange; er wurde mit seinem Obersten in so gefährliche Händel verwickelt, daß man ihn gefangen setzte und sein Todesurtheil aussprach. Die Todesstrafe wurde indessen in einen halbjährigen Vestungsbau verwandelt, und nach Verfluß dieser Zeit bekam er Befehl, sich aus dem Lande zu entfernen.

Als im Jahr 1740 die Erbin der österreichischen Staaten, Maria Theresia, von verschiedenen Seiten feindlich angefallen wurde, so erbot sich Trenk für die Monarchin ein Regiment Panduren zu errichten. Sein Anerbieten wurde gerne angenommen, und man ertheilte ihm den Charakter als Obristwachtmeister. Mit seinen Panduren kam er am 15ten May 1741 zu Neisse an, und kommandirte sie dann bis zum Jahre 1746. In dieser Zeit fielen zahllose Plünderungen, Gewaltthaten und Grausamkeiten vor, die Trenk sich mit seinen Panduren zu Schulden kommen ließ. Wohin er sich wandte, verbreitete er Entsetzen und Jammer. Besonders fühlte Baiern die Wildheit dieses rohen Kriegers, der weder der Kirchen noch der schwachen Weiber schonte. Da er im Kriege immer die Avantgarde führte, folglich in feindlichen Ländern überall offene Gelegenheit zum Nehmen war, da er zum Raub geneigte Völker führte, so war des Plünderns und Raubens gar kein Ende. Er allein kaufte von allen seinen Leuten den Raub für einen geringen Werth, und schickte beladene Schiffe auf seine Güter. Erhaschte irgendwo einer seiner Offi=

ziere eine gute Beute, dann war dieser schon sein gewisser Feind, und er wurde so oft in das feindliche Feuer geschickt, bis er endlich erschossen, und der Herr Oberste Universalerbe wurde, der sich alles mögliche selbst zueignete.

In allen militairischen Wissenschaften war Trenk Meister. Er war ein großer Ingenieur, und sein Adlerblick wußte sogleich das Terrain zu durchforschen, auch jede Höhe und Entfernung richtig zu beurtheilen. Hieraus erwuchsen seine kriegerischen Vortheile, die ein guter Partheygänger am besten benutzen kann, wenn er die Gegenden genau kennt, wo der Krieg geführt wird. Ueberall war er der Erste; sein Leib war abgehärtet, um alle mögliche Beschwerden leicht zu erdulden. Verbindlichkeit gestattete ihm sein Stolz nicht, er war deshalb nach Grundsätzen undankbar, weil sich alle Triebfedern edler Handlungen auf seinen Eigennutz zurück zogen. Da nun ein entschiedenes Glück zugleich alle seine Unternehmungen begünstigte, so schrieb er nothwendiger Weise auch alles das, was nur von ohngefähr geschah, seinen persönlichen Verdiensten zu; er wußte keinen Freund zu suchen, zu schätzen, noch zu erhalten, folglich blieb er auch gleichgültig verlassen, wo er Hülfe bedurfte.

Indessen war er doch allezeit in seinem Fache ein brauchbarer Mann im Staate. Seine Liebe, Ehrfurcht und sein Diensteifer für die Kaiserin Maria Theresia waren unbegrenzt; und allein in dem Falle, wo er den Ruhm ihrer Waffen ausbreiten konnte, war er wirklich vermögend, sich selbst

und alle seine Neigungen aufzuopfern. Er hat die Ehre genossen, der erste Bilder und Anführer regulirter slavonischer Völker zu werden. Unter seinem Kommando erwarben sie sich Ruhm, und stützten die Macht des österreichischen Staates. Die Kroaten bluteten, er selbst blutete verschiedene Mahle mit ihnen auf dem Schlachtfelde, und diente als rechtschaffener Soldat, eben so furchtbar als eifrig und tapfer.

Trenk hatte in allen Ständen viele Feinde, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihn zu stürzen. und dieß gelang ihnen im Anfang des Jahres 1746. Er war in Wien in der Komödie, fieng Raufhändel an und wurde in Arrest gesetzt. Jetzt erwachte der Muth seiner Gegner, unzählige Beschuldigungen wurden gegen ihn vorgebracht, er ward in einen peinlichen Prozeß verwickelt, der sich damit endigte, daß man ihn zum Tode verurtheilte. Er erhielt eine Revision des Prozesses, wodurch er zwar der Todesstrafe, aber nicht einem lebenslänglichen Arrest entgieng. Man brachte ihn auf den Spielberg zu Brünn in Mähren, er verlohr nicht nur die Frucht seiner zahllosen Räubereien, sondern auch sein Familienerbtheil in Ungarn, und starb in einem Alter von 35 Jahren, am 4ten Oktober 1749 im Kerker. Weil er auf Erden nicht der größte Mann werden konnte, so wollte er heilig gesprochen seyn, nahm Gift und starb als Heuchler in einer Kapuzinerkutte gekleidet, stiftete eine ewige Messe, bestimmte ein Kapital zu einer Kapelle, und ein anderes für Ernährung solcher Ordensbrüder. In dieser Verfassung vollendete er das Trauerspiel, worinn er Hauptperson war.

In Trenks körperlicher Bildung hatte die Natur alle ihre Wohlthaten verschwendet. Seine Größe war über 6 Schuh, mit wirklicher riesenmäßiger Proportion. Sein Wuchs schön, seine Gesichtsbildung angenehm und männlich. Seine Stärke fast unglaublich; denn er hieb dem stärksten Ochsen mit seinem Säbel den Kopf ab. Er hatte es auch in der türkischen Uebung so weit gebracht, daß er Menschenköpfe wie Rüben abhieb. Im gesellschaftlichen Umgang war er, solange seine Leidenschaften nicht gereizt wurden, der angenehmste Mann. Er redete sieben Sprachen sehr geläufig, liebte Scherz, besaß eine besondere Gegenwart des Geistes für witzige Einfälle, verstand die Musik, hatte eine angenehme Stimme, und wußte einnehmend und gefällig zu seyn; hingegen da, wo er gebieten konnte, war er ein Ungeheuer. In seinem Auge entdeckte der Kenner eine arglistige Seele, und sein Zorn war Wuth ohne Mäßigung. Eigennutz und begierige Habsucht blieben aber immer seine Hauptleidenschaften; da, wo etwas zur Vermehrung seiner Schätze zu hoffen war, wirkten weder Tugend, Religion, Menschenpflicht, noch Ehre; und im 31sten Lebensjahre, da er gegen 2 Millionen im Vermögen besaß, gieng sein Geitz schon so weit, daß er täglich nicht einen Gulden verzehrte, und sich selbst die Nothdurft abbrach.

Der fünfte Oktober.

Geb. Die Ritterin d'Eon.

Französischer Minister am englischen Hofe.

Charlotte Genevieve, Louise Auguste Andree Timothee d'Eon du Beaumont, Doktor des Civil- und kanonischen Rechts, Advokat beim Pariser Parlament, Generalcensor der schönen Wissenschaften und der Geschichte in Paris, Dragoner-Kapitain und hernach General-Adjutant des Marschalls, Grafen von Broglio, Ritter des königl. franz. Militairordens vom heiligen Ludwig, Gesandtschaftssekretair bei dem Marquis de l'Hospital, bevollmächtigtem Minister am russischen Hofe, Gesandtschaftssekretair beim Herzog von Nivernois, franz. Ambassadeur am englischen Hofe, und hernach bevollmächtigter Minister daselbst, war im Jahr 1728 zu Tonnere in Bourgogne geboren. Sie stammte aus einem sehr alten und vornehmen Geschlechte. Schon im zarten Kindesalter wurde sie in Knabenkleider gesteckt, um in dieser Metamorphose einen reichen Onkel beerben zu können. Die List gelang, und den größern Theil ihres Lebens zählte man sie bona fide zum männlichen Geschlecht.

Im 6ten Jahre ihres Alters schickte man sie zu einer alten Tante nach Paris, in deren Hause sie einen ihrem vorgeblichen Geschlechte angemessenen Unterricht erhielt.

Im 14ten Jahre besuchte sie das Kollegium Mazarin, und zeichnete sich hier sowohl wegen ihrer Fortschritte in den Wissenschaften, als wegen ihres anständigen Betragens ganz vorzüglich aus. Nachdem sie sich in dieser wissenschaftlichen Pflanzschule hinlängliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hatte, legte sie sich auf die Reit- und Fechtkunst, welche letztere nachher immer eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen blieb. Darauf ward sie Doktor des Civil- und kanonischen Rechts, und Parlaments-Advokat zu Paris. Sie hatte dabei keineswegs die Absicht, sich professionsmäßig der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, sondern sie kündigte sich dadurch nur als einen Kandidaten politischer und Finanzämter an, zu denen damals in Frankreich, ohne jene Formalitäten, niemand gelangen konnte. Indessen liebte sie die Wissenschaften nach wie vor, und fand noch Zeit genug, manche kleinen Stücke vermischten Inhalts, als: eine Lobrede auf Marie d'Este, Herzogin von Penthievre, und eine andre auf den Grafen d'Ous en Bray, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Paris, beide lateinisch heraus zu geben.

Der Prinz von Conti, ein großer Gönner ihrer Familie, der ihr Geschlecht kannte, brachte sie im Jahr 1755 an den Hof Ludwigs XV. Er entdeckte dem Könige ihr Geschlecht, der aber über diesen sonderbaren Umstand hinweg sah, um sich ihrer Dienste in einer Angelegenheit zu bedienen, die ihm sehr am Herzen lag, nemlich in seiner Aussöhnung mit dem russischen Hofe. Mademoiselle d'Eon brachte diese schwere Unternehmung als Frauenzimmer, und ohne einen öffentlichen Charakter, glücklich zu Stande. Sie gieng nemlich als Vorleserin der Kaiserin Elisabeth

nach Petersburg. Es versteht sich, daß sie diese Maske nur so lange trug, bis sie die Kaiserin gewonnen hatte, und dazu bedurfte es bei einem Mädchen von ihren Talenten kein volles Jahr. Im folgenden Jahr 1756 wurde sie daher abermals mit dem Chevalier Douglas, als Mann, mit einem offenen Kreditiv dahin geschickt. Beide wußten durch ihre nachdrücklichen und klugen Verhandlungen die russische Kaiserin dahin zu vermögen, daß diese ein Heer von 80,000 Mann, von welchem man behauptet, es sey anfangs für Preußen bestimmt gewesen, mit dem französischen und österreichischen Heere gegen Preußen verband. — Ob übrigens Elisabeth unsre Heldin ein Jahr später wieder erkannte, oder nicht erkennen wollte, darüber schweigt mein Gewährsmann.

Auch ihre Rückreise von Petersburg in eben dem Jahre war nicht geschäftlos. Sie hatte den Auftrag, dem Wiener Hof einen Plan der russischen Feldzüge vorzulegen. Sie befand sich gerade in Wien, als die Nachricht von der merkwürdigen Schlacht bei Prag einlief. Hier schickte ihr der Graf von Broglio Depeschen an den franz. Hof zu. Mit diesen Depeschen und dem Traktat zwischen Rußland und Frankreich setzte sich Mademoiselle d'Eon auf eine Extrapost, um ihre Reise desto geschwinder zu beendigen; allein, sie hatte kaum 15 Meilen zurück gelegt, als sie in dem gefährlichen Gebirge von Melk in Niederösterreich, 250 kleine franz. Meilen von Paris, mit ihrem Wagen mitten in der Nacht umgeworfen wurde, und ein Bein, nahe am Knöchel zerbrach. Allein ihr Diensteifer überwog den heftigen Schmerz, und sie konnte kaum die Zeit zum Verbande erwarten, um ihre Reise fortzusetzen. Sechs und dreißig Stunden kam sie noch früher zu Versailles an, als

ein Kourier des Wiener Hofes, überlieferte ihre Papiere dem Sekretair des auswärtigen Departements, ohne aus dem Wagen zu treten, und bezog alsdann eine Wohnung, die ihr Ludwig XV anweisen ließ, der ihr auch einen seiner Wundärzte zuschickte. Ihre Kur dauerte drei Monate. Der König ernannte sie darauf zum Dragonerlieutenant, und schickte sie zum drittenmale als Gesandtschaftssekretair mit dem Marquis de l'Hopital nach Petersburg.

Nach ihrer Rückkunft, im Jahr 1759 erhielt sie, ihrem sehnlichen Wunsche gemäß, die Erlaubniß, den deutschen Feldzug und zwar als Hauptmann bei den Dragonern und Volontairs der Armee, und als General-Adjutant des Marschalls, Grafen von Broglio, mitzumachen. Sie ward bald darauf in einem Scharmützel zweimal verwundet. Bei Osterwick griff sie, an der Spitze von 80 Dragonern und 40 Husaren, ein preußisches Freibataillon an, schlug es gänzlich in die Flucht, und nahm den Kommandeur gefangen. Ueberhaupt zeichnete sie sich auf ihrem militairischen Posten eben so vortheilhaft aus, als in ihren polischen Aemtern.

Im Jahr 1762 bestimmte ihr Souverain sie zum Gesandten nach Rußland an die Stelle des Baron von Breteuil; aber der Tod Peters III veranlaßte eine Veränderung im politischen System des Petersburger Hofes, und machte die Sache rückgängig. Sie wurde also im September dieses Jahres als Gesandtschaftssekretair des Herzogs von Nivernois nach England geschickt, um den Frieden von 1763 zu schließen. Ihre Geschicklichkeit bei dieser Verhandlung machte sie bei dem Könige von England sehr beliebt, und er wünschte ganz gegen die gewöhnliche Hofsitte in ähnlichen Fällen, daß sie die Ratifikation

des Friedenstraktats zwischen seinem und dem Versailler Hofe nach Frankreich brächte. Ihr eigener Souverain beehrte sie zum Beweise seiner Zufriedenheit mit dem Orden des heil. Ludwig. In der That hätte sich ohne die Klugheit unserer d'Eon die ganze, für zwei Nationen so wichtige Unterhandlung, wahrscheinlich zerschlagen.

Ludwig XV hatte ihr von Zeit zu Zeit Jahrgelder von verschiedenem Betrage auszahlen lassen. Eine Pension von 12,000 Livres wurde ihr auch nach Ludwigs XV Tode von seinem Nachfolger ausgezahlt, aber mit dem ausdrücklichen Befehle ihr wahres Geschlecht nicht länger zu verleugnen, und mit der Bedingung, daß sie wieder Damenkleider anziehen sollte, wodurch also ihr männliches Geschlecht seit dem Jahre 1774 aufhörte. — Seit dem Frieden von 1763 hielt sie sich meistens in London auf, wo sie sich ihres schnellen Witzes, ihrer ausgebreiteten Kenntnisse, Offenherzigkeit und Freimüthigkeit sehr viele Freunde erwarb. Auch wendete sie im Jahr 1778 und 1779 bei ihrem langen Aufenthalte in Versailles alles an, was nur in ihren Kräften stand, um den Grafen von Vergennes von der Theilnahme an den amerikanischen Kriege abzuhalten. Sie erbot sich, darzuthun, daß die Gründe dafür, wie sie im franz. Manifeste aufgeführt wären, weder auf philosophischen noch auf politischen Prinzipien beruheten, und — wie wahr, wie richtig urtheilte das einsichtsvolle Frauenzimmer! — daß sich der franz. Hof dadurch selbst eine Ruthe gebunden hätte, wenn es seinem eigenen Volke einmal einfallen sollte, auch frei zu werden. So sagte d'Eon als Prophetin zehn Jahre vorher, was in eine so tragische Erfüllung gegangen ist.

Doch die trifftigsten Gründe fanden jetzt kein Gehör,

und die Ritterin gieng wieder nach London zurück, wo sie immer eine würdigere Aufnahme gefunden hatte, als in ihrem Vaterlande. Sie lebte daselbst ohne alles Geräusch, im Schooße der Wissenschaften und im Umgange mit wenigen erlesenen Freunden. Im Jahr 1791 entschloß sie sich, England zu verlassen, zeigte aber auch damals die ganze Redlichkeit, welche alle ihre Schritte in ihrem ganzen thatenvollen Leben bezeichneten, indem sie darauf bedacht war, durch den Verkauf ihrer sehenswürdigen und ausgesuchten Sammlung von Handschriften und Büchern, einige Schuldfoderungen zu berichtigen, die keineswegs Wirkungen ihrer Schuld oder Unbesonnenheit waren. Um von der Wahrheit des letztern überzeugt zu werden, darf man nur den Umstand erfahren, daß ihr Souverain um sie in den Stand zu setzen, einige während ihrer Gesandtschaft kontrahirte Schulden zu bezahlen, einen Agenten mit ansehnlichen Geldsummen für sie nach England geschickt hatte. Dieser ließ die Zahlung durch einen englischen Lord besorgen. Allein nicht lange nachher starb derselbe, und Mademoiselle d' Eon gerieth mit seinen Erben wegen der Depositengelder in einen langwierigen Prozeß.

Wäre die französische Revolution in einer andern Zeit zum Ausbruche gekommen, da die Ritterin noch im vollen Gefühl ihrer Kräfte gestanden wäre: höchst wahrscheinlich hätte sie dann in diesem tragischen Schauspiele eine wichtige Rolle gespielt. Jetzt aber, in ihrem herannahenden Alter, trat sie von der Bühne ab, verlebte einige Jahre in stiller Eingezogenheit, und starb, wie einige öffentliche Blätter berichteten, im Jahr 1794 in ihrem Vaterlande.

Der sechste Oktober.

Geb. Jakob Fiz-James, Herzog v. Berwick.

Marschall von Frankreich.

Jakob Fiz-James, nachheriger Herzog von Berwick, geboren im Jahr 1670, war ein Sohn König Jakobs II und der Mis Arabella Churchil, einer Schwester des Herzogs von Marlborough. Diese Verbindung wurde geschlossen, da Jakob noch Herzog von York war. Jakob, der König, erkannte seinen Sohn an, und gab ihm fortwährende Beweise einer väterlichen Zärtlichkeit und Fürsorge. Der Sohn bemühte sich, sie zu verdienen und zu erhalten. Sein Uebergang zur katholischen Religion und der Eifer, welchen er in dem Bekenntniß derselben bewies, empfahl ihn der Vorsorge des Vaters noch mehr, knüpfte ihn aber auch unauflöslich an sein Schicksal.

Seine Abkunft und die Zärtlichkeit seines Vaters würde manchen ein Hinderniß der Ausbildung seiner Talente geworden seyn; ihm wurde sie zu einem Sporne. Der Türkenkrieg, der in dem letzten Drittheil des 17ten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit von Europa so anhaltend beschäftigte und beinahe aus allen Ländern unternehmende und talentvolle Jünglinge hinzog, um hier kriegerische Ausbildung und Ruhm zu suchen, lockte auch den jungen Fiz-James an. Er nahm (im

Jahre 1686 und 1687) an zwei Feldzügen auszeichnenden Antheil. Als er in sein Vaterland zurück kehrte, erhob ihn sein Vater, als Belohnung, zum Herzog von Berwick und ernannte ihn zum Chef eines Regiments. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich zuerst seine eifrige Anhänglichkeit an die katholische Religion auffallend. Mit unglaublicher Emsigkeit und Strenge trieb er alle protestantische Soldaten aus seinem Regimente, und warb katholische Irländer an, um die Verjagten zu ersetzen.

Die Revolution, welche bald darauf (1688) in England ausbrach, und seinen Vater vertrieb, zerstörte auch das aufblühende Glück des Sohns, und hemmte die Wirksamkeit des fanatischen und ehrgeizigen Jünglings in seinem Vaterlande für immer. Er folgte seinem Vater nach Frankreich, und suchte dort mit ihm anfangs Beistand, in der Folge Schutz und Unterhalt. Die Versuche, welche im nächsten Jahre, mit einer, freilich nur sehr schwachen, französischen Unterstützung gemacht wurden, durch Irland wieder in den Besitz von England zu gelangen, blieben ohne Erfolg. Berwick nahm einen vorzüglichen Antheil daran, und gab die unzweifelhaftesten Beweise von seiner persönlichen Tapferkeit, so wie von seinem wachsenden Eifer, für die Sache seines Vaters und der katholischen Religionspartheì. Im Dienste dieser letztern machte er auch späterhin eine Reise nach Italien, und bewies sich beständig als ein eifriger und treuer Ritter der allein seligmachenden Kirche und ihrer Diener. Bei dem daurenden Aufenthalte seines Vaters in Frankreich hatte auch er, nebst mehrern andern ausgewanderten oder vertriebenen Engländern,

dern, die den Hof des Exkönigs bildeten, unter der Obhut Ludwigs, hier einen Zufluchtsort und an ihm einen Schützer und Gönner gefunden. Die Kriege, die so anhaltend und schnell auf einander folgten, gaben ihm Gelegenheit genug, diesem die Talente und Dienste zu widmen, die er für seinen Vater nicht weiter nutzbar anwenden konnte; zugleich seine Erhebung und sein Glück zu befördern. Seine persönliche Tapferkeit, seine zwar nicht großen, aber guten Fähigkeiten, seine Geschmeidigkeit, besonders aber seine ächt katholische Gläubigkeit und sein warmer Eifer für die Verbreitung derselben und die Bekämpfung ihrer Feinde, empfahlen ihn Ludwig und der Frau von Maintenon immer mehr; erwarben ihm Auszeichnung, Erhebung und Pensionen, und besonders in dem spanischen Successionskriege mehrere wichtige Befehlshaberstellen; in welchen er so viele Beweise eines vorzüglichen Vertrauens erhielt, und Gelegenheit fand, sich Beifall, Ehre und Belohnungen zu erwerben.

Als er das erstemal, im Jahr 1703, als Befehlshaber nach Spanien gesandt wurde, bat er Ludwig XIV um den Marschallsstab. Er mußte sich aber diesmal, wie man sagt, mit der schmeichelhaften Verweigerung begnügen: er, als ein Prinz, bedürfe einer solchen Erhebung nicht. Einige Jahre nachher, als er auf das besondere Begehren König Philipps V wieder zur Anführung der vereinigten Bourbonschen Truppen in diesem Reiche, abgesandt wurde, sah er dennoch seinen Wunsch befriedigt. Auch wurde er in Frankreich und Spanien naturalisirt, in letzterm durch die Aufnahme unter die Grande's der ersten Klasse.

Es verdient als ein charakteristischer Zug bemerkt zu werden, daß er nicht nur in diesem Verhältnisse mit den spanischen Großen, sondern besonders auch noch in dem Verhältnisse am Hofe zu Madrid und namentlich mit der Prinzessin Ursini in sehr gutem Vernehmen stand, sich des Schutzes dieser mächtigen Günstlingin besonders erfreute. Sein biegsamer, unterwürfiger, intriganter Charakter, seine scheinbare anspruchlose Folgsamkeit erwarben ihm von dieser ehrgeizigen Frau eben so viele Unterstützung, als andere, besonders Vendome und Orleans Widerstreben von ihr zu erfahren gehabt hatten. Durch diese Gunst und Beschützung erhielt er die Gelegenheit, sich den Sieg bei Almanza, der seinen Kriegsruhm vollendete, vor der Ankunft des Herzogs von Orleans zu erfechten; eben dadurch sich den Einfluß, neben dem Herzog, als er diesem den Oberbefehl hatte übergeben müssen, den ganzen Feldzug hindurch zu erhalten.

Im Jahr 1708 gieng Berwick an den Rhein, und von da nach Flandern. Seine feine schleichende Manier hatte das Vertrauen des Herzogs von Burgund allmählig völlig von dem Herzoge von Vendome, seinem ihm eigentlich zugeordneten Rathgeber, abgezogen und an sich gefesselt. Er hatte ein so vollkommenes Uebergewicht erhalten, daß, so oft seine und Vendome's Meinung zusammen stießen — und dies war so oft, als sie beide von dem Prinzen in Rath genommen wurden — die seinige den Vorzug erhielt, von dem Prinzen beinahe blindlings befolgt wurde. Dabei wußte er sich so fein zu benehmen; so vollkommen den Schein eines Widersachers oder Nebenbuhlers

des Herzogs von Vendome zu vermeiden, daß dieser seinen ganzen Unwillen auf den Herzog von Burgund warf. Auf diese Weise entzündete er die Zwistigkeiten zwischen diesen beiden Feldherren und nährte sie so emsig und anhaltend, daß sie endlich zu einer völligen Entzweihung gediehen. Ohnerachtet dies nicht eben zum Glück der französischen Waffen wirkte, vielmehr der höchst nachtheilige Feldzug des Jahres 1708 großen Theils auf diese Rechnung gesetzt werden muß; so wußte doch der Herzog von Berwick so zweckmäßige Berichte abzustatten, daß Ludwig und der ganze Hof die Schuld des unglücklichen Laufs dieses Feldzugs dem Herzoge von Vendome fast ausschliessend zurechneten. Sein Verhalten und das Betragen des Herzogs von Burgund erfuhren dagegen bei Hofe Billigung und Rechtfertigung. Die Frau von Maintenon und mit ihr der König fanden es sehr natürlich, „daß der Prinz den Rath des Ueberwinders von Almanza, dem Rathe des Herrn von Vendome vorgezogen habe, auf welchen drei Viertheile des Kriegsheers erbittert seyen.“.

Woher sie diese letztere Nachricht hatte, ist freilich nicht angemerkt. Es scheint indessen, daß sie dieselbe eben dem verdankte, der ihr die Vorstellung von der ausschließenden Schuld Vendome's beigebracht hatte. Es gehörte gewiß Kunst und Geübtheit in der Verleumdung dazu, gerade diese Insinuation glaubhaft zu machen, da eine der ausgezeichnetsten Feldherrneigenschaften Vendome's darinn bestand, die Liebe der Soldaten an sich fesseln und durch sie alles mit ihnen ausrichten zu können.

Berwick lebte in seinen Würden und Verhältnissen am französischen Hofe, bis in das Jahr 1734, wo er als Feldherr in Deutschland, bei der Belagerung von Philippsburg seinen Tod fand. Berwick war Chef dieser Belagerung. Er ritt am Morgen des 12ten Junius von Speier, seinem Hauptquartier, aus, um die Belagerungsanstalten zu untersuchen, näherte sich aber den feindlichen Kanonen so sehr, daß ihm eine Kugel den Kopf wegnahm. Man glaubt, er habe befürchtet, zurück gerufen zu werden, und sich deswegen selbst der Gefahr so sehr ausgesetzt, um ein Leben zu verlieren, das Hofkabalen ihm unangenehm machten. Er hinterließ den Ruhm eines persönlich tapfern, thätigen und gewandten Kriegers; eines erfahrnen, vorsichtigen und geschickten Anführers. Verdienste wird ihm das Urtheil der Nachwelt nie streitig machen; aber Größe und Adel des Geistes und des Gemüths auch wohl nie zugestehen. Der Vergessenheit hat er seinen Namen entrissen und in der That mehr durch das, was er, als was das Glück für ihn that. Aus der Zahl der Wenigen, die die Menschheit dadurch heben, daß sie sich über die Menschheit zu erheben scheinen, dürfte er jedoch in dem Urtheile der Nachwelt ausgeschlossen bleiben.

Der siebente Oktober.

Gest. John Brown.

Arzt in London.

Eine seltene Celebrität erlangte dieser schottische Arzt nach seinem Tode, denn so lange er lebte, nahm man wenig Notiz von ihm und seinen Schriften. Er ist Stifter einer neuen medizinischen Schule, die nach ihm die Brownsche genannt wird. Die Stimmen der Aerzte über Browns System sind getheilt. Ein Theil, zumal der der bejahrten Theoretiker und bequemen Praktiker, sind gegen dasselbe; ein anderer, besonders die jüngern Aerzte, die ihre Theorie und Praxis noch nicht einem gewissen Leisten allzufest angeschmiegt haben, sind für dasselbe. Schade, daß sich in die noch nicht geendigten Fehden über den Werth oder Unwerth der Brownschen Methode so viele Menschlichkeiten, so viel Partheigeist und leidenschaftliche Hitze, gemischt haben! Die Zeit wird Richter seyn! Indessen scheinen die kaltblütig prüfenden Aerzte großentheils dem Urtheile Girtanners beizustimmen, welcher behauptete: „Das Brownsche System enthält viele große, treffliche, originelle und richtige theoretische Ideen über alle

Theile der Arzeneiwissenschaften; aber auch eben so viele unrichtige und falsche Behauptungen. Es sey nichts weniger, als ein vollständiges System der Arzeneiwissenschaft, und der praktische Theil davon tauge nicht zum Leitfaden am Krankenbette."

Brown war ohngefähr 1735 oder 1736 zu Buncle, in der schottischen Grafschaft Berwick, von armen Aeltern geboren. Er taglohnte anfangs, war dann Weber, zeigte aber frühe schon ungewöhnliche Talente, und das war die Veranlassung, daß seine Aeltern die Bestimmung seines Berufs änderten, und ihn auf Studien schickten. Er wurde nach Dunse in die lateinische Schule gebracht, wo seine Geistesanlagen allgemeine Bewunderung erregten. Nach zwei Jahren, die er auf der Schule zugebracht hatte, konnte er die lateinischen Klassiker mit der größten Fertigkeit lesen, und hatte in der griechischen Sprache, eben die großen Fortschritte gemacht. Wenn Brown die, aus zwei Oktavseiten bestehende lateinische Lektion einmal überlesen hatte, legte er gemeiniglich das Buch weg, und las nun das Ganze, ohne ein einziges Wort zu verlieren, aus dem Kopfe.

In seiner Jugend war Brown äußerst religiös und ein eifriger Anhänger der Sekte der Separatisten (Wighs), wie man sie in Schottland nennt. Seine Armuth zwang ihn, im Jahr 1755, eine Hofmeisterstelle in der Nähe von Dunse anzunehmen, die er aber bald wieder verlohr. Der Grund davon lag wahrscheinlich in seinem äußern Wesen, in das er so sehr den Geist der Strenge, der Andächtelei — kurz, das ganze Gepräge der Pedanterie übergetragen hatte.

Nun gieng er auf die Universität Edinburg, und studirte dort Theologie mit eben der Auszeichnung, die ihn bisher auf der ganzen akademischen Laufbahn seinen Lehrern empfahl; allein er ward dieses Studirfaches bald satt, und gieng zur Arzeneiwissenschaft über. Um seinen Unterhalt zu gewinnen, machte er den lateinischen Sprachmeister, übersetzte Dissertationen ins Lateinische, und verfertigte fürs Geld dergleichen nach jedem beliebigen System. Der berühmte Lehrer der praktischen Heilkunde Cullen nahm ihn gleich beim Eintritt ins Studium der Medizin sehr freundschaftlich auf, machte ihn zu seinem Familienlehrer, und erlaubte ihm, seine Kollegien aus seinem eigenen Hefte in Abendvorlesungen zu wiederholen.

Da Brown jetzt sein hinreichendes Auskommen hatte, und sich schmeichelte, bald eine öffentliche Lehrstelle zu erhalten, so trat er 1765 ins eheliche Leben. Er errichtete ein Kosthaus für junge Studirende, lebte auf einem großen Fuße, hielt schlecht Haus, und — machte Bankerott. Die Aussicht auf eine öffentliche Lehrstelle verschwand ebenfalls, seine Bewerbungen waren fruchtlos, und er versank immer mehr in die bitterste Armuth.

Mangel und häusliches Elend drückt den Geist nieder, erzeugt Muthlosigkeit und Erschlaffung. Es giebt aber auch starke Geister, die sich über ihre Lage erheben, und, trotz aller äußern Hindernisse, muthvoll ihre Bahn verfolgen. In diese Klasse gehört Brown. Er hatte sich 15 Jahre lang mit der Heilkunde beschäftiget, ohne in irgend einem Theile derselben Befriedigung für seinen philosophi-

schen Geist gefunden zu haben. Voll Zuversicht auf eine reine kritische Philosophie und ausgerüstet mit allen Hülfswissenschaften, begann er das große Werk, den Versuch, die Heilkunde auf sichere und bestimmte einfache Grundsätze zu führen, und sie so zur Würde einer Doktrin empor zu heben. Er legte den Versuch dem Publikum nicht als ein vollendetes Werk, sondern nur als eine rohe Bildsäule, die der weitern Politur fähig ist, unter dem Titel: Grundsätze der Arzeneilehre, in einem Werke vor, das 1780 erschien, und 1787 in London neu aufgelegt wurde.

Die Vorlesungen, welche Brown über sein neues System hielt, wurden zwar nicht häufig, aber, wie man behauptet, von den besten und fähigsten Köpfen besucht. Es fehlte ihm ganz an den Eigenschaften, wodurch die Menge gelockt wird, an einem empfehlenden Aeußern, an Deklamation und Reitz des Vortrags. Als Docent hatte er eine heißere, mehr krächzende Stimme, die indessen doch angenehmer wurde, wenn er ins Feuer kam. Er nahm oft, ehe er die Vorlesung anfieng, 40 bis 50 Tropfen Laudanum in einem Glase Whisky (schottischem Branntwein), welche Dosis er während derselben vier bis fünfmal wiederholte. Spottweise wurden seine Schüler Brownianer genannt, und da diese den Schimpf nicht auf sich ruhen lassen wollten, so kam es zwischen ihnen und ihren Gegnern öfters zu Thätlichkeiten, ja sogar zu Duellen. Brown selbst gerieth mit allen Professoren der Medizin zu Edinburg in offenbare Feindschaft. Eine intrigante

Konsultation und Kur kostete ihm beinahe seinen ganzen guten Namen als Arzt und als Mensch. Die Streitigkeiten unter den Studenten selbst erregten endlich die Aufmerksamkeit des akademischen Senats, und die medizinische Societät publicirte das Gesetz, daß jedes Mitglied, welches ein anderes Mitglied eines in einer gelehrten Debatte gebrauchten Ausdruckes wegen herausfordern würde, aus der Gesellschaft ausgestoßen werden sollte.

Brown's ökonomische Lage wurde indessen immer mißlicher, und seine Gläubiger zwangen ihn endlich, ins Gefängniß zu wandern, wo seine Schüler noch seine Vorlesungen besuchten. Der Kummer untergrub seine Gesundheit, und der unmäßige Genuß geistiger Getränke, dem er sich überließ, betäubte wohl seinen Schmerz auf kurze Zeit, verschlimmerte aber offenbar seine Umstände nur noch mehr. Als er aus dem Gefängnisse kam, wollte er nicht länger in Edinburg bleiben, sondern wanderte im Jahr 1786 nach London, in der Hoffnung, hier eine günstigere Aufnahme, Beifall und Lohn zu finden. Aber auch dieser letzte Trost sollte vereitelt werden. Man nahm wenig Notiz von seinem Daseyn, und die öffentlichen Vorlesungen, welche er ankündigte, kamen nicht zu Stande. Er gab 1787 ein anonymisches Werk heraus (Observations on the principles of the ad System of Physic), in welchem er seine Lehre in einem populairen Vortrag bekannt machen wollte; allein Brown verstand sich auf nichts so wenig, als auf die Kunst, einen wissenschaftlichen Theil populair zu behandeln.

Ein Londner Betrüger that ihm in seinen ökonomischen Bedrängnissen einen Vorschlag, der ihn vielleicht aus seiner traurigen Lage gerissen hätte. Er hielt dafür, eine Zusammensetzung der stärksten Reizmittel müßte unter dem Namen Dr. Browns erregende Pillen, Glück machen, und bot ihm daher, wenn er seinen Namen dazu hergeben wollte, eine nicht unbedeutende Summe baar, nebst einem Antheile des künftigen Gewinnes an. Aber Brown wies den Antrag mit Verachtung von sich; ein schöner Zug seines redlichen Charakters. Er unterlag endlich dem Drucke des Unglücks, und starb 1788 an einem sogenannten Schlagflusse. Man behauptete, er hätte sich vergriffen, und vor dem Schlafengehen eine allzugroße Dosis Laudanum genommen. Sechs Kinder hinterließ er in den hülflosesten Umständen.

Als Mensch war Brown offen, gerade, ein Mann von der größten Herzensgüte; aber heftig, gemein, unordentlich, nachläßig.

Der achte Oktober.

Geb. Johann Gottfried Groß.

Königl. Preuß. Hofrath in Erlangen.

Groß, der berühmte Erlanger Zeitungsschreiber, war 1703 zu Uehlefeld geboren. Sein Vater, der Prediger des Orts, war sein erster Erzieher und Lehrer, und als Freund und Kenner der Geschichte, brachte er auch seinem Sohne zeitig einen Geschmack an den historischen Wissenschaften bei. Dieser besuchte zuerst die Schule zu Nürnberg, dann das Gymnasium zu Coburg, und wanderte nun nach Halle, wo er seine akademischen Studien anfieng, und darauf nach Leipzig, wo er sie beschloß. Eigentlich sollte er die theologischen Wissenschaften zu seiner Hauptsache machen, er widmete aber seine meiste Zeit den Humanioren, der Geschichte, Statistik und Politik.

Schon in Leipzig las er mit Beifall ein Zeitungs-Kollegium, wurde dann Hauslehrer bei einem Landedelmann, kam als Präceptor an das Pädagogium zu Halle, und darauf in der nemlichen

Qualität an die Klosterschule zu Bergen bei Magdeburg. Bei einer verwittibten Fürstin von Köthen, dann bei einem Grafen in der Wetterau, war er einige Zeit Kabinetsprediger, wich aber selbst einer Versorgung im geistlichen Stande aus, denn der Priesterrock war nicht nach seinem Geschmack. Sein unsteter Genius trieb ihn auch nach Regensburg, wo er Privatunterricht ertheilte, und nebenbei öfters predigte.

Das Jahr 1740 brachte ihn endlich seiner eigentlichen Bestimmung näher: er wurde als Professor der Geschichte an der Ritterakademie nach Erlangen berufen, mit der Klausel, von Zeit zu Zeit in der akademischen Kirche zu predigen. Weil er aber von der Predigerbesoldung nichts bekam, so legte er seinen Unmuth darüber einst dadurch an den Tag, daß er läuten und singen ließ, ohne in die Kirche zu kommen. Von der Zeit an, betrat er die Kanzel nie wieder, und schuf sich dagegen eine reiche Erwerbungsquelle als Zeitungsschreiber. Er fieng seine Realzeitung in einem der wichtigsten Zeitpunkte des 18ten Jahrhunderts an, da mit Kaiser Karl VI so viele Fürsten in einem Jahre starben, und die interessantesten Begebenheiten Schlag auf Schlag folgten. Geschmacklosigkeit war seither fast der unterscheidende Charakter der meisten politischen deutschen Flugblätter gewesen. Mit Groß begann gleichsam eine neue Epoche; seinen für jedermann lehrreichen historisch-statistischen Vortrag würzte er mit Einfällen, Anekdoten, Scherzen und Satyren. Der Beifall, den er fand,

war so groß, daß sein Blatt nicht nur in ganz Deutschland und andern europäischen Reichen gelesen, sondern auch nachgedruckt und selbst nach Amerika verschickt wurde. In manchen Jahren, besonders den kriegerischen, ließ er 18,000 Stücke abdrucken, und gewann dadurch ein ansehnliches Vermögen.

Bei der Errichtung der Universität zu Erlangen, im Jahr 1743, wurde ihm eine Professorstelle angetragen; allein seine Zeitung beschäftigte ihn nun ganz und ausschließend. Er erhielt um diese Zeit den Titel eines kaiserlichen Raths und Agenten in Nürnberg, ward 1752 Brandenburgischer Rath und Historiograph, und 1765 Preußischer Hofrath. Mehrere Jahre lang bewohnte er ein ansehnliches Landgut bei Nürnberg, im Jahr 1751 zog er wieder nach Erlangen, und hier starb er am 12ten Jul. 1763 unverheurathet. Der Erbe seines Vermögens und seines Zeitungsinstituts, welches letztere jetzt von dem Professor Fabri dirigirt wird, war seines Vaters Bruders Sohn, der Erlangische Hofrath Johann Heinrich Groß.

Groß war im Umgange ein gefälliger, aufgeweckter, scherzhafter und durch Geschichten und Anekdoten sehr einnehmender und belehrender Mann, der alles Gute und auch die Ausschweifungen des sanguinischen Temperaments hatte. Er spielte gern Schach und schrieb öfters, indem der Gegner auf seinen Zug dachte, seine Zeitung auf einzelne Blättchen, die er nach und nach in die Druckerei schickte und meist mit Einfällen würzte. Mit seinem Vater vertrug er sich nicht sonderlich, oder dieser war

wenigstens mit dem Sohne unzufrieden. Zu Planen und Unternehmungen war er sehr aufgelegt, aber außer seiner Zeitung ist keiner zur Ausführung gediehen. Schon in seinen jüngern Jahren entwarf er den Plan zu einer Commerzien-Akademie, mit einem politischen Seminarium, und zu andern verbesserten Erziehungsanstalten, denen es wahrscheinlich nur an Unterstützung fehlte. Da er noch zu Nürnberg wohnte, hatte er den Gedanken von einem großen allgemeinen encyklopädischen Wörterbuche. Wie seine politische Zeitung ein Auszug aus der neuesten Weltgeschichte seyn sollte, so wollte er auch eine gelehrte Zeitung, als einen Auszug der neuesten Gelehrten Geschichte, liefern, und hatte dabei den guten Gedanken, daß über der Menge neuer Bücher, die alten nicht vergessen werden sollten.

Der neunte Oktober.

Geb. Johann Lorenz von Mosheim.

Kanzler der Universität Göttingen.

Das alte Geschlecht der Freiherrn von Mosheim, welches ehemals in der Schweiz und in Steiermark blühte, zeugte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts einen der größten und zugleich sanftesten Lehrer der evangelischen Kirche: Johann Lorenz von Mosheim. Er wurde 1694 zu Lübeck geboren, und in der protestantischen Religion erzogen, obgleich sein Vater, der zuletzt in englischen Kriegsdiensten stand, sich zur katholischen bekannte. Seine erste Bildung erhielt er von Hauslehrern, dann besuchte er drei Jahre lang das Lübeckische Gymnasium, und darauf die Universität Kiel. Die seltensten Gaben des Verstandes und das feurige Genie, verbunden mit einem ununterbrochenen Fleiße, verschafften ihm schon zu der Zeit, da sich das Genie gewöhnlich erst zu entwickeln anfängt, so gründliche und ausgebreitete Einsichten, daß er schon damals auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen konnte. Alte Literatur und Kirchengeschichte waren die vornehmsten Gegenstände seines akademischen Fleißes, und nachdem er seinen Kur-

sus vollendet hatte, versah er drei Jahre lang für den kränklichen Oberprediger zum Felde, alle Predigten und Pastoralverrichtungen.

Verschiedene Vokationen zu ansehnlichen Aemtern, die Mosheim nach einander erhielt, waren ein vollgültiger Beweis, wie sehr man seine Talente schätzte. Er gab einem Rufe nach Helmstädt, als Professor der Theologie den Vorzug, und trat dieses Amt im Jahr 1723 an. Bald war er eine der ersten Zierden dieser Akademie, auf dem Katheder das Orakel der Studirenden, auf der Kanzel ein unerreichtes Muster, und als Schriftsteller von allen verehrt, die eine eben so geschmackvolle als gründliche Gelehrsamkeit zu schätzen verstanden. Das Braunschweigische Haus suchte ihn immer fester an die Akademie zu fesseln, da so viele deutsche Provinzen wetteifernd strebten, ihn in ihre Grenzen zu ziehen. Schnell hintereinander wurde er zum Kirchen- und Konsistorialrath, zum Abte zu Marienthal und Michaelstein, und zum Generalinspektor aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel ernannt.

Was so vielen mislungen war, das gelang im Jahr 1747 der Universität zu Göttingen: er gieng dahin als Kanzler und Professor der Theologie. Auch auf diesem neuen ansehnlichen Posten war er in seinen akademischen Bemühungen so glücklich, daß sich nicht leicht ein Lehrer rühmen kann, so viel Beifall, so viel Verehrung und wahre zärtliche Liebe von seinen Zuhörern genossen zu haben, als er. So sehr ihn sein herannahendes Alter, nach einem äußerst geschäftvollen Leben, hätte berechtigen können, seine Arbeitsamkeit einzuschränken, so bediente er sich dieses Rechts nicht, sondern widmete noch in seinen

letzten

letzten Jahren täglich drei Stunden seinen Vorlesungen, und opferte sich, mit der größten Anstrengung seiner Kräfte, einer unbeschreiblichen Menge von Zuhörern auf, die sich schon von allen Seiten in seine Hörsäle versammelten. Endlich aber unterlag sein schwacher Körper diesen ununterbrochenen Anstrengungen, und er starb am 9ten September 1755, in einem Alter von 61 Jahren.

Ein feuriger und tiefer Verstand, fruchtbarer Witz, eine lebhafte Einbildungskraft, ein getreues Gedächtniß und ein gebildeter Geschmack — diese Kennzeichen eines Genies der höhern Ordnung, fanden sich bei Mosheim in einem sehr vorzüglichen Grade und in der schönsten Harmonie. Dabei aber war seinem Geiste auch jene sanfte und weiche Biegsamkeit, jene reizende Naivität eigen, welche die Natur den meisten Gelehrten versagt hat. Er dachte nicht nur gelehrt und gründlich, sondern wußte auch zugleich über jeden Gegenstand eine gewisse ungezwungene Anmuth zu verbreiten, wodurch demselben eine Art von Gefälligkeit und lachender Einfalt verschafft wird. In seiner Schreibart, in seinem Vortrag, ja selbst in seinen Gesprächen, wenn er nur von gemeinen Dingen redete, erschienen immer alle Grazien des Ausdrucks; alles bekam unter seinen Händen den Glanz der Neuheit und Anmuth. Diese Vorzüge hatte er vornehmlich der vertrauten Bekanntschaft mit den ächten Mustern eines guten Geschmacks zu danken, welche Griechenland und Rom aufgestellt hat. Seine lateinische Schreibart floß mit einer reizenden und bewundernswerthen Leichtigkeit, und mit allen Schönheiten, deren diese Sprache fähig

ist; sie war so sanft, wie sein Herz, und so biegsam, wie seine Denkungsart.

Die christliche Kirchengeschichte war das erste Feld, worauf Mosheims große Gaben arbeiteten, und es ist noch immer eines der rühmlichsten für ihn und voll von Denkmälern seiner Verdienste. Er übertraf aber seine Vorgänger nicht nur unendlich weit an Gelehrsamkeit, Belesenheit und Beurtheilungskraft, sondern auch an wahrer Unpartheilichkeit, die mancher so unglücklich verfehlt hatte. Er war derjenige, der die Kirchengeschichte nach allen ihren Theilen vereinigte und herstellte; der jede Begebenheit bis auf ihren ersten Ursprung verfolgte; der Mährchen entdeckte, wo man bisher Zuverlässigkeit gesehen hatte; der über unzählige Gegenden dieser Wissenschaft Licht und Gewißheit verbreitete. Ein scharfer und weit sehender Verstand, ein unermüdeter Fleiß von vielen Jahren, ein überlegter und beständiger Gebrauch der wahren Quellen, und eine genaue Bekanntschaft mit den andern Gattungen der Geschichte der Philosophie; alles dieses half ihm jene Verdienste erwerben, die ihn zu dem Ruhme eines der größten Verbesserer der Kirchengeschichte erhoben haben. Sein Hauptwerk in diesem Fache, die Institutiones hist. eccles. lib IV, ist eben so kritisch und scharfsinnig, als pragmatisch und lehrreich geschrieben.

Für die deutsche geistliche Beredsamkeit war Mosheim das, was Tillotson für die englische war; der erste, der ihren Geschmack läuterte, und dem Vortrage der Religionslehren jene pedantische, unnatürliche, und nicht selten abgeschmackte Gestalt

benahm, in der sie sich so lange, und gewiß nicht zu ihrem Vortheil, gezeigt hatte. Ihm half die Natur, obgleich seine große Belesenheit und der Umfang theologischer Kenntnisse seine Geistesfähigkeiten mächtig unterstützten. Man kann sagen, daß in seinen Predigten alle Vollkommenheiten einer Kanzelrede vereinigt sind. Gründlichkeit, starke Motiven, edle Faßlichkeit und herzrührende Moral. Seine Schrifterklärungen sind ungezwungen; die Entwickelung der darinn enthaltenen Wahrheiten ist natürlich und bündig; die daraus gezogenen Lehren überzeugen und rühren. Er redet meistens mit einiger Begeisterung, immer mit gleichem Feuer, und oft mit dichterischer Lebhaftigkeit. Seine Beredsamkeit ist eine Tochter geprüfter Frömmigkeit, und des aufgeklärtesten Verstandes. — Bei der jetzigen Lesung einer Mosheimischen Predigt muß man indeß nicht vergessen, daß unsre Prose vor mehr als 60 Jahren noch sehr in ihrer Kindheit, unsre Sprache noch wenig gewandt und bereichert, unser Geschmack noch wenig gebildet war. Mosheims Beispiel wirkte aber gewiß nicht wenig, diesen Unvollkommenheiten abzuhelfen, und Gefühl für das Edle, Starke und Würdige auf einem Wege zu verbreiten, der ohne Zweifel zur Erreichung des Ziels einer der kürzesten und gebahntesten ist.

Klassischen Werth hat seine Sittenlehre der heil. Schrift, ob sie gleich von Weitschweifigkeit nicht ganz frei zu sprechen ist, und in Absicht der Bestimmtheit der Begriffe manches zu wünschen übrig läßt.

Wie Mosheim schrieb, so sprach er auch. Seine Vorträge auf dem Katheder waren eben so reizvoll als

seine Kanzelvorträge. „Es war unmöglich, sagt sein berühmter Schüler Schröckh, daß man durch seinen Vortrag hätte sollen ermüdet werden. Seine laute und ungemein durchdringende Stimme, seine deutliche Aussprache, seine Lebhaftigkeit und die anständige Bewegung, womit er seine Vorträge begleitete, fesselten schon zum Voraus die ganze Aufmerksamkeit seiner Zuhörer. Sein Vortrag selbst aber hatte noch weit reizendere Vorzüge. Er floß, gleich einem sanften Strome, ohne den geringsten Anstoß, mit Hülfe weniger aufgeschriebenen Zeilen, unaufhörlich fort. Die einleuchtende Deutlichkeit, die Stärke der Beweise, der genaue Zusammenhang, die gewählten und bestimmten Ausdrücke, die ungesuchte Anmuth der Worte, die glückliche Vermeidung matter Wiederholungen und leerer Worte, welche so oft die Lücken des Vortrags ausfüllen müssen; die immer am rechten Orte angebrachten Betrachtungen, die fruchtbare Kürze — kurz alle Eigenschaften, die der römische Dichter unter dem schönen Ausdrucke und der deutlichen Ordnung (facundia et lucidus ordo) begreift, und die in Mosheims Vortrag so harmonisch vereinigt waren, machten, daß man in jeder seiner Vorlesungen eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede zu hören glaubte.“ — Ueber den moralischen Charakter dieses verdienstvollen Mannes ist nur Eine Stimme. Sein Leben war ein Abdruck seiner Lehre; wer ihn kannte verehrte ihn.

Der zehnte Oktober.

Geb. Eustach Manfredi.

Professor der Mathematik zu Bologna.

Manfredi war im Jahr 1674 zu Bologna geboren. Sein Vater, ein Notar, sorgte dafür, daß der Sohn von geschickten Lehrern unterrichtet wurde, und dieser machte besonders in der Philosophie große Fortschritte. Er studierte darauf die Rechte, und schon im 18ten Jahre legte er darin große Proben seiner Geschicklichkeit ab. Doch hatte die Philosophie für ihn die meisten Reize, und der Trieb dazu wuchs mit den Jahren. Da er aber merkte, daß die mathematischen Grundsätze einzig und allein Licht über die Philosophie zu verbreiten vermögen, so beschloß er sich darauf zu legen, und zwar unter eigener Anführung. Er verließ nun das Rechtsstudium, studirte mit dem angestrengtesten Eifer die mathematischen Wissenschaften, huldigte aber zugleich den Musen, und erwarb sich schon im Jünglingsalter durch sein poetisches Genie Achtung und Auszeichnung. In Sonnetten, Liedern und

Schäfergedichten, behauptet er eine Stelle neben den berühmtesten neuern italienischen Dichtern.

Da nun Manfredi von jedermann als ein Gelehrter betrachtet wurde, welcher seinem Vaterlande in verschiedenen Fächern Ehre machte, so war es ihm leicht, in seinem 26sten Jahre die Lehrstelle der mathematischen Wissenschaften an der hohen Schule seiner Vaterstadt zu erhalten. Schon vorher hatte er mit bewundernswürdiger Anstrengung und dem glücklichsten Erfolg astronomische Beobachtungen angestellt. Jetzt baute er auf eigene Kosten eine Sternwarte, und wie fleißig er mit seinen Freunden beobachtet habe, erhellet daraus, daß seine Beobachtungen völlig mit denjenigen übereinstimmten, die in Frankreich angestellt wurden. Nachdem er im Jahr 1703 ein schätzbares Buch von den Flecken in der Sonne herausgegeben hatte, verließ er in etwas die Astronomie und legte sich auf Hydrostatik, da er vom bolognesischen Senat dazu erwählt wurde, das Austreten der Flüsse, welches so große Verwüstungen im Lande anrichtete, zu bändigen. Er übernahm dieses wichtige Amt zu einer Zeit, da heftig darüber gestritten wurde, ob man den Rheno in den Po leiten müsse. Mehrere italienische Völker nahmen an diesem Streite den lebhaftesten Antheil, und Manfredi ward mit einer lastenden Menge von Geschäften überhäuft. Alles was er damals mit großer Gelehrsamkeit über diese Materie schrieb, erwarb ihm vielen Ruhm, so daß man ihn in der Folge in ähnlichen Fällen in ganz Italien zum Schiedsrichter wählte.

Als der Graf Marsigli im Jahr 1712 das berühmte Institut der Künste und Wissenschaften zu Bologna stiftete, so nahm Manfredi den lebhaftesten Antheil an demselben, und die Früchte seiner Beobachtungen auf der neu erbauten Sternwarte theilte er der Welt in seinen Ephemeriden mit, einem Werke, das für die Astronomie von sehr erheblichem Nutzen war, den Ruhm seines Verfassers in allen Ländern verbreitete, und ihm die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften zu Paris und in die königliche Societät zu London verschaffte. In Rom, wohin ihn seine Geschäfte öfters riefen, verfertigte er das beliebte Gedicht, die Witwe zu Ephesus, nach dem Petron, welches er in der Versammlung der Arkadier recitirte, und das so viel Beifall erhielt, daß man es den Arbeiten eines Boccaz an die Seite setzte.

Pabst Clemens XII bediente sich des Manfredi bei verschiedenen wichtigen Geschäften, besonders bei hydraulischen Expeditionen und bei Berichtigung von Grenzstreitigkeiten. Es wurde der Plan entworfen, den Flüssen Montone und Ronco einen veränderten Lauf zu geben. Dieses große Werk erforderte mehr als 8 Jahre Zeit, und kostete dem Manfredi unbeschreibliche Arbeit und Kopfbrechen. Da der Pabst ferner die Tiber schiffbar machen wollte, von Perugia bis ans Meer, und den Teverone von Ponte Lucano bis nach Rom, so übergab er dieses Geschäfte dem Manfredi. Nach genauer Untersuchung fand man aber, daß die Sache zu vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn würde,

und so stand der Pabst davon ab. Dagegen wurde ihm aufgetragen, den Gregorianischen Kalender zu verbessern, welches schon oft vergeblich versucht worden war. Manfredi wandte dabei nicht nur allen Fleiß an, sondern fragte auch alle Astronomen in Europa um Rath; seine Quaestiones de recta Paschae iudicatione geben davon ausführliche Nachricht. Nach dieser Arbeit richtete er den päbstlichen Befehl aus, in Beilegung der Grenzstreitigkeiten, und mit wie vielen Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen gehabt, beweist seine 1735 gedruckte Nachricht von den Grenzen des Ferrarischen und Venezianischen Gebiets.

Bei alle dem entfloh dem Manfredi nichts merkwürdiges, was am Himmel vorgieng. Er verfertigte einen Tractat von der Bononischen Mittagslinie, in welchem nicht sowohl dieses Kunstwerk selbst, sondern auch alle mit dessen Hülfe von ihm und andern angestellte Beobachtungen richtig beschrieben werden. Biarchinis astronomische Beobachtungen und Guilielmini's Werk von der Natur der Flüsse bearbeitete er zum Drucke, und bereicherte beide mit vielen neuen Beobachtungen. Für die Jugend schrieb er Anfangsgründe der Geometrie, und seine astronomischen Vorlesungen gab er unter dem Titel Institutiones Astronomicae heraus. Dieses letztere Werk enthält alles, was den Himmel betrifft, nicht allein nach Manfredis, sondern auch nach anderer Gelehrten System, und die Kunst zu observiren und zu berechnen ist daselbst so vollständig vorgetragen, daß man nichts

mehr verlangen kann. Eine Geschichte von den Streitigkeiten über die Figur der Erdkugel, und mehrerer Abhandlungen in den Schriften der Akademie sind ebenfalls bleibende Denkmahle von Manfredis ausgebreiteter Gelehrsamkeit und von seinem rastlosen Fleiß.

Lange mußte dieser biedere Gelehrte mit Kränklichkeit kämpfen. Wenn die Steinschmerzen, von denen er in seinen letzten Jahren gequält wurde, nachließen, so waren die Wissenschaften seine einzige Erholung. Noch zwei Tage von seinem Tode diktirte er seiner Schwester Therese einen Brief an den Kardinal Alberoni, der die Flüsse im Gebiet von Ravenna betraf. Er konnte ihn nicht vollenden, sein Verstand wich, und am 15. März 1739 starb er. Dichter besangen seinen Tod und Redner beklagten ihn.

Manfredi war von mittlerer Größe und etwas korpulent. Er hatte einen großen Kopf, ein heiteres Gesicht, feurige Augen und eine lange gekrümmte Nase. Sein Verstand war groß, und bewundernswürdig sein Talent, sich bei der ersten Unterredung aller Menschen Gunst und Achtung zu erwerben. Er verband mit einem holden Ansehen eine gefällige Art zu reden, und Sitten, welche ihn zugleich angenehm, für alle Gesellschaften und herablassend machten. Deswegen gieng auch jeder Reisende so gern zu ihm, und keiner verließ ihn ohne Nutzen. Er achtete auf alles, was das gesellschaftliche Leben zur Pflicht macht, ob ihm gleich manches darunter zur Last war; seine ruhige Gemüthsart

machte es ihm unmöglich, in Zank und Disput zu leben; er gab lieber nach, wenn er es mit einem Streitliebenden zu thun hatte. Selbst die Schwätzer konnte er ertragen. Von seinen eigenen Verdiensten dachte und sprach er sehr mäßig, aber an andern lobte er alles, was nur irgend lobenswürdig war. Mit den Seinigen lebte er so, daß sich niemand je über ihn beklagte, und daß alle ihn immer höher schätzten, je länger er lebte. Nie hat er jemand beleidigt, und seine Dienstgeflissenheit, sein Rath, seine Thätigkeit waren jedem zu Dienste. Von Religion und Wahrheit war er der aufrichtigste Verehrer, und der Liebe zu seinem Vaterlande opferte er seinen eigenen Vortheil auf: die Republik Lucca trug ihm das Amt eines Vorgesetzten über den Wasserbau an, bald hernach wollte ihn der Kaiser zu seinem Mathematikus ernennen. Den einen Ruf wie den andern, obgleich beide mit den ansehnlichsten Besoldungen begleitet waren, schlug er aus. Seine Gelehrsamkeit hinderte ihn nicht, ein angenehmer Gesellschafter zu seyn; er liebte die Vergnügungen der Tafel nicht um des Gaumens, sondern um der freundschaftlichen Gespräche willen, und da er zu einem hinreichenden Einkommen gelangt war, so hatte er oft Freunde an seinem Tische, deren Sitten mit den Seinigen am meisten harmonirten. Alsdann zeigte sich vornehmlich seine Urbanität, sein feiner Witz, seine sinnreiche Art zu scherzen und seine aufgeräumte Laune. Wenige Schriftsteller erreichten ihn in der Zierlichkeit des Styls, und daher wurde er noch sehr jung unter die Mitglieder der Akademie della Crusca aufgenommen.

Der eilfte Oktober.

Gest. Franz Neubauer.

Fürstlich = Weilburgischer Kapellmeister.

Böhmen, das Vaterland so vieler großen Tonkünstler, erzeugte auch diesen beliebten Komponisten. Frühzeitig fand er Gelegenheit, seine großen Talente für die Musik auszubilden; besonders benutzte er in dieser Hinsicht seinen Aufenthalt in Prag und Wien. Die Bekanntschaft mit den beliebtesten Meistern seiner Zeit, Haydn, Mozart, Wranitzky, Kotzeluch und andern, nebst dem sorgfältigen Studium der größten italienischen Meister alter und neuer Zeit gaben ihm die Mittel des richtigen Ausdrucks in die Hände, wodurch er seine geistvollen Ideen in der Zukunft hörbar machen konnte. Frühzeitig hatte er angefangen, zu komponiren, und die gute Ausführung seiner Komposition hatte ihm an vielen Orten im südlichen Deutschland, eine ausgezeichnete Bewunderung erworben.

Zu Wien, Paris und Offenbach waren seine Werke in Kupfer gestochen, und die Verzeichnisse der

musikalischen Verlagshandlungen enthielten immer einige neue Sinfonien, Quartette oder Singstücke von seiner Komposition. Neubauer war Original. Alle seine musikalischen Ideen hatten das Gepräge eines lebhaften Genies. Am stärksten war er in der Sinfonie. Unerschöpflicher Reichthum an Gedanken, Stärke und Fülle der Ausdrücke war sein Eigenthum. Seine Quartette haben einen geschmeidigen, lieblichen Charakter, seine Singkompositionen aber etwas Schmelzendes, und wegen der oft zu häufig angebrachten Blasinstrumente, die er übrigens vortrefflich zu benutzen wußte, etwas überladenes, welches zuweilen den Sänger, zum überwiegenden Vortheile der Instrumente, allzusehr in den Hintergrund stellte.

Er trat in die Dienste der Fürsten zu Weilburg, ehe er noch sein 30stes Jahr erreicht hatte. Die Unruhen des französischen Revolutionskrieges lößten die Kapelle auf, und Neubauer flüchtete nach Preußisch-Minden, wo er sich einige Zeit aufhielt, bis er der Fürstin zu Schaumburg bekannt wurde, die ihm den Aufenthalt in Bückeburg verstattete. Damals war noch der einzige übriggebliebene Bach, Konzertmeister in Bückeburg. Als Komponist war ihm Neubauer in der Behandlung der Instrumente bei weitem überlegen. Bach fühlte diese Ueberlegenheit und es that ihm wehe, daß er durch einen Ankömmling in Schatten gestellt wurde, besonders, da er sich in der Kenntniß höherer Tonkunst, und in der Kunst des reinen Satzes gewisser Vorzüge bewußt war, denen nichts weiter fehlte,

als daß er sie nicht geltend zu machen wußte. Neubauer hatte Erlaubniß erhalten, seine Kompositionen in der Kapelle zu Bückeburg aufführen zu dürfen, und er benutzte diese Erlaubniß auf eine so vortheilhafte Weise, daß alle Welt über seine musikalische Exekution erstaunte. Ein geniealisches Feuer durchdrang das Orchester, wenn Neubauer dirigirte, und seine Sinfonien brachten, wenn sein Geist sie beseelte, eine unbeschreibliche Wirkung auf seine Zuhörer hervor. Bach hatte den rechtschaffensten Charakter von der Welt. Gleichwohl hatte er sich zuweilen im Vertrauen einen kleinen Tadel über Neubauers Kompositionen erlaubt, welche in seiner Altbachischen Waage zu leicht erfunden wurden. Diesen Tadel mochten unberufene dienstfertige Freunde Neubauern wieder zugetragen haben, und dieser gerieth darüber in einen solchen Eifer für die Kunst, daß er in die heftigsten Invectiven gegen Bachen ohne alle Zurückhaltung ausbrach, und ihn zu einem musikalischen Zweikampf in Bearbeitung eines kontrapunktischen Thema herausfoderte, worinn er es auf Tod und Leben mit dem alten Tonkünstler aufnehmen wollte.

Bach wurde bald darauf von einer hitzigen Krankheit überfallen, und verlor darinn sein Leben zum Bedauern aller wahren Musikverständigen. Neubauer nahm seine Stelle ein, er wurde von der Fürstin zu Schaumburg zum Concertdirektor auf unbestimmte Zeit angenommen. Aber nicht lange genoß er das Vergnügen eines ruhigen Wohnsitzes, und das Glück einer liebreichen Lebensgefährtin, die

er sich in Bückeburg gewählt hatte: so übereilte ihn der Tod, am 11. Oktober 1795, mitten in der Blüthe seiner Jahre.

Neubauer hatte sich sein Leben unstreitig durch einen Fehler verkürzt, der die Herrschaft über ihn gewonnen hatte; er war dem Trunke ergeben. Ehedem hatte er in der Nähe des Rheins durch geistvolle Weine seine Phantasie erwärmt. An dem letzten Orte seines Aufenthalts nöthigte ihn der Mangel an genugsamer Unterstützung, sein Bedürfniß geistiger Getränke mit Branntwein zu befriedigen. Er genoß ihn auf eine unmäßige Weise und erlag. — Sein natürlicher Charakter war schätzbar. Er hatte eine Anlage zur Großmüthigkeit, die sich unter günstigen Lebensumständen in dem glänzendsten Lichte gezeigt haben würde. Er war ein Verschwender aus Gutherzigkeit. Er sammelte mit Hülfe seiner Kunst für Arme, besonders reisende Tonkünstler, und überließ ihnen den ganzen Erwerb, wenn er selbst arm war, und dabei darben oder Schulden machen mußte. Er dachte als Katholik hell in Sachen der Religion, und sein Herz war großer und edler Empfindungen fähig. „Ich denke immer, pflegte er zu sagen, ein großer Künstler hat auch ein großes Herz.“

Sein physiognomischer Ausdruck war Geist und Feuer, welches ihm besonders aus dem Auge strahlte; in den untern Gesichtstheilen Empfänglichkeit für den Wohlschmack geistiger Speisen und Getränke. In seinen Blicken, in jedem Zuge unbeschreiblich viele Spannung zur Aufmerksamkeit auf jeden Ein-

druck, den seine Tonkunst hervorbrachte. Er kannte die Stellen genau, welche von der größten Wirkung seyn mußten, und unterließ dann nie, seitwärts auf die Freunde der Tonkunst hinzublicken, denen er den stärksten Antheil oder das treffendste Urtheil zutraute.

Er komponirte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Mitten unter schwärmenden Menschen schlug er im Gasthofe, worinn er sich aufhielt, auf der Hausflur seinen Schreibtisch auf, und setzte bei tobendem Geräusch von hundert disharmonischen Stimmen, meisterhafte Sinfonien. Bisweilen, sagte man, ließ er sich auf einer Untreue ertappen. Er schrieb die nemlichen Sätze nieder, und gab sie für völlig neue Kompositionen aus, die von ihm längst schon in Kupfer gestochen waren, und die man ihm gedruckt vorlegen konnte, wenn sie abgeschrieben waren. Es läßt sich nicht völlig ableugnen, daß etwas thrasonisches in seinem Charakter war. Nirgends hat sich dies deutlicher ausgedrückt, als in seiner Kapitalsinfonie: la Bataille, die an Wirkung allen andern vorgeht, an wahrer Kunst hingegen und musikalischer Korrektheit der Erfindung und Ausführung allen übrigen nachstehen muß. Man hat diese Sinfonie, so wie seine Kantate auf die Eroberung von Mainz, an mehrern Orten mit grossem Beifalle aufgeführt.

Sein vollendetes Meisterstück war die sogenannte Harmonie, ein Tonstück für lauter Blasinstrumente gesetzt, mit einer Violine und einem Baß begleitet. Alle Künste der Blasinstrumente auf die

feinsten Wirkungen berechnet, waren hier in einen Brennpunkt vereinigt. Es war eine Harmonie der Sphären, die man ertönen hörte, und die alles Irdische vergessen ließ. Dieser Harmonie am nächsten stand die Arie: o Einsamkeit u. s. w. worinn die Blasinstrumente ihre Wirkung mit der Kraft des melodischen Gesanges vereinigen und beide einander wechselsweise den Vorzug streitig machen. — Es war Schade, daß Neubauer das Genialische seines Geistes in seinen Charakter übergetragen, und bis zur Ueberspannung getrieben hatte.

Der zwölfte Oktober.

Gest. Anna Luise Karschin.

Dichterin in Berlin.

Die Literaturgeschichte der Deutschen wird den Namen dieser Dichterin noch einer späten Nachwelt überliefern. Ohne Bildung, ohne Lektüre und Kenntniß der Welt und der Menschen, wuchs sie bei der Herde zur Dichterin auf, und sang Lieder, die der Unsterblichkeit werth sind. Sie war am ersten Dezember des Jahrs 1722 auf dem Hammer, einer Meierey zwischen Züllichau und Krossen in Schlesien geboren, wo ihr Vater Brauer und Schenkwirth war. Er hieß Christian Dürrbach und war unter den sieben armen Hauswirthen des Orts leicht der vornehmste, obgleich seine Wohnung nur mit Stroh gedeckt war. Das kleine Mädchen war ein stilles in sich verschlossenes Kind, welches Niemanden Beschwerden verursachte, unter den Bänken der Gaststube umher kroch, oder ruhig wie in Trauer vor sich hinsah, und so bis in ihr sechstes Jahr aufwuchs. Um diese Zeit wurde ihre Mutter Wittwe; an den Unterricht des Kindes konnte gar nicht gedacht werden; denn es war in der ganzen Gegend keine Schule, und selbst die Kirche war über eine Meile weit entlegen.

Glücklicher Weise nahm sie jetzt ihr Onkel zu sich, der an der polnischen Grenze ein studirter Amtmann war, und an seiner kleinen Enkelin, wegen ihres guten Gedächtnisses, Gefallen fand. Er lehrte sie lesen und schreiben, die Fragstücke des Katechismus und lateinische Vokabeln. Schon kannte sie deren 500, als ihre Mutter kam, um sie wieder abzuholen; denn diese hatte sich wieder verheurathet, und brauchte nun ihre älteste Tochter zur Wartung ihrer kleinern Kinder. Ihre Aeltern zogen bald darauf nach Schwiebus, einem Landstädtchen, wo sie sich drei Kühe hielten, die Luise hüten mußte. Aber dieses Hirtenleben hatte viel Angenehmes für sie; hier konnte sie ihre starke Neigung zum Singen recht befriedigen; — weil sie sonst eben nichts auswendig wußte, so sang sie die Lieder ihres Gesangbuchs; — auch fand sie Gelegenheit, Bücher zu lesen, die ihrer lebhaften Einbildungskraft süße Nahrung gewährten: den gehörnten Siegfried, die asiatische Banise, die schöne Aramena, Tausend und eine Nacht, und andere abentheuerliche Fabelbücher mehr, die ihr ein Hirtenknabe zutrug, mit welchem sie Bekanntschaft gemacht hatte.

Luise war nun in ihrem 16ten Jahre, und unter mehrern Freiern, die sich um sie bewarben, wurde ein junger Strumpfwirker aus Schwiebus, mit Namen Hirsekorn, ihr Mann. Sie hatte ihren Bräutigam vorher nie gesehen, heurathete ihn aber doch aus Gehorsam gegen ihre Mutter. Bei diesem Manne hatte sie wenig Zeit ihre Lesebegier zu stillen; denn sie mußte für ihn Wolle sortiren,

kämmen und spuhlen; aber sie machte während der Arbeit Verse, die sie des Sonntags, oder wenn sie sonst eine müssige Stunde hatte, zu Papiere brachte. Dieser Mann starb nach einer neunjährigen mißvergnügten Ehe, und ihre Mutter eilte, ihr einen andern zu geben, bei dem sie völlig unglücklich ward. Das war ein Schneider zu Frauenstadt in Großpohlen, Namens Karsch, ein roher, fauler Kerl, der alles versoff und verspielte, seine Frau und Kinder unterdeß hungern ließ, und, wenn er spat in der Nacht betrunken nach Hause kam, das arme poetische Weib wie ein Unmensch behandelte.

Es war im Jahr 1751 — eben als sie eine Tochter an der Brust trug und ihr aus „halbverhungertem Busen“ kärgliche Nahrung reichte — da sie zuerst als Dichterin bekannter ward. Auf einen Todesfall in einer Familie, die ihr Wohlthaten erwies, hatte sie ein Trauergedicht gemacht, das dem Rektor der Schule in die Hände fiel. Dieser ward dadurch aufmerksam, er glaubte in der Verfasserin poetisches Talent zu entdecken, munterte sie auf, lieh ihr bessere Bücher, unter andern Günthers, Hallers und Youngs Gedichte, und empfahl sie der Wohlthätigkeit einiger reicher Häuser in Frauenstadt, so wie der Freundschaft der Prediger in Polnisch-Lissa. Nun verminderte sich die Größe ihrer Noth, so weit es die Völlerei ihres faulen Mannes zuließ. Mit diesem und vier Kindern zog sie 1755 nach Großglogau, wo sie Zutritt zu einem Buchladen bekam und poetische und andere Schriften, die sie daraus erhielt, mit großer Begier, aber ohne Ord-

nung und Auswahl durchlas. Im siebenjährigen Kriege gaben die Heldenthaten Friedrichs II ihrem Geiste einen neuen Schwung; unter andern sang sie (nach ihren Worten) „in beflügelter Eile" ein Triumphlied auf den Sieg bei Leuthen.

Endlich verbesserte sich auch ihre äußerliche Lage, ein schlesischer Edelmann, der Baron von Kottwitz, lernte sie und ihre Noth zu Glogau kennen; mitleidig nahm er sich ihrer an, und führte sie im Jahr 1760 nach Berlin. Hier machte sie mit Dichtern und Kennern Bekanntschaft; ihre poetische Ader fieng freier an zu fließen; Berlin bewunderte die Schneiderfrau, die Verse machte, und nannte sie die deutsche Sappho. Die tägliche Uebung, verbunden mit Ruhe und Aufmunterung, bildete ihr Talent zusehends aus. Sie machte Bekanntschaft mit Ramler, der damals schon als klassischer Odendichter berühmt war. Er machte sie mit den Grundsätzen der Aesthetik, und mit den Regeln des Versbaues bekannt. Auch Sulzer und Mendelsohn wurden ihre Freunde, munterten sie auf und belehrten sie; aber sie benutzte ihren Unterricht nur bis zu einem gewissen Punkte; dann wurde sie ungeduldig, und im Gefühl ihrer genialischen Kraft achtete sie die Kritik nicht so hoch, wie jeder Dichter, der etwas Vollendetes geben will, sie nothwendig achten muß. Gleim lud sie nach Halberstadt ein; hier und in Magdeburg brachte sie ein Jahr lang zu, und dichtete mehrere ihrer besten Lieder. Für ihr Fortkommen väterlich besorgt, gab Gleim 1764 ihre Gedichte auf Pränumeration heraus, wovon sie 2000

Thaler Gewinn zog. Oden, Lieder, Erzählungen, Romanzen und poetische Episteln sind die Früchte ihrer Muse. Unter diesen sind die Oden und Lieder oder die lyrischen Gedichte unstreitig die besten, so wie sie auch die zahlreichsten sind; ihnen fehlt es nicht an einzelnen, bald kürzern, bald längern Stellen, worinn die Imagination einen hohen Schwung nimmt, die Sprache, Stärkung, Rundung und Wohlklang und die Gesinnungen, Würde und Wahrheit haben; aber das Ganze ist vielleicht in keiner einzigen Ode fehlerfrei und vermag nicht vor der strengern Kritik zu bestehen. Die Karschin besaß wahres angebornes Dichtertalent, eine lebhafte, reizbare Imagination, ein treues Gedächtniß und viel Sinn für das Schickliche; aber da es ihr an Kunst und Studium, an Kenntniß der alten Schriftsteller, an Philosophie fehlte, so konnte sie es in der Ausbildung ihrer Gaben nicht zur Vollkommenheit bringen; doch gerieth ihr die Fertigkeit im reinen, edlen deutschen Ausdruck und die Leichtigkeit der Versifikation allerdings zur Ehre. Sie schrieb in dem letzten Drittheil ihres Lebens alles in Reimen, alle ihre Freundschafts- und Geschäftsbriefe; sehr oft wurde sie von andern ersucht, Bittschriften für sie aufzusetzen, und so ward sie die Stimme und das Organ vieler Bedrängten. Dergleichen Reimereien verdienten nicht mehr den Namen von Poesien, und durch ihre Vernachlässigung aller Kritik kam es dahin, daß ein Unbefangener, der noch nichts von ihr wußte, ihre Stücke aus der bessern Periode und dergleichen Reime unmöglich für Produkte von demselben Geist halten könnte, wenn sie ihm vor-

gelegt würden. Ihre bessern Geisteswerke hat ihre Tochter, die Frau von Klenke, 1792 weit vermehrter, als ehedem Gleim, und zum zweitenmal 1797 nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben. Sie schrieb sehr schnell, aber kalligraphisch schlecht und ungleich; eben so voll Fehler gegen Orthographie und Grammatik. Durch Eigensinn, Mangel an Wirthschaftlichkeit und Leichtsinn gerieth sie nicht selten in ökonomische Verlegenheiten und vermehrte ihre häuslichen Leiden. König Friedrich der Große, dem sie so viele panegyrische Oden gewidmet, in so vielen Versen ihre Noth geklagt hat, unterstützte sie zuweilen — nicht wie ein reicher König einen Dichter, sondern wie ein karger Reicher einen Bettler; binnen 23 Jahren empfieng sie nach und nach von ihm 90 Thaler; zwei abgerechnet, die sie im Jahr 1773 in edlem Unwillen wieder zurück schickte. Doch sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II, nahm sich ihrer besser an; er ließ der alten Dichterin „ein niedliches Haus" aufbauen, und so konnte sie unter eigenem Dache, wo nicht dichten, doch sterben. Dies geschah am 12ten Oktober 1791, in einem Alter von 69 Jahren. — Bei allen Schwächen ihres Charakters, die denjenigen Personen, welche lebhaften Antheil an ihrem Glücke nahmen, die Freundschaft mit ihr erschwerten, und für welche sie selbst hart genug büßen mußte, — bei allen diesen Schwächen erkannte man einstimmig in ihr ein sehr mitleidiges Herz, eine unermüdete Gefälligkeit, eine fortdaurende Dankbarkeit, große Offenheit und Wahrheitsliebe.

Der dreizehente Oktober.

Gest. Nikolaus Malebranche.

Geistlicher in der Gesellschaft des Oratoriums zu Paris.

Malebranche wurde am 6ten August 1638 zu Paris geboren. Sein Vater war königlicher geheimer Sekretair. Da er von Natur einen kränklichen und mißgestalteten Körper hatte, so ward er mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen; indessen bewirkte eben sein körperlicher Zustand eine gewisse Menschenscheue bei ihm, die ihn auch in reiferem Alter nicht verließ, und aus der sein Eigensinn zu erklären ist, daß er sich nicht abmahlen lassen wollte, obgleich gegen seinen Willen ein Portrait von ihm existirt. Er studirte als ein offener Kopf, aber nicht als ein außerordentliches Genie. Die Liebe zur Einsamkeit bewog ihn, sich in seinem 22sten Jahre in die Kongregation der Väter des Oratoriums zu Paris zu begeben. Seine Studien waren anfangs fast ausschließlich auf die biblische Geschichte und Literatur und auf die Schriften der Kirchenväter gerichtet, und gaben zu der mystischen Denkart Veranlassung, die ihm eigenthümlich wurde, und auch in der Folge seine Philosophie charakterisirte. Seinen Eifer für diese erzeugte ein Zufall.

Als er einst vor einem Buchhändler vorübergieng, wies ihm dieser Descartes Abhandlung vom Menschen, die erst erschienen war. Malebranche war damals 26 Jahre alt, und kannte Descartes nur dem Namen nach, und aus einigen Streitschriften wider seine philosophischen Schriften. Er durchblätterte dieß Buch, und sah gleichsam seinen Augen ein neues Licht aufgehen, und von ferne eine Wissenschaft, wovon er noch gar keine Vorstellung hatte, fühlte aber, daß sie sich für ihn schickte. Die scholastische Philosophie hatte bei ihm den Geschmack an Philosophie nicht so erwecken können, als das bloße Durchblättern eines Bandes des Descartes. Er kaufte die Schrift, und wurde bei Lesung derselben durch die Klarheit der Schreibart, und die Neuheit und scheinbare Gründlichkeit des Vortrags so mächtig angezogen, daß die Spannung des Geistes, die hierdurch bewirkt wurde, ihm mehrmals ein so heftiges Herzklopfen verursachte, daß er das Lesen unterbrechen mußte. Hierdurch erwachte indessen in ihm die entschiedenste Neigung zur Philosophie. Er verließ seine bisherigen literarischen Beschäftigungen, und pflegte zuweilen sogar geringschätzig davon zu reden, wie z. B. die Aeußerung beweist, daß er sich keine größere und bessere Gelehrsamkeit wünsche, als diejenige, welche Adam besessen habe. Alle blos Gedächtnißwissenschaften waren von seinem Fleiße ausgeschlossen; ein Insekt rührte ihn mehr, als die ganze griechische oder römische Geschichte. Nicht ohne Ekel konnte er auch nur zehen Verse lesen.

Zehen Jahre wandte Malebranche insbesondere auf das Studium der Cartesianischen Philosophie, und er galt daher auch zu seiner Zeit für einen der vertrautesten Kenner derselben. Nach diesen Vorbereitungen stellte er das Resultat seiner philosophischen Forschungen in dem berühmten Werke: De la recherche de la verité auf, wovon das erste Buch im Jahr 1673 herauskam, dem die übrigen bald folgten. Malebranche änderte und feilte an diesem Werke beständig: daher die ältern Ausgaben desselben von einander abweichen. Die vollendetste ist, welche kurz vor des Verfassers Tode im Jahr 1712 besorgt wurde. Seine Hauptgrundsätze sind: daß wir alles in Gott, als einem Spiegel sehen; daß er das einzige wirkende Wesen ist: daß die andern Ursachen nur gelegenheitliche sind: die Thiere seyen bloße Maschinen ꝛc.

So großes Aufsehen nicht nur die tiefsinnige Originalität der Vorstellungsart des Malebranche, die er in seinem Werke dargelegt hatte, sondern auch die Eleganz seiner philosophischen Schreibart erregten, und so vielen Ruhm sie ihm erwarben, so fehlte es ihm doch auch nicht an Gegnern. Die lebhaftesten unter diesen waren Frucher und Arnaud, besonders der letzte, ohngeachtet er vorher zu den Freunden des Malebranche gehört hatte. Da der Streit sich um metaphysische Subtilitäten herumdrehte, und für den größten Theil, sogar des gelehrten Publikums, unverständlich war, die Streiter selbst auch sich gegenseitig Mißverständnisse vorwarfen, so verlor er sehr bald sein Interesse.

Während Malebranche in seinem Vaterlande grossen Widerspruch erfuhr, verbreitete sich seine Philosophie sogar in China, und der Bischof von Rosalie versicherte ihn, daß sie daselbst Beifall fände. Ein Missionair von der Gesellschaft Jesu schrieb sogar nach Frankreich, daß man ihm niemand zuschicken möchte, als wer Mathematik, und die Werke des Malebranche verstände. Damit man ihn nicht für einen Widersacher des Christenthums hielt, suchte er die Religion mit seiner Metaphysik zu vereinigen, und schrieb christliche Unterredungen. Seine großen Einsichten in die Mathematik und der Naturwissenschaften erwarben ihm eine Ehrenstelle in der Akademie der Wissenschaften, als die Erneuerung derselben 1699 vorgenommen wurde.

Malebranche war übrigens ein Mann vom edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Seine letzte Krankheit richtete sich nach seiner Philosophie; der Körper, den er so sehr verachtet hatte, verlohr sich beinahe gänzlich, und der Geist, der zur Herrschaft gewöhnt war, blieb gesund und unverletzt. Er brauchte ihn, um die Religion zu erheben, und über die Abnutzung der Maschine zu philosophiren. In seinem 77sten Jahre, 1715, starb er.

Der vierzehnte Oktober.

Geb. Wilhelm Penn.

Stifter von Pensylvanien.

Die Quäcker sind eine christliche Religionsparthei, die gegen das Jahr 1650 in England zum Vorschein kam. Ihr Urheber war ein Schuster, Georg Fox. Seine Anhänger sind Leute, welche von der heil. Schrift, vom christlichen Lehramt, und vom öffentlichen Gottesdienste sehr wenig halten, aber desto mehr von stillen Betrachtungen über Gott und sich selbst, die unter einer gänzlichen Abwendung ihrer Sinne von allen äußerlichen Dingen, angestellt werden. Sie beobachten auch viele Sitten und Gebräuche der Höflichkeit nicht; nennen jedermann Du; ziehen vor niemanden ihren großen über das Gesicht hängenden Hut ab; verachten alle Zierlichkeit und Pracht der Kleidung, und suchen überhaupt durch ein ungekünsteltes und strengeres tugendhaftes Leben, sich hervorzuthun. Von ihrem Ursprunge an zählte diese Sekte nicht wenige edle Menschen unter ihre Mitglieder. — Penn ist einer davon.

Er wurde im Jahr 1644 zu London geboren. Sein Vater war ein berühmter englischer Admiral, ein

Mann von ansehnlichem Vermögen, der bei Hofe nicht ohne Einfluß war. Nach der ersten häuslichen Erziehung kam der Sohn auf die Universität Oxford um seine Kenntnisse daselbst zu erweitern. Hier hörte er einen gewissen Thomas Low, einen Quäcker, öfters predigen, und ließ sich durch seine Vorstellungen so einnehmen, daß er und einige von den Studirenden anfiengen, sich dem öffentlichen Gottesdienste zu entziehen und besondere Versammlungen unter sich anzustellen, wo ein jeder selber zu predigen und zu beten sich die Freiheit nahm. Aber kaum hatte die Universität Nachricht davon erhalten, so wurde Penn als ein Nonkonformist zur Strafe gezogen, und da er von seinen Religionsübungen nicht abstehen wollte, zuletzt aus dem Kollegium gestoßen. Als er wieder zu seinem Vater kam, wurde er von diesem nicht weniger strenge behandelt, und endlich wegen seines Ungehorsams und der Beharrlichkeit bei seinen Gesinnungen gleichfalls aus dem Hause geschafft. Eine Reise nach Frankreich, die er auf väterlichen Befehl unternehmen mußte, brachte ihn ziemlich von den religiösen Schwärmereien ab, und nach seiner Rückkunft legte er sich auf die Rechtswissenschaft.

Im Jahr 1661 übertrug ihm sein Vater die Aufsicht über einige Güter in Irland, wo er sich verschiedene Zeit aufhalten mußte. Allein statt sich hier den jugendlichen Ergötzungen zu überlassen, wählte er eine stille und eingezogene Lebensart, besuchte die Predigten seines Freundes Low, der zu eben der Zeit seine Ermahnungen im Cork fortsetzte, und würde endlich öffentlich ein Quäcker. Er besaß viel Talent, Geist

und Kenntnisse, allein das Gift der Schwärmerei betäubte seinen übrigens gesunden und hellen Verstand, und machte ihn zum Sklaven kindischer Vorurtheile und Bedenklichkeiten. Sein Vater, der seinen Sohn zu gut kannte, um hoffen zu können, er werde sich je nach der Etikette des Londner Hofes richten, erklärte ihm nach seiner Rückkunft ins älterliche Haus, er wäre geneigt, ihm alle seine Meinungen und Gebräuche zu vergeben, im Fall er sich dem Könige und dem Herzog von York mit abgenommenem Hute vorstellen lassen wollte. Der Sohn konnte sich dazu nicht entschließen, und wurde zum zweitenmal aus dem Hause gestoßen.

Die Quäcker wurden damals in England heftig verfolgt, und Penn mehrmals ins Gefängniß geworfen, ohne darum seine Gesinnung zu ändern. Er fieng in seinem 24sten Jahre an zu predigen, und ließ seine erste Schrift unter dem Titel: Die erhabene Wahrheit, und eine andere: Der irrige Führer, nebst einer dritten: Der erschütterte Grund, im Druck ausgehen. Durch die hierin geäußerten Sätze brachte er die bischöfliche Geistlichkeit dergestalt gegen sich auf, daß er in den Tower gesetzt ward. Hier schrieb er mehrere Werke, unter andern das bekannte: Kein Kreuz, keine Krone. Nach sieben Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, worauf er sich aufs neue nach Irland begab, und unter den Quäckern prediate. Bei seiner Rückkunft nach London, im Jahr 1670, wurde er in Newgate gefangen gesetzt, weil er in einer Straße gepredigt hatte. Er vertheidigte sich aber bei dem Verhöre so nachdrücklich, daß er von den Geschwornen losgesprochen wurde. In

diesem Jahre starb sein Vater, und da er sich mit dem Sohne ausgesöhnt hatte, so erbte dieser ein Gut, das jährlich die ansehnliche Summe von 1500 Pf. abwarf.

Da im Jahr 1675 die Verfolgung der Quäcker von neuem begann, und mehrere von ihnen wegen ihrer Weigerung, den Eid der Treue zu leisten, gefänglich eingezogen wurden, so machte Penn die Ursachen und Beweggründe, welche ihnen jede Eidesart verböten, in einer eigenen Abhandlung bekannt. In seiner Schrift: Aufgedecktes Interesse Englands, zeigte er mit vortrefflichen Gründen auf das bündigste die innige Verbindung, die zwischen der Gewissensfreiheit und der Ruhe des Reichs statt finde. Die Beschuldigung, als ob er ein heimlicher Papist und Jesuite sey, oder doch die päbstlichen Grundsätze begünstige, war sehr ungegründet, indem er selbst zu verschiedenen Malen mit Nachdruck gegen die Mißbräuche dieser Sekte geschrieben hatte. Um die quäckerischen Lehrsätze weiter auszubreiten, machte er eine Reise durch Holland und Deutschland, und besuchte unter andern in Herford die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter Friedrichs V, Churfürsten von der Pfalz und Königs von Böhmen, die den Freunden sehr ergeben war. In Amsterdam hielt er eine Konferenz mit dem berühmten Prediger Galen Abraham und andern Wiedertäufern, gegen die er die Entbehrlichkeit der Wunder mit Gründen vertheidigte, deren kein Gottesgelehrter und Philosoph unsrer Tage sich schämen dürfte.

Penn hatte an die Krone vieles zu fordern, was sein Vater ihr vorgestreckt hatte. Man bezahlte es ihm durch Land, das man ihm am Flusse Delaware

im Jahr 1681 als Herrn und Eigenthümer gab. Dieser blühende amerikanische Landstrich erhielt von ihm den Namen Pensylvanien. Seine Verdienste um die Bevölkerung, den Anbau, Wohlstand, die Gesetzgebung dieser Provinz setzen ihn, weit über die zerstörenden Helden, neben den größten Wohlthätern des Menschengeschlechts.

Im Jahr 1682 reiste er — begleitet von vielen Quäckern und andern Personen — zum erstenmal in sein amerikanisches Eigenthum, und legte sogleich die Stadt Philadelphia an. Durch eine berühmte Urkunde, wodurch er alle zu freien Leuten erklärte, die sich daselbst niederlassen wollten, sie möchten seyn von welchem Volk und Glauben sie wollten, lockte er eine Menge Menschen aus allen Landen hin; gab Kosten zu ihrer Reise her; versorgte sie mit den nöthigen Lebensmitteln; theilte ihnen Ländereien aus; unterstützte sie in ihrem Gewerbe, und machte die weisesten Gesetze und Einrichtungen, zur Ruhe und Sicherheit, so daß Philadelphia eine der reichsten und schönsten Städte in Amerika ward. Durch den erstaunenden Handel, den es mit den englischen, französischen, holländischen und spanischen Kolonien, ja mit England, Holland, Spanien und Portugall selbst unterhält, hat es sich von der Zeit an immer mehr verschönert, bereichert und bevölkert. Das Bewundernswürdigste aber ist nicht sowohl die unglaubliche Verschiedenheit der Religionen, Sprachen und Völker, die man hier findet, als vielmehr die Einigkeit, worinn diese leben. Jedes hat seine Kirchen und Bethäuser: und man findet nicht, daß Penn und seine Glaubensbrüder,

die Quäcker, die doch alle Gewalt in Händen hatten, ihr Ansehen gemißbraucht, und die andern Religionen zurück gesetzt haben. Mit den Eingebornen machte er Verträge, die auch heilig beobachtet wurden, und war mitten unter ihnen, ohne Soldaten und Verschanzungen gesichert. Da er es für Unrecht erkannte, daß der König von England den amerikanischen Wilden ihr Land abgenommen, so kaufte er ihnen das Stück, welches ihm abgetreten worden war, ab. Durch diese Ehrlichkeit gewann er sie so sehr, daß sein Name jetzt noch mit Ehrfurcht von ihnen genannt wird und ihr höchstes Lob das ist: er ist ein Mann, fast wie Penn!

Unter Jakob II hatten die Quäcker in England Ruhe und genossen der neuen Toleranzverordnungen, die der König freilich nur zum Besten der Katholiken gab. Nach der Revolution erhoben sich von neuem Verfolgungen gegen die Quäcker, in die auch Penn verwickelt wurde. Die Königin Anna hingegen schätzte ihn, und unterhielt sich mehrmals mit ihm. Im Jahr 1712 fiengen seine Gesundheit und seine Kräfte sehr an abzunehmen, sein Verstand wurde schwach, sein Gedächtniß verließ ihn immer mehr, und endlich zu Ende des Jahrs 1715 ganz, doch lebte er noch bis den 30sten May 1718, wo er in einem Alter von 74 Jahren starb.

Der funfzehente Oktober.

Geb. Daniel Nikolaus Chodowiecky.

Direktor der königl. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin.

Dieser berühmte Miniaturmahler, Zeichner und Kupferätzer stammte aus einer polnischen Familie, und war den 15ten Oktober 1726 zu Danzig geboren. Sein Vater, der daselbst Kaufmann war, gab ihm einige Anweisung zum Miniaturmahlen, und als dieser starb, so setzte diesen Unterricht seiner Mutter Schwester fort. Doch dies geschah nur in Nebenstunden, denn der junge Chodowiecky war nicht zum Mahler, sondern zum Kaufmann bestimmt.

In seinem 17ten Jahre kam er zu einem Oheim in Berlin in die Lehre, um die Handlung zu erlernen. Er ward in der Folge bei demselben Buchhalter, und übte nebenbei seine kleine Kenntniß in der Miniaturmahlerei, indem er Tabacksdosen mahlte, welche sein Oheim verkaufte. Er lernte auch die Behandlung der Emaille-Mahlerei, und mahlte Dosen zu gleichem Behuf. Aber das alles hatte im Grunde wenig Werth, und konnte ihn nie weit brin-

gen, weil es ihm an einem ordentlichen Unterricht im Zeichnen mangelte. Dies fühlte er immer lebhafter, und da sein Eifer für die zeichnenden Künste nicht eine vorübergehende Liebhaberei war, sondern mit den Jahren zunahm, so entschloß er sich im Jahre 1754 der Handlung gänzlich zu entsagen, und ganz seiner Neigung zu folgen.

Unter ungünstigen Umständen mußte er sich empor arbeiten, und verdankte seine Bildung fast allein sich selbst. Anfangs beschäftigte er sich mit der Miniatur- Portrait- Email- und Oelmahlerei; bis er der Stifter einer neuen Gattung der zeichnenden Kunst, der Darstellung moderner Figuren, mit einer vor ihm nie erreichten Wahrheit im Ausdrucke ward. Man bewundert mit Recht in seinen Figuren den sprechenden Ausdruck der Charaktere, sowohl im sentimentalen, als im komischen, und ein bleibender Lobspruch für den Künstler ist es, daß er immer mit der strengsten Hinsicht auf sittliche Besserung arbeitete. Jedermann kennt seine Kupfer zu Basedows Elementarwerk, zu den ersten Ausgaben des Sebaldus Nothanker, zu Lavaters Physiognomik, und zu einer fast zahllosen Menge Kalender. Nur in vier Jahren, von 1775 bis 1778, hat dieser erfindungsreiche Künstler, von dem man mit Wahrheit sagen kann: Er schrieb die Menschen hin wie Buchstaben, 285 Blätter gezeichnet und selbst geäzt. Hierzu kommen noch die vielen Mahlereien in Miniatur, und die große Menge seiner von andern Kupferstechern gestochenen Zeichnungen, welche er in diesen vier Jahren gemacht

hat, und die blos von den Jahren 1777 und 1778 über 75 Blätter betragen. Ueberhaupt aber zeugen nahe an tausend Kupferstiche von dem ausserordentlichen Kunstfleiße dieses Seelenmahlers.

Der für Bilderchen eingenommene Geschmack der Zeit, und die Rücksichten der Buchhändler bestimmten ihn leider meist zu Arbeiten in kleinem Format für Taschenbücher und dergleichen, in welchem des Künstlers Spielraum nur zu sehr beschränkt wird. Aber selbst in dieser kleinen Gattung lieferte er Meisterstücke. Doch sind auch treffliche große Blätter von ihm vorhanden, als: Friedrich II zu Pferde; der König nebst mehrern Generalen; der König und Ziethen; Prinz Leopold, wie er den Kahn besteigt; der Brand zu Ruppin (welche beide Blätter der großmüthige Künstler den durch die Ueberschwemmung und durch die Feuersbrunst Verarmten schenkte); Brockmann als Hamlet und viele andere.

Das Radiren hatte er blos zum Zeitvertreib für sich angefangen, und gleichwohl arbeitete er sich zu einem so ausgezeichneten Kupferstecher empor, daß seine andern Talente dadurch in Schatten gestellt zu werden schienen. Allein er war auch ein glücklicher Bildnißmahler, und sein höchst vollendetes Oelgemählde: Les adieux de Calas zeigt den grossen Umfang seiner Kunstfähigkeiten. Er ward im Auslande geschätzt, und wenn Deutschland gegen seine vorzüglichsten Männer nicht ungerecht ist, so wird sein Name stets ehrenvoll in den Annalen der Kunst genannt werden. Es sind auch einige schriftstelleri-

sche Aufsätze von ihm gedruckt. Dabei zeichnete er sich durch Rechtschaffenheit des Charakters, durch tadellose Sitten, durch unermüdeten Fleiß, durch heitere Gefälligkeit, und ganz besonders durch Eifer und Edelmuth im Wohlthun auf eine Art aus, wie nur selten ein Privatmann diese liebenswürdigste Tugend übt.

Schon unter der Direktion von le Sueur ward er Mitglied der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, deren Sekretair er unter Friedrich II wurde; im Jahr 1788 ward er Vice-Direktor, und 1797 an Rode's Stelle Direktor dieser Akademie. 1798 ernannte ihn die Akademie zu Siena zu ihrem Ehrenmitgliede. Der Eifer, mit welchem er seinen Aemtern vorstand, und sein rastloser, bis in sein spätes Alter unveränderter Kunstfleiß, verkürzte sein Leben. Er starb den 7ten Februar 1801.

Der sechszehnte Oktober.

Geb. Albrecht von Haller.

Mitglied des großen Raths in Bern.

Haller war 1708 in Bern geboren. Sein Vater war zuerst Advokat, und erhielt nachher die Stelle eines Kanzlers der Landvoigtey Baden. Sobald Albrecht lesen und schreiben konnte, waren diese Hülfsmittel des Unterrichts sein liebster Zeitvertreib. Er durchlas alle Bücher, die er aufbringen konnte, selbst einen Bayle und Moreri, zu einer Zeit, da sich die Jugend gewöhnlich nur mit Mährchen nährt. Schon damals versuchte er, jedes Muster nachzuahmen, und sammelte mit großem Fleiß alles, was in die gelehrte Geschichte einschlagen konnte. Im neunten Jahre übersetzte er aus dem Griechischen, hatte den Anfang mit dem Hebräischen gemacht, als 13jähriger Schüler lieferte er in griechischer Sprache das Thema, das man in lateinischer von ihm gefodert hatte, und mit dem Antritt des 16ten Jahres gieng er nach Tübingen, um die Arzeneiwissenschaft zu studiren. Ohne sich durch jugendliche Ergötzungen zerstreuen zu lassen, wendete er im-

mer den ganzen Tag und oft einen Theil der Nacht aufs Studiren.

Boerhavens Ruhm führte ihn bald nach Leiden, wo er in seinem 18ten Jahre die Doctorwürde annahm. Dann machte er gelehrte Reisen durch England und Frankreich, studirte in Basel unter Johann Bernoulli die höhere Mathesis, bereiste die schweizerischen Alpen, und kam in seinem 21sten Jahre als Mann und Gelehrter in seine Vaterstadt zurück. Er widmete sich der ausübenden Arzeneiwissenschaft, stellte öffentliche Zergliederungen an, und besorgte die öffentliche Bibliothek. Ungeachtet seines kurzen Gesichts war die Botanik immer seine liebste Ergötzung. In den Sommermonaten von 1730 — 1736 that er wiederholte botanische Reisen auf den Jura und die Alpen, bis an die Eisberge, und fand im Bezirke seines Vaterlandes die ausgedehnteste Sammlung von Pflanzen, von den Norwegischen bis an die äußersten Gegenden Italiens. Durch seine Gedichte, wo sich der philosophische Geist überall in das herrlichste poetische Gewand kleidet, erwarb er sich einen frühen Ruhm; so wie seine botanischen und anatomischen Schriften ihn der gelehrten Welt als ein seltenes Phänomen auf der andern Seite ankündigten. Die königlich-schwedische Akademie zu Upsal nahm ihn frühzeitig zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1736 erhielt er, bei Stiftung der Universität Göttingen, den Ruf als Professor der Medizin, Anatomie und Botanik. Siebenzehn Jahr, als den Zeitlauf seines thätigsten Lebens, brachte er

hier zu. Viele bei der Universität noch mangelnde Anstalten beförderte er, ein anatomisches Theater, einen medicinischen Garten, eine Hebammenschule ꝛc. und er hatte den vornehmsten Antheil an der ersten Einrichtung der dortigen königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

Sein erstes Werk, das seinen Ruhm in ganz Europa entschieden hat, sind die Auslegungen über die akademischen Vorlesungen Boerhave's. Auch die Consultationen desselben und seine Anleitung zu den Studien eines Arztes, sind durch Hallers Bemerkungen brauchbarer gemacht worden. Indessen gab er seine schweizerischen Pflanzen heraus, die ein Auszug aus 20 Folianten gesammelter Kräuter und botanischer Beschreibungen waren. Auf diese folgten seine anatomischen Tabellen, und dann der Umriß seiner Physiologie. Ehre und Ruhm war der unzertrennliche Gefährte seiner Verdienste. Er erhielt den Charakter als Leibarzt und königlicher Hofrath, wurde 1749 in den Adelsstand erhoben, bekam Vokationen nach Utrecht, Oxford und Berlin, und die meisten gelehrten Gesellschaften in Europa nahmen ihn nach und nach zu ihrem Mitgliede auf.

Im Jahr 1745 ward er zu einem Mitgliede des großen Rathes in Bern gemacht. Diese Beförderung, und das Verlangen, einen freien Gebrauch seiner Zeit zu gewinnen, verdoppelte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Er gieng im März 1753 nach der Schweiz zurück, erhielt durch das Loos die Stelle eines Amtmanns, bekleidete nachher das Amt eines Oberdirektors der Salzwerke zu

Rohr und beinahe zwei Jahre lang zugleich die Statthalterschaft in der Landvoigtey Aehlen. Außerdem leistete er dem Staate bei außerordentlichen Aufträgen und durch seinen Rath als Beisitzer besonderer Dikasterien, die wichtigsten Dienste, und zwar zuerst bei dem höchsten Ehegerichte, und nachher bei dem Oberappellationsgerichte der deutschen Lande. Das Waisenhaus zu Bern verdankte ihm seine erste Einrichtung. Die Schriften der Göttingischen Akademie der Wissenschaften bereicherte er durch seine Aufsätze, und zu den Göttingischen Anzeigen lieferte er nach und nach 12,000 Recensionen von Schriften fast aus allen Fächern und Sprachen.

Seine erste Muße in der Vaterstadt wendete er dazu an, Beobachtungen über die Entwickelung des thierischen Keims in den Eyern anzustellen. Dann erschien seine große Physiologie, ein Werk, dessen Reichthum an eigenen Ideen und gesammelter Gelehrsamkeit kein anderes Werk irgend einer Wissenschaft darbietet. Die vielen Bände der Bibliotheca medica zählen in chronologischer Ordnung alles auf, was in der Anatomie und Physiologie, praktischer Medicin und Chirurgie von allen Schriftstellern aller Zeiten geleistet worden ist. Wenn man Hallern auch nicht für den Erfinder der Lehre von der Irritabilität der Fibern erkennen wollte, so gehört ihm doch der Ruhm, dieses Vermögen in seiner ganzen Ausdehnung an den Tag gelegt, und dadurch das Geheimniß der Natur in unserm körperlichen Leben aufgedeckt zu haben. Ueberhaupt erregen seine vielfachen Entdeckungen Erstaunen, wenn

man sie am Ende der Vorrede zum sechsten Bande der Elementa physiologiae oder des ersten Bandes der umgearbeiteten Octav-Ausgabe von ihm selbst angegeben findet.

Als Dichter ist Hallers großes Verdienst längst entschieden. Früh ward er die herrlichen Anlagen unserer Sprache gewahr, viel mit wenig Worten zu sagen; er rang wacker nach dieser gedankenvollen Kürze, und erreichte sie in so hohem Grade, als kein Dichter vor ihm, und sehr wenige nach ihm; seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, ein philosophischer Scharfsinn, und ein eigener Vorrath moralischer Erfahrungen boten ihm reichen Stoff dar, und seine lange beharrliche Uebung machte ihn mit dem Schatze der Sprache bekannt, und so wurden Reichthum tiefsinniger Gedanken, gesunde Moral, Stärke, Adel und Kürze des Ausdrucks die unterscheidenden Merkmale seiner Poesie. Seine in der Manier Fenelons geschriebenen politischen Romane Usong, Alfred, Fabius und Cato verdienen noch immer gelesen zu werden, wenn ihnen gleich der anziehende äußere Reiz mangelt, der Werken dieser Art gewöhnlich mehr Beifall verschafft, als ihr innerer Gehalt.

Im Umgange war Haller, unter Leuten, denen Wissenschaften und Unterricht willkommen waren, mehrentheils gefällig und aufgeweckt. Er hatte eine schöne Leibesgestalt und eine glückliche Gesichtsbildung; die Lebhaftigkeit seiner Augen kündigte seinen durchdringenden Geist an, zugleich war er mit einem außerordentlich treuen Gedächtniß begabt, er konnte

alle todte und beinahe alle lebende Sprachen, und die meisten derselben sprach er auch mit Leichtigkeit. Seine Einbildungskraft mahlte ihm die Gegenstände auf das lebhafteste, seine Aufmerksamkeit umfaßte alle Theile des Gegenstandes, welchen er betrachten wollte, und eine gesunde Beurtheilung leitete ihn immer in Untersuchung der Wahrheit, und versicherte ihm die Entdeckung derselben. Alle Entdeckungen in allen Welttheilen nach allen Umständen waren ihm aus Reisebeschreibungen bekannt. Selbst in Romanen und Schauspielen hatte er eine große Belesenheit. Traurig, daß einem solchen Geiste, eine kleinliche religiöse Aengstlichkeit und ein unbegrenzter Ehrgeiz sein Leben auf Erden verbittern mußte. Das Tagebuch, das er von 1734 an bis an sein Ende selbst führte, ist voll finsterer theologischer Vorstellungen und trostloser Klagen. Er starb in einem 70jährigen Alter den 12. December 1777.

Der siebenzehente Oktober.

Gest. Gregor Alexandrowitsch, Fürst von Potemkin.

Russisch-Kaiserlicher Feldmarschall.

Potemkin, der wichtigste Mann in Rußland unter Katharinens Regierung, wurde im Monat September 1736 auf einem kleinen Landgute, zwanzig Werste von Smolensk, geboren. Sein Vater war Hauptmann eines Garnisonregiments, und nahm, als er lange gedient hatte, als Major seinen Abschied, und lebte mit seiner Mutter, die aus einer moskowitischen adelichen Familie abstammte, dann von seinen eigenen kleinen Mitteln bald in Moskau, bald auf dem obigen kleinen Landgute. Außer ihm hatten sie noch zwei Töchter. Potemkin wurde mit möglichster Sorgfalt erzogen; und seine guten Anlagen ließen schon damals vieles hoffen. Mit reifern Jahren fühlte er Beruf zum Soldatenstande; sein Vater hingegen, der vielleicht Ursachen haben mochte, nöthigte ihn den geistlichen Stand des rus-

sischen Glaubens anzunehmen. Potemkin gehorchte, und kam in ein moskowitisches Kloster.

Sein Vater starb und bald verließ er diesen Stand, gieng nach Petersburg und wurde durch Unterstützung einiger Verwandten in dem Regimente der Garde eingeschrieben. Hier zeichnete er sich sowohl durch seine schöne Gesichtsbildung als auch durch sein Betragen vor seinen übrigen Mitgarden aus, und wußte auch gleich anfangs mit seiner einnehmenden Beredsamkeit sich mehrere Höflinge zu Freunden zu machen. Dieses verschaffte ihm bald darauf den Vortheil, der Kaiserin Katharina empfohlen zu werden, und dadurch Gelegenheit, sie öfter zu sehen. Er wurde daher leicht für ihr Interesse gewonnen, und als die Revolution am 9ten Juli 1762 ausbrach, war er einer der ersten, der Katharinen zur Selbstbeherrscherin aller Reussen ausrief. Er war diesen ganzen Tag nahe um die Person der Monarchin, und unter denen, die ihre Wache ausmachten. Drei Tage nachher wurde er als Courier nach Stockholm geschickt, um dem dortigen russischen Gesandten die Regierungsveränderung zu melden.

Da die Monarchin in diesen Tagen seine Treue gesehen hatte, so gewann er von nun an ihren ganzen Beifall, und durfte auch auf ihre volle Gnade von der Stunde an rechnen. Sie verschaffte ihm daher nicht nur Gelegenheit sich nach eigener Wahl in allen Wissenschaften auf ihre Kosten zu bilden, sondern sie erkundigte sich auch sehr oft nach seinen Bedürfnissen. Bei einer dieser Gelegenheiten entdeckte er der Kaiserin seinen Trieb zu einer höhern Laufbahn, und den

Wunsch von der Garde befreit zu werden. Letzteres geschah, und die Monarchin verschaffte ihm Gelegenheit, sich sowohl in den Geschäften des Kabinets, als in der höhern Kriegskunst zu üben.

Und so erreichte er einen Posten nach den andern, und schwang sich in kurzer Zeit zum Fürsten, Minister, Feldmarschall, Oberbefehlshaber der ganzen russischen Kriegsmacht, und Haupt der ganzen regulirten und nicht regulirten Kavallerie; dann hatte er das Oberkommando über die Flotten im asawischen, kaspischen und schwarzen Meere; war Präsident der höchsten Kriegsstelle in Petersburg; Generalgouverneur von Katharinoslaw, von Taurien und von der Tartarei; Generaladjutant und Kammerherr, wie auch Generalinspektor der ganzen Kriegsmacht in Rußland; war Oberster des Preobraschenzkischen Garderegiments, und das Haupt aller übrigen Garden; Inhaber eines Kürassierregiments seines Namens; Befehlshaber der Petersburger Dragoner und der Grenadiere von Katharinoslaw; Inspektor aller Zeughäuser, aller Gewehrfabriken und aller Kanonengießereien im russischen Reiche; war großer Hettmann aller Kosaken, die unter russischer Bothmäßigkeit standen; er hatte die russischen Orden von Alexander Newsky, von St. Georg, von St. Anna, und von St. Wlodimir der ersten Klasse; auch den königlichen Preußischen schwarzen Adlerorden; ferner den Dänischen Elephanten- und den Schwedischen Seraphinen-Orden. Mit einem Worte: Potemkin war der größte Mann in Rußland, und führte das Staatsruder! —

Die Erwerbung der Krimm, die den Namen Taurien bekam, war sein Werk; und die Kaiserin legte ihm dafür aus Dankbarkeit den Namen: der Taurier, bei. Im letzten Türkenkrieg erwarb er sich um Rußland noch mehr Verdienste, aber derselbe war auch das Ziel seiner Thaten; denn als schon an den Friedenspunkten mit den Türken zu arbeiten Anstalt getroffen wurde, befiel ihn ein kaltes Fieber, er verließ nun den vorgehabten Kongreßort Galaz und begab sich nach Husch; als er aber auch hier keine Linderung fand, entschloß er sich nach einem seiner Güter unweit Oczakow abzureisen, um daselbst den Winter hindurch seiner Gesundheit zu pflegen. Er übergab daher das Kommando förmlich an den Fürsten von Repnin, überreichte ihm die geheimen Schriften, wie der Friede abzuschließen sey, und machte sich auf die Reise. Da er in die Gegend des Klosters Nicolawo kam, schrieb er in der Hütte eines Bauern einen sehr langen Brief an seine Monarchin; dann setzte er seine Reise fort, ließ aber bald anhalten, und um seine Schmerzen zu lindern, sich aus dem Wagen heben und auf die Erde legen, wo er bald darauf seinen Geist in den Armen seiner Niece, der Kron-Großfeldherrin Branika, die er vorzüglich liebte, im 56sten Jahre seines Lebens, am 17ten Oktober 1791, aufgab.

Potemkin war groß und stark von Person, und hatte eine sehr vortheilhafte Gesichtsbildung, nur mit dem linken Auge schielte er etwas einwärts. Er sprach nicht viel, war tiefdenkend, ernsthaft, ehrgeizig und stolz. Wenn er in Petersburg war, begeg-

nete man ihm mit ungemeiner Achtung; man erwies ihm die nemliche, oft mehr Ehrfurcht als der Monarchin. Die ältesten Generale krochen vor ihm; Grauköpfe mit blauen, gelben, schwarzen und rothen Ordensbändern machten ihm, wenn er bei Hofe erschien, drei tiefe Verbeugungen, die er gewöhnlich nur mit einem mäßigen Kopfnicken erwiederte. Vor seinem Palaste stunden oft funfzig und mehr Kutschen, deren Inhaber ihm zugleich die Aufwartung machten. Wenige Tage vergiengen, die er nicht mit Zügen der Geringschätzung gegen seine Mitgeschöpfe bezeichnete, und nur zu oft war das Spiel, das er mit ihnen trieb, ihnen tödtlich. Einst erwähnte jemand über seiner Tafel eines russischen Kaufmanns in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang wäre, daß er bis über den Gürtel hinunter reichte. „Den möchte ich sehen," rief das Fräulein von N*. Kaum war das Wort über ihre Lippen, so schickte Potemkin den Befehl an die Polizei, den Kaufmann zur Stelle zu schaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man sich des Mannes wieder. Der Fürst erkundigte sich mit einem schrecklichen Tone; allein die Antwort lautete: „er sitzt schon seit fünf Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat." Der zitternde Greis ward nun herein gerufen, dem Fräulein von N* vorgestellt, gehörig beguckt und entlassen. Als er wieder in sein Haus trat, war sein Weib, aus Kummer und banger Besorgniß um ihn, gestorben, und sein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet.

Doch muß man auch das Gute nicht vergessen das Potemkin gestiftet hat, z. B., daß er bei der Armee das unmenschliche Prügeln, den unnützen, aber dem Soldaten allen Muth benehmenden Aufwand für Puder, Farberde u. dgl. auch die beschwerliche Frisur und das dem Infanteristen noch beschwerlichere, obgleich ganz unnütze Seitengewehr, so wie bei der Kavallerie den Karabiner, welcher den Reiter immer im Auf- und Absteigen hinderte, abgeschafft; die Kleidungsstücke des Soldaten dem Klima gemäßer eingerichtet; die weit gehenden Anmaßungen der Obersten eingeschränkt, und die von denselben bedrückten Subalternen-Offiziere in Schutz genommen u. dergl. m.

Potemkins Vermögen und seine hinterlassenen Güter schätzte man auf funfzig Millionen Thaler.

Der achtzehente Oktober.

Gest. Johannes Osiander.

Königlich = Schwedischer und Polnischer Konsistorialrath, Prälat zu Hirsau ꝛc.

Ein Mann von großen Talenten. Mit akademischer Gelehrsamkeit verband er praktischen Verstand, Beredsamkeit, Kenntniß der Welt, Muth und Patriotismus. Die wichtigsten Dienste, die er als Staatsmann seinem Vaterlande geleistet, machen ihn unsterblich.

Er wurde am 22sten April 1657 in Tübingen geboren. Sein Vater, Johann Adam Osiander, war Kanzler daselbst, und ließ es an nichts mangeln, seinen hoffnungsvollen und geliebten Sohn die möglich beste Erziehung zu geben. Diesen Bemühungen entsprachen auch die Fortschritte des Sohns, der in allen Schulen, die er besuchte, immer der Erste unter seinen Mitschülern, der Stolz seiner Lehrer und das Vergnügen seiner Aeltern war. Im 14ten Jahre verließ er die Stadtschule in Tübingen, inscribirte daselbst unter dem Rektorat seines Vaters, und wurde im 19ten Jahre Magister. Nach Vollendung des philosophischen Kursus gieng er zur Theologie über, und hielt schon damals öffentliche Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, syrischer und arabischer

Sprache, vertheidigte Theses aus allen Theilen der Philosophie, schrieb ein Kompendium der Logik und Metaphysik, und eine Dissertation de caussa morali, auch in den nächstfolgenden drei Jahren schrieb er Dissertationen de scriptura sacra, de bonis operibus, und de Ecclesia, und vertheidigte sie mit großem Ruhm. Vornehmlich legte er sich jetzt auf die alten Sprachen, aufs Disputiren und auf die Beredsamkeit, worinn er sich auch die größte Fertigkeit erwarb.

Bei so ausgezeichneten Gaben konnte es an einer frühen Beförderung nicht fehlen. Schon in seinem 21sten Jahre wurde ihm die Predigerstelle in der Spitalkirche in Tübingen angetragen; allein er lehnte diesen Antrag von sich ab, und trat dagegen eine Reise außer Landes an, die zwar anfangs ganz seinem besondern Zweck, der Vervollkommnung seiner Studien, angemessen war, aber am Ende doch seiner bisherigen Laufbahn eine ganz neue Richtung gab. In Hamburg hielt er sich ein Jahr lang auf, predigte öfters daselbst, schlug aber ein ihm angebotenes geistliches Amt aus. In Stade lernte er den Generalgouverneur von Bremen, den königl. schwedischen Feldmarschall auch ältesten und ersten Reichsrath, Baron Heinrich Horn kennen, der ihn den Antrag machte, seinen Sohn, als Hofmeister, erst nach Tübingen in das illustre Kollegium, und dann in auswärtige Länder zu führen. Er nahm diese Stelle an, gieng mit dem jungen Horn auf ein Jahr lang nach Tübingen, und von da durch die Schweiz nach Frankreich, wo er sich 2 volle Jahre aufhielt, in welchen er sich nicht nur die vorzüglichsten Bekanntschaften erwarb, sondern auch seinem Geist und Herzen die-

jenige Bildung gab, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, der Wohlthäter seines Vaterlandes, und der Erretter seiner Vaterstadt zu werden.

Von Paris reiste Osiander über Holland nach Stade zurück, übergab seinen Zögling seinem Vater, lehnte die ihm angetragene Konsistorialrathsstelle in Bremen und Verden von sich ab, reiste in seine Vaterstadt zurück, und wurde dort außerordentlicher Professor der hebräischen Sprache und Geographie. Noch im nemlichen Jahre wurde er ordentlicher Professor der griechischen Sprache und der Philosophie, und war nun eben so thätig auf seinem Studirzimmer, auf der Kanzel und auf dem Katheder, als er es bisher auf seinen Reisen in Weltgeschäften gewesen war. Man hörte seine Religionsvorträge gerne, und seine Vorlesungen wurden häufig besucht, besonders über die griechischen Schriftsteller. Er wollte den Thucydides herausgeben, und man hatte schon angefangen, ihn in Amsterdam zu drucken, aber kriegerische Unruhen unterbrachen die Vollendung. Man fand aber nach seinem Tode das Manuscript ganz vollendet in seiner Bibliothek.

Als im Jahr 1688 der unselige Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, und die Franzosen ins Würtembergische bis nach Tübingen vorrückten, so gieng Osiander im Namen der Stadt, der Universität und des illustern Kollegii, den Franzosen entgegen, unterhandelte mit den Generalen Monclar und Peysonnel, und rettete in der Folge die Stadt Tübingen mit eigener Lebensgefahr von der gänzlichen Zerstörung, welche von den französischen Generalen bereits beschlossen war. Peysonnel hatte in Tübingen eine Mine an-

legen lassen, um die Mauern der Stadt zu sprengen. Da Osiander dies durch kein Bitten hintertreiben konnte, so schlich er sich bei Nacht an den Ort, wo die Mine war, ungeachtet stets eine Wache davor stand, und trug viele Pulverfäßchen heraus, die er dann an verschiedenen Orten versteckte. So bewirkte er durch seinen außerordentlichen Muth, daß die Minen keinen großen Schaden verursachten. Auch Stuttgardt und Herrenberg wurden durch seine unermüdete Thätigkeit und Klugheit gerettet. Er bekam den Titel eines Kriegsraths, und wurde sehr oft als Gesandter und Negociateur gebraucht. Sobald er aber seine politischen und militairischen Aufträge vollzogen hatte, so kehrte er wieder nach Tübingen zurück, hielt Vorlesungen und predigte.

Als im Jahr 1693 die Franzosen wieder ins Würtembergische einfielen, so wurde er Kommandant der Stadt und des Schlosses Tübingen; alle Korpora wurden an ihn angewiesen, und er war zum zweitenmal der Retter seiner Vaterstadt. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Verdienste wurde er 1697 Abt des Klosters Königsbronn, nach 2 Jahren Abt des Klosters Hirsau, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts machte ihn der König von Polen und Churfürst von Sachsen August I zu seinem Konsistorialrath, und versprach ihm das erste erledigte Kanonikat in Sachsen, wenn er in seine Dienste treten wollte. Eben so wurde er kurz darauf auch vom Könige Karl XII zum schwedischen Kirchenrath ernannt. Er besaß die ganze Gunst dieses rauhen Kriegers, der sich öfters vertraulich mit ihm unterhielt. Kaum hatte Karl einst Osianders Ankunft, der in wichtigen Staatsangelegenheiten an ihn gesandt worden war, erfahren, so be-

rief er ihn noch in Reisekleidern zu sich. Der gute Prälat fror von der Reise heftig, und stellte sich daher zum Ofen. Als Karl dies merkte, führte er ihn unvermerkt ans Fenster und öffnete dasselbe, so daß Osiander bald vor Kälte zitterte. Hierauf sagte der König lachend zu ihm: „Ihr seyd noch kein rechter Schwede, wenn ihr die Kälte nicht besser ausdauern könnt. Kommt, Prälat, ich will das Fenster schließen, und euch zum Ofen führen.“

Unter den vielen Negociationen, die Osiander zu Stande brachte, zeichneten sich seine Verrichtungen in Italien, in England, in Dännemark, Schweden, Polen und Preußen vorzüglich aus. Ueberhaupt hatte er 22 gekrönte Häupter, und darunter namentlich den deutschen Kaiser, und die Könige von Frankreich, England, Sardinien, Schweden, Polen, Dännemark und Preußen gesprochen; mit mehrern derselben stand er in noch näherer Verbindung, korrespondirte mit ihnen, machte ihnen von Zeit zu Zeit Besuche, und erhielt zum Theil auch Besuche von ihnen. Auch ward er an königl. churfürstl. und fürstl. Höfen wie ein Mann vom ersten Range empfangen; er logirte an den Höfen, speiste mit den Königen, und die auswärtigen Gesandten, das Ministerium, die Generalität, die hohe Geistlichkeit, der Hof, alles bestrebte sich, ihm Ehre zu erweisen. Seine Handlungsweise zeichnete sich nicht nur durch Geschicklichkeit, die er vorzüglich seinem durch lange Uebung geschärften, richtigen und hellen Blicke, der Gewandtheit und Biegsamkeit seines Geistes, seiner Menschen- und Weltkenntniß, und seiner Beredsamkeit zu danken hatte; sondern auch durch Leichtigkeit, Schnelligkeit und Thätigkeit aus, welche zugleich mit Gegenwart des Geistes, mit Entschlossenheit, Muth und Geduld verbun-

den waren. Vorzüglich bemerkenswerth aber ist, daß er auch bei den geheimsten Geschäften immer ganz offen, freimüthig und ohne Menschenfurcht handelte, und daß er selbst den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen gerade dieser Offenheit und Freimüthigkeit, nicht einer besondern Geschicklichkeit zuschrieb.

Als Mitglied des landschaftlichen Ausschusses wurde er oft an den Herzog gesandt, und besorgte das Beste des Landes treulich. Als Direktor des Konsistoriums visitirte er die vier niedern Klosterschulen, das theologische Stift und die Universität Tübingen, und machte verschiedene gute neue Einrichtungen. Unter andern ist er Urheber der in der würtembergischen Kirche eingeführten öffentlichen Konfirmationshandlung. Besonders waren seine Reden, die er bei der Vorstellung eines neuen Professors in Tübingen, oder eines Prälaten und neuen Raths im Konsistorium hielt, Muster von Beredsamkeit für sein Zeitalter. Noch in seinem 65sten Jahre wurde er in wichtigen Angelegenheiten an den König von England gesandt, aber bald nach seiner Rückkunft verspürte er eine allmählige Abnahme seiner Kräfte, und nun bereitete er sich in stiller Einsamkeit auf sein herannahendes Ende, welches 1724, in einem Alter von 67 Jahren erfolgte. In seinem Testamente hatte er befohlen, daß seine Leiche ohne Pomp, wie eine gemeine Bürgersleiche, bestattet, und besonders, daß keine Leichenkarmina gemacht würden. Er war überhaupt kein Freund von Gepränge und Schmeicheleien, bescheiden und ein wahrer Menschenfreund. Wenn man ihm Geschenke zuschickte, so ließ er sie sogleich ins Waisenhaus tragen, sie mochten groß oder klein seyn.

Der neunzehnte Oktober.

Gest. Jonathan Swift.

Dechant von St. Patrik zu Dublin.

Swift ist wegen seiner Laune, seiner unerschöpflichen Ader voll Witz, und seiner Gabe, die Geisel der Satyre zu schwingen, ein merkwürdiger Name in der Gelehrtengeschichte. In Deutschland kennt man ihn hauptsächlich durch sein Mährchen von der Tonne, das mehrere Uebersetzungen erlebt hat; es ist reich an überströmenden Witz und der glücklichsten Ironie, und es hat vielleicht wenig Köpfe gegeben, die im 30sten Jahre ein Werk von so viel Kraft und Darstellung hervorgebracht haben, als dieses Mährchen ist. Der originelle Verfasser desselben war am 30sten Nov. 1667 in Hory'scurt zu Dublin geboren. Er legte sich auf Geschichte und Dichtkunst. Auf der Universität zu Dublin verachtete er die Logik und Metaphysik, und die Mathematik und Physik machte er lächerlich, daher wurde er wegen seiner Ungeschicklichkeit abgewiesen, als er Baccalaureus werden wollte, und am Ende

nur kümmerlich ex speciali gratia zugelassen. Dieses unrühmliche Zeugniß sah man zu Oxford als die größte Anpreisung an, und da wurde er unbeschautes Dings stracks Baccalaureus.

Swift war nicht für die Unthätigkeit gemacht. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, aber eine Landpfarre, die er nach manchen vergeblichen Supplikationen erlangte, befriedigte seinen regen Geist nicht. Er begab sich öfters nach London, und blieb nicht lange ein müßiger Zuschauer bei den philosophischen Gährungen, welche die Regierung der Königin Anna auszeichneten. Niemand konnte die englische Konstitution genauer als Swift, niemand hieng ihr so eifrig an, und würde, so wie er, alles gewagt haben, um sie zu erhalten. Er gab verschiedene politische Schriften heraus, die allgemeines Aufsehen erregten. So mannigfaltige Talente, so ausgebreitete Kenntnisse im politischen Fache, eine solche Kraft und Würde des Ausdrucks, mit einem so reinen, meisterhaften Style verbunden, und besonders so viel Witz und eine so ungewöhnliche Stärke in der Satyre, erregten die gewisseste Erwartung, daß er der fähigste und furchtbarste Vertheidiger der Parthei seyn könne, zu der er sich schlagen würde. Er schlug sich auf die Seite der Minister, und stritt für ihre Sache in kleinen Schriften, Gedichten und Wochenblättern. Die Geisel der Satyre wurde in seiner Hand zu einer Keule, gegen deren Streiche kein Panzer sichern konnte. Kein Wunder, daß die Minister ihm auf alle Art schmeichelten, und seine Talente aufs Beste benutzten.

Er wurde zu den geheimsten Berathschlagungen über politische Gegenstände gezogen, und auch in den fröhlichen Cirkeln der Höflinge, spielte er eine bedeutende Rolle.

Der Tod der Königin Anna, die Swiften nie leiden konnte, machte allen seinen Aussichten nach Größe und Beförderung ein Ende, und er nahm verdrüßlich im Jahr 1714 von der Dechantey in Dublin Besitz, die er kurz zuvor erhalten hatte. Als er das erstemal in Dublin ankam, wurde er vom gemeinen Pöbel, bei dem er verleumdet worden war, ausgezischt und beschimpft. Aber verschiedene Schriften, die er zu Gunsten der Irrländer herausgab, machten ihn beim Volke so beliebt, daß es ihn aller Orten mit freudigen Huzza's begrüßte und fast anbetete. Seinem Spleen über die Laster und Thorheiten der Menschen, machte er in Gullivers Reisen Luft. Dieses Werk ist auf die üppigste Erfindung gegründet. Es herrscht darinn ein Leben in den Schilderungen, und eine Einfalt in der Erzählung, die es für Leser von beiden Geschlechtern und für jedes Alter höchst interessant machen. Es wurde bald der allgemeine Gegenstand der Unterhaltung; jeder bewunderte es, jeder lobte es, und jeder suchte Anspielungen darinn, die nicht darinn liegen.

Man hat Swifts Charakter häßliche Flecken anzuhängen gesucht; als: Neid, Heuchelei, Wankelmuth, Menschenhaß, Bosheit. Allein diese Beschuldigungen rühren von seinen erklärten Feinden her, Undank seiner Freunde, die ihm ihr ganzes Glück zu danken hatten; schlechte Belohnung für

seine Dienste; Fehlschlagung einiger seiner schönsten Hoffnungen; traurige Entdeckungen über die Schwächen und Gebrechen der weltgepriesensten Menschen, die er in der Nähe zu behaupten Gelegenheit hatte; nebst dem Gefühle einer beträchtlichen Ueberlegenheit seines eigenen Geistes und Charakters, — waren wohl die Motive, die ihm eine Art von Verachtung gegen das Menschengeschlecht im Ganzen beibrachten, und seinen spätern Schriften einen so finstern Anstrich gaben. In den frühern findet sich nichts davon und bis an sein Ende nichts von dieser Misanthropie in seinen Handlungen. Vielmehr war er äußerst dienstfertig gegen seine Freunde; nachsichtig und schonend selbst gegen seine Feinde — zu einer Zeit, da es ihm ein Billet kostete, sie zu vernichten; offen, heiter und mittheilend im Umgange, und im höchsten Grade wohlthätig gegen Arme. Um seine Frömmigkeit nicht sehen zu lassen, gieng er zu London in die Frühkirche; um seine Wohlthätigkeit nicht durch eitles Menschenlob zu entweihen, verschwieg er den Armen stets seinen Namen, und einige seiner schönsten Handlungen wurden erst nach seinem Tode bekannt. Er war von Jugend auf ökonomisch — erst aus Noth, dann aus Grundsatz: lebte aber doch gut; hatte häufig Gesellschaft und Freunde bei sich, und vergab seiner Würde nicht das geringste. Dieser Oekonomiegeist ward bald bei ihm Gewohnheit, und im Alter wurde Geiz daraus.

Als sein Ruhm einmal fest gegründet war und er sich von den ersten Männern aus allen Fächern huldigen sah, nahm er eine gewisse Sattheit oder

Sprödigkeit im Verkehr mit Menschen an, die seine erste Bekanntschaft unangenehm und zurückstoßend machte. Er verlangte von Höhern oder Fremden stets die erste Ehre; war diese aber dargebracht und die Bahn gebrochen, so öffnete sich sogleich seine ganze Seele, und er kam ihnen fast in allen nachfolgenden Schritten zuvor. Der Grund, warum man ihn so allgemein fürchtete, war sein Ruhm, seine bekannte satyrische Ader, und die vielen Anekdoten, so von ihm umherliefen, besonders solche, wo er angesehene Personen an großen Tafeln durch ein plötzliches Impromptu dem Gelächter Preis gegeben hatte. Dieß that er aber nie, wenn er nicht dazu gereitzt worden war, im Gegentheil steckte er manche beißende Replik ein, sobald er sich getroffen fühlte.

Seine letzte Lebensperiode war traurig. Er wurde mit Schwindel und Taubheit behaftet, und seine Tage schlichen trübe vorüber. Er versank in Blödsinnigkeit und Wahnsinn, und starb 1745 in diesem mitleidenswerthen Zustand. Es ist auffallend merkwürdig, daß er in seinem Testamente eine ansehnliche Summe zur Stiftung und Unterhaltung eines Tollhauses aussetzte.

Swifts großes schriftstellerisches Talent in Hinsicht auf treffende Satyre, auf Stärke des Witzes und der komischen Wendungen, auf Reichhaltigkeit der Gedanken und auf Anwendung der Ironie ist entschieden. Im historischen, politischen, romantischen und poetischen Felde hat er Meisterstücke für alle Zeiten aufgestellt, und mit höchster Klarheit, Popularität, Präcision, eine bewundernswürdige Tiefe und Gründ-

lichkeit vereint. Die Häupter aller Partheien fürchteten den Talisman seiner Flugschriften mehr, als die Waffen ihrer Feinde. Seine Geschichte der letzten Regierungsjahre der Königin Anna ist — nach Sprache und Inhalt, im historischen wie im philosophischen Betracht — ein klassisches Werk. Er verband Welt- und Bücherkenntniß in einem höchst seltenen Grade mit einander, und hatte seinen Genius groß gezogen auf dem alten klassischen Boden. Daher war er seinen gelehrten Gegnern so sehr überlegen; und daher wirkten seine Schriften so mächtig auf sein Vaterland. Was er schrieb, war nicht aus Büchern, sondern aus den Tiefen seiner eigenen goldhaltigen Seele geschöpft. Es half ihm nichts, seinen Namen überall hinwegzulassen. Man erkannte den Löwen sogleich aus seinem Fußtritte. In seinen meisten Versen findet man eben die reiche Ader des Witzes und der Laune wieder, die seine Prose so reich durchströmt. Ihr Ton ist leicht und munter, und ihre Schreibart korrekt. Seine Briefe sind die zierlichsten und besten Muster in dieser Schreibart, die man in England besitzt. Sie haben zwar nicht die leichte ungezwungene Vertraulichkeit und die gesprächige Munterkeit der Franzosen; dagegen sieht man ihnen aber weder Pope's Mühe an, noch Bolingbroke's nichtssagenden Wortprunk. Swifts sämmtliche Werke sind in 30 Bänden zusammengedruckt; der größte Theil ist prosaisch und in mancherlei Formen abgefaßt, auch haben die meisten derselben nahe Beziehung auf die damaligen Zeitumstände.

Der zwanzigste Oktober.

Geb. Johann Bart.

Befehlshaber einer Eskadre.

Aus einer Familie entsprossen, die mehr auf dem Meere lebte, als auf dem Lande, glich Bart dem Elemente, das er sich zum Schauplatze seiner Thaten gewählt hatte. Er war stürmisch und roh, aber er verrichtete mit wenig Schiffen große Thaten, und war das Schrecken der Feinde Frankreichs. Zu Dünkirchen im Jahr 1650 geboren, mußte er mit seinem Vater, einem armen Fischer, schon zu Schiffe gehen, noch ehe er Lesen oder Schreiben gelernt hatte. Aber der Junge hatte einen hohen Geist, und schämte sich des Fischerstandes. Er gieng deswegen nach Holland und wurde Schiffsjunge. Eine ungemeine Thätigkeit, die von Herzhaftigkeit und einer außerordentlichen Leibesstärke unterstützt wurde, erwarb ihm die Bewunderung aller derer, die mit ihm zur See giengen. Er diente unter dem berühmten holländischen Seehelden Rüyter, und wurde bald selbst ein vortrefflicher Seemann.

Bart war eben 21 Jahr alt, als zwischen England und Frankreich gegen Holland der Krieg ausbrach. Da er nicht wider sein Vaterland die Waffen führen wollte, so floh er aus Holland, und gieng nach Dünkirchen zurück. Auf einem Korsarenschiffe, wo er nun

diente, zeigte er so viel Tapferkeit, daß ihn jedermann bewunderte. Durch einige reiche Prisen in vortheilhafte ökonomische Umstände versetzt, rüstete er auf eigene Kosten eine Galliote aus, besetzte sie mit 2 Kanonen und 36 Mann und stach in die See. Vor dem Texel stieß er auf eine Fregatte von 18 Kanonen und 65 Mann, griff sie an, enterte, bemächtigte sich derselben und führte sie nach Dünkirchen. Bald verband er sich mit einigen andern Kapern, gieng als Oberhaupt einer kleinen Eskadre unter Segel, und was ihm begegnete, war sein Eigenthum. Der Ruf seiner Thaten drang vor Ludwig XIV; er schickte ihm eine Medaille mit einer goldenen Kette, und nach dem Frieden im Jahr 1678 übergab er ihm das Kommando einer Fregatte von 14 Kanonen, mit dem Befehl, gegen die Saleischen Seeräuber zu kreuzen.

Krieg war Barts Element, und den Feinden Frankreichs immer neuen Schaden zuzufügen, sie in Furcht und Schrecken zu setzen, das einzige Geschäfte seines Lebens. Er bekam im Jahr 1692 das Kommando über 7 Fregatten und einen Brander. Zwei und dreißig englische und holländische Kriegsschiffe blokirten den Hafen von Dünkirchen. Ungeduldig über diese Einschließung, beschloß er, sich aus der Unthätigkeit zu ziehen, brach bei Nacht mit seiner Eskadre durch die feindlichen Linien, und als der Tag graute, war er ihnen schon aus dem Gesicht. Nun gieng er auf alle Schiffe los, eroberte sie meistens, oder bohrte sie in den Grund. Sechs und achtzig Fahrzeuge, die ihm aufstießen, wurden verbrannt; in der Gegend von Newcastel, wo er ans Land stieg, verbrannte er ohngefähr 200 Häuser, und

kam mit einer Beute von 500,000 Thalern nach Dünkirchen zurück. Dann eskordirte er glücklich eine französische Getreide-Flotte, ob ihm gleich die Holländer und Engländer den Weg versperrten. Noch waren in verschiedenen Häfen des Nordens mehr als 100 für Frankreich mit Getreide beladene Schiffe zurück geblieben, die wegen des Eises nicht fortkommen konnten; auch diese holte Bart ab. Eine holländische Eskadre hatte diese Flotte schon weggenommen, noch ehe Bart sich mit ihr hatte vereinigen können. Er entdeckte die reiche Prise über 15 Meilen auf der hohen See, und ließ sie sogleich durch seine Korvette rekognosciren. Diese meldete ihm, daß es acht holländische Kriegsschiffe wären, welche die mit Getreide beladene Flotte, die er suchte, genommen hätten. Sogleich rief er: „wir müssen vorrücken und uns schlagen!“ und als er sich dem Feinde auf einen Kanonenschuß weit genähert hatte, sagte er zu seinen Offiziers: „Kameraden! keine Kanonen, keine Muskete! wir wollen lieber die Pistole und den Säbel ergreifen. Ich will den Contre-Admiral packen, und euch gute Nachricht bringen.“ Er gieng auf ihn los, hielt seine Lage aus, gab ihm die seinige, als er einen Pistolenschuß von ihm entfernt war, und enterte. Der Contre-Admiral war ein tapferer und starker Mann. Er bot den Franzosen die Spitze, und feuerte die Seinigen durch Wort und Beispiel zur Gegenwehr an. Allein Bart gab ihm einen Pistolenschuß in die Brust, einen andern in den Arm, viel Säbelhiebe auf den Kopf, und schlug ihn zu Boden. Die Franzosen, welche der Muth ihres Befehlshabers belebte, machten ein entsetzliches Gemetzel in diesem Schiffe und bemäch-

tigten sich desselben noch ehe eine halbe Stunde verflossen war. Zwei andere holländische Schiffe wurden auf die Art weggenommen, und die fünf übrigen nahmen voll Schrecken die Flucht. Die ganze reiche Getreideflotte war jetzt erobert, und die Freude über diesen Sieg war in ganz Frankreich um so lebhafter, je größer damals im ganzen Reiche der Mangel an Lebensmitteln war. Bart bekam vom Könige den Adelsbrief.

Da er nicht lange in Unthätigkeit bleiben wollte, so gieng er am 13ten Jul. 1693 mit vier Schiffen von Dünkirchen unter Seegel, fiel in eine englische Flotte von 24 Schiffen ein, versenkte und verbrannte drei Fregatten und trieb die übrigen in die Flucht. Im folgenden Jahre brachte er 17 mit Getreide beladene Schiffe, ohne einen Feind gesehen zu haben, glücklich nach Dünkirchen. Zwei Jahre nachher fügte er den Holländern neuerdings einen großen Schaden zu, indem er einen Theil ihrer Flotte eroberte, auf die er 6 Meilen von Fly stieß. Der bloße Name Barts war ein Schrecken für die Holländer. Sie hatten eine mit Kaufmannsgütern nach Rußland geladene beträchtliche Flotte ausgerüstet; als sie aber vernahmen, daß er sich mit seiner Eskadre im baltischen Meere aufhielt, schickten sie der Flotte Befehl, sich in die norwegischen Häfen zurück zu ziehen, ob sie gleich acht Kriegsschiffe zur Bedeckung hatte, und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, nach Holland zurückzukommen, welches sie that. Sie schickten gewöhnlich viermal des Jahrs eine große Kauffartheyflotte in das baltische Meer; dieses Jahr geschah es nur einmal, mit einer sehr starken Bedeckung. Um seinen Verheerungen Einhalt zu thun, oder ihn, wenn

es

es möglich wäre, zum Gefangenen zu machen, unterhielten sie 5 Monate hindurch 52 in 3 Eskadren abgetheilte Schiffe.

Im Jahr 1697 ernannte ihn der König zum Befehlshaber einer Eskadre, und der kühne Seeheld befestigte sich immer mehr in der Gunst des Hofes. Als 1702 wegen der spanischen Erbfolge der Krieg wieder ausbrach, machte Ludwig XIV alle Anstalten, seinen Enkel auf dem spanischen Throne zu befestigen. Bart erhielt den Auftrag, eine Eskadre, die zu Dünkirchen lag, zu bewaffnen, und der König schickte ihm ein sehr schönes Schiff von 70 Kanonen. Aber indem er sich rüstete unter Seegel zu gehen, überfiel ihn ein Seitenstechen, welches ihn am 27sten April 1702 ins Grab legte, in einem Alter von 52 Jahren, nachdem er seinem Könige 25 Jahre gedient hatte.

Bart war groß, von einem schönen Wuchse, stark von Person, und schien gemacht zu seyn, die Beschwerden zur See zu ertragen. Alle seine Züge waren wohlgebildet; er hatte eine angenehme Physiognomie, eine sehr schöne Gesichtsfarbe, blaue, große, wohlgestaltene Augen, und blonde Haare. Er lebte mäßig, redete wenig, dachte richtig, und hatte vielen natürlichen Verstand, aber keine Weltkenntniß. Er war lebhaft, wachsam, immer bereit sich wirksam zu zeigen; die Ruhe war ihm verdrießlich. Zu diesen Eigenschaften kam eine Herzhaftigkeit und Tapferkeit, die alle Proben aushielt, aber immer die Klugheit zur Führerin hatte. Er bot den Gefahren troß, wenn ihn die Noth dazu antrieb, und wich ihnen aus, wenn er weder Ruhm noch Vortheil daraus ziehen konnte. Man sah ihn vielmals mitten durch feindliche Flotten seegeln, die ihm den Weg versperren

wollten. Er griff Feinde an, die ihm an Stärke weit überlegen waren, und nahm ihnen die Kauffahrthey-schiffe, nebst den Kriegsschiffen, die sie bedecken sollten, weg.

Ludwig XIV verlangte einst den Seehelden zu sehen, von dessen Thaten er so oft reden hörte. Bart — nichts weniger als ein Hofmann — gieng früh Morgens hin, den König zu sprechen. Da er ihn noch schlafend fand, blieb er im Vorzimmer, zog seine Pfeife hervor, schlug Feuer, und fieng an zu rauchen. Alle Anwesenden staunten ob der Verwegenheit. Die Wache wollte ihn hinaus führen, aber Bart widersetzte sich mit den Worten: „Ich habe mir das Rauchen im Dienst des Königs angewöhnt, es ist ein Bedürfniß für mich, das man mir ohne die größte Unbilligkeit nicht verbieten kann.“ — Sobald der König aufgestanden war hinterbrachte man ihm, daß ein Mensch die Verwegenheit hätte, im Vorzimmer zu rauchen, und sich weigerte hinaus zu gehen. Ludwig sagte: „Ich wette es ist Bart, laßt ihn gehen.“ Er empfieng ihn sehr gnädig, beschenkte ihn ansehnlich, und nahm ihn gegen die Ungezogenheiten der Höflinge in Schutz. Denn da ihr Witz, der Verdienste nur in der Feinheit der Hofmanieren findet, den Seehelden einen Bären nannte, so fragte sie Ludwig: „Ist einer von euch im Stande zu thun, was dieser Bär thut?“ — und beschämt schlugen sie die Augen nieder.

Der ein und zwanzigste Oktober.

Gest. Tobias Smollet.

Ein Englischer Arzt.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Messe unsre Bücherverzeichnisse anschwellen, vollenden die meisten den Kreislauf ihres unbedeutenden Daseyns in unglaublich kurzer Zeit, um sich dann in die Vergessenheit und den Schmutz alter Bücher in den Lesebibliotheken zurück zu ziehen. Eine ganz andere Nahrung für Geist und Geschmack geben die Produkte einiger Engländer, die schon frühe in diesem Fache Muster aufgestellt haben, welche noch immer mit Recht bewundert werden. An die besten Köpfe dieser Nation schließt sich Smollet an. Seine Romane stehen an der Spitze der Bücher, welche das finstere Gemüth aufheitern, und die schwarze Galle abtreiben können.

Er war um das Jahr 1720 in einem kleinen Dorfe zwei Meilen von Cameron an dem Ufer der Savern geboren. Er scheint in den alten Sprachen unterrichtet worden zu seyn, und wurde zur Ausübung der Arzeneiwissenschaft und Wundarzeneikunst erzogen. In 18ten Jahre schrieb er ein Trauerspiel: der Königsmord, bei welchem die Geschichte von der Ermordung Jakobs I von Schottland zum Grunde lag. Eine Zeitlang diente er auf einem Kriegsschiffe als Wundarzt, und wohnte unter andern im Jahr 1741 der

Belagerung von Karthagena bei. Doch scheint er nicht lange in Seediensten gewesen zu seyn. Er kam darauf nach London, wurde Schriftsteller, und fand bald ein großes Publikum, besonders da er in seinem Roderich Random, der zuerst 1748 erschien, ein vorzügliches Talent bewies, das Zwergfell auf eine wohlthätige Art zu erschüttern. Noch mehr und einen bleibendern Beifall erhielten die bald nachher erscheinenden Abentheuer des Peregrine Pickle, reich an mannigfaltigen, zum Theil ganz interessanten, Situationen, in welche die herumziehende Hauptperson versetzt wird, und worinn der ihr beigelegte feste Charakter treu genug durchgeführt und beibehalten wird. Gegen alle Krankheiten, die durchs Lachen kurirt werden können, ist Peregringe Pickle eine heilsame Arzenei. Daher pflegte selbst ein berühmter Londner Arzt auf die Arzeneimittel seiner beinahe genesenen Patienten zu setzen: „Recipe alle Tage ein paar Stunden einige Blätter von Peregrine Pickle.“ — Der bewährte Dollmetscher so vieler Meisterwerke des Auslandes, Mylius in Berlin, hat diese beiden Romane meisterhaft verdeutscht.

Die Arzeneikunde dünkte Smollet vielleicht eine ergiebigere Erwerbsquelle zu seyn, als Schriftstellerei; daher schrieb er eine Abhandlung über das Wasser zu Bath, und ließ sich 1752 daselbst als praktischer Arzt nieder. Aber es glückte ihm nicht, weil er sich, wie man behauptet, bei den Frauenzimmern nicht beliebt machen konnte. Er gab daher die Arzeneikunde als Metier ganz auf, ließ sich in Chelsea nieder, und lebte wieder vom Ertrag seiner Feder. Eine Geschichte von

England, die er heftweise herausgab, soll ihm über 2000 Pfund eingebracht haben. Sie ist nicht aus den Quellen geschöpft, nicht ganz unpartheyisch, aber unterhaltend geschrieben.

Mehrere Jahre war Smollet der Hauptredakteur eines berühmten kritischen Journals (the critical Review) welches er 1755 anfieng. Weil er in seinen Recensionen über anderer Schriften etwas beißend, und als Redakteur allgemein bekannt war, so gerieth er öfters in gelehrte Fehden, die ihm einmal eine Geldbuße von 100 Pfund Sterling und dreimonatliche Gefängnißstrafe zuzogen. Hier soll er die Abentheuer Sir Launcelot Graves geschrieben haben, worinn er einige merkwürdige Charaktere von seinen Mitgefangenen schilderte. Zu Gunsten des verhaßten Buteschen Ministeriums schrieb er ein Jahrlang eine Wochenschrift unter dem Titel; der Britte. Da ihn aber Graf Bute dafür nicht belohnte, so machte er ihn und mehrere andere Staatsmänner in den Abentheuern eines Atoms lächerlich.

Smollet hatte endlich durch beständiges Studiren und ununterbrochene Geistesanstrengung seinen Körper geschwächt. Deswegen übernahm er im Jahr 1763 eine Reise nach Frankreich und Italien, und ließ eine Beschreibung davon in zwei Theilen drucken, der man es durchaus ansieht, daß ihm Grämlichkeit und üble Laune den rechten Gesichtspunkt verrückt hatten. Menschen und Sachen betrachtet er im ungünstigsten Lichte. Schon in England auf dem Wege nach Dover fand er „die meisten Zimmer kalt und unangenehm, die Betten schlecht, die Zubereitung der Speisen abscheulich, den

Wein vergiftet, die Aufwartung nachläßig, die Gastwirthe grob und die Rechnungen übertrieben, keinen Tropfen gutes Bier von London nach Dover." Er kehrte im Jahr 1765 nach England zurück, da aber seine Gesundheit immer mehr abnahm, so reiste er noch einmal nach Italien, und starb 1771 nicht weit von Livorno. Sein Schwanengesang, und vielleicht das vollendetste seiner Produkte, sind Humphry Klinkers Reisen, die erst nach seinem Tode gedruckt und von Bode meisterhaft verdeutscht wurden. Smollets Laune hat hier so einen eigenthümlichen Schwung, ist so anlächelnd, unterhaltend, ohne alle weitschichtige Digressionen, daß man ihm mit Vergnügen zuhört, ob er gleich nicht selbst das Wort nimmt; denn das Buch besteht aus einer Sammlung Briefe, die den in Handlung gesetzten Charakteren auf eine sehr angemessene Art attribuirt werden. Aber, was allen Werken dieses Schriftstellers eigen und nachtheilig ist, findet man auch hier, nemlich öftere und häufige Verstöße wider Wohlstand und feineres Sittengefühl, verbunden mit hämischen und bösartigen Persönlichkeiten, deren satyrische Wirkung für den Nichtkenner ihrer Veranlassungen verloren geht, und denen selbst, die sie zu deuten wußten, wenig gefallen konnten. Ueble Laune und Milzsucht verbitterte das ganze Leben des armen Smollet, und schadete seinem literarischen Ruhme nicht wenig.

Kein geringes Verdienst erwarb er sich übrigens durch seine mit Recht sehr geachteten englischen Uebersetzungen des Gil-Blas, Don Quixote und Telemach. Die letztere erschien erst nach seinem Tode.

Der zwei und zwanzigste Oktober.

Geb. Marie Anne le Page du Boccage.

Mitglied der Akademieen zu Rom, Bologna, Lyon :c.

Frankreich verlohr um die Mitte des Jahres 1802 mehrere bekannte und geschätzte Schriftstellerinnen, eine Madame Wouters, eine Madame Biot und Madame du Boccage. Die letztere wurde so alt, daß sie beinahe ihren schriftstellerischen Ruhm überlebte; indessen wird man verschiedene ihrer Arbeiten noch lange mit Achtung nennen, und noch mehr wird ihr liebenswürdiger Charakter, der ihr in frühern Zeiten so viele angesehene Bekanntschaften und eben dadurch auch einen nicht geringen Einfluß auf manche literarische Angelegenheiten verschaffte, sie selbst denen interessant machen, die sie nur durch ihre Biographen kennen lernen. Bald nach ihrem Tode gab ihre Freundin und jüngere Mitschwester in der Schriftstellerei, Fanny Bauharnois, eine Schrift zum Andenken der verstorbenen Dichterin heraus, die aber mehr ein Erguß freundschaftlichen Gefühls, als eine genaue Darstellung ihrer Lebensumstände ist. Diesen Mangel ersetzte der be-

rühmte Astronom Lalande, der bereits so vielen Schriftstellern ein Ehrendenkmal stiftete, und schon ehedem mehreres zum Ruhme dieser Dichterin beitrug, durch eine genaue Angabe der Hauptdata ihres Lebens im Journal de Paris vom 1sten Oktober 1802.

Madame du Boccage wurde zu Rouen im Jahr 1710 geboren. Ihre Erziehung erhielt sie im Kloster de l'Assomption zu Paris, wo die jungen Frauenzimmer eine gute Erziehung genossen, sie aber mehr lernte, als ihre Mitschülerinnen.

Im sechszehnten Jahre war ihr Geschmack für die Poesie schon so weit entwickelt, daß sie Gedichte in den Merkur einsendete, doch immer ohne Namen; denn damals war es den Frauenzimmern noch nicht erlaubt, sich als Schriftstellerinnen auszuzeichnen, und selbst nachdem sie sich (mit dem 1768 verstorbenen Pierre Joseph Ficquet du Boccage) verheurathet hatte, mußte sie ihre Kenntniß des Lateinischen verbergen. Die erste Arbeit, die einzeln erschien, war ein Gedicht von hundert Versen, das von der Akademie zu Rouen, bei der Stiftung eines Preißes durch den Herzog von Luxenburg, im Jahr 1746, gekrönt wurde. Der Gegenstand desselben war die Stiftung des Preißes selbst, und sie benutzte diese Gelegenheit, den Ruhm der größten Männer ihres nähern Vaterlandes, das sich einer größern Menge derselben als andere Provinzen Frankreichs rühmen darf, eines Corneille und anderer, zu feyern. Auch erhielt sie einen Preis bei der Akademie du Palinod (der unbefleckten Empfängniß Mariä) zu Rouen, der ältesten aller Aka-

demieen in Frankreich, und bei der Academie françoise ein Accessit, als Marmontel den Preiß erhielt. Der Gegenstand dieses Gedichts war die Vergleichung des Zeitalters Ludwigs XIV und XV. Im Jahr 1748 ließ sie: le Paradis terrestre (italienisch übersetzt von Gozzi) und den Tod Abels, jenes nach Milton, dieses nach Geßner bearbeitet, drucken. Ein Trauerspiel, die Amazonen betitelt, folgte sogleich auf diese Gedichte.

Es ist bekannt, daß es den Franzosen noch immer an einem völlig musterhaften ernsten Heldengedichte durchaus fehlt, so vielen Scharfsinn auch mehrere französische Kunstrichter auf die Theorie dieser Dichtart verwandt haben. Voltaire ist es allein, auf den sich jeder Franzose zu berufen pflegt, dem dieser Mangel vorgerückt wird; und ohne Zweifel ist er auch unter so vielen Wetteiferern in seiner Henriade dem Ziele am nächsten gekommen, so weit er auch noch davon zurück blieb. In seine Fußtapfen trat Madame du Boccage, indem sie 1756 den Versuch eines epischen Gedichtes unter dem Titel drucken ließ: La Colombiade, ou la foi portée au nouveau monde, und dieser Versuch fiel glücklich genug aus, um einer, und selbst der einzigen Stelle neben Voltaire's Henriade nicht unwürdig zu seyn; er wurde ins Deutsche, Italienische und Spanische übersetzt. Das Verdienst der Dichterin ist hauptsächlich in Schönheiten des Detail und einem angenehmen Versbau zu suchen; denn der Plan und die Ausführung des Ganzen sind freilich noch sehr von der wahren epischen Vollkommenheit entfernt.

Eine Sammlung ihrer sämmtlichen Werke, gab die Dichterin im Jahr 1770 in drei Oktavbänden heraus. Mit Vergnügen findet man darin die Briefe, die sie 1750 aus England, und 1757 aus Italien schrieb; ihre Bemerkungen über diese Länder, die Verse, welche die interessanten Gegenstände, die sie sah, veranlaßten, und die Nachrichten von der günstigen Aufnahme, die ihr Ruhm, ihre Schönheit und das Glück ihr überall bei Fürsten, in Akademieen und in Gesellschaften vorbereiteten. So fand sie in London eine gute Aufnahme bei dem Lord Chesterfield, und in Rom bei dem Kardinal Passionay; der Pabst Lambertini (Benedict XIV) sagte, als er sie bei ihm sah: et homo factus est.

In Paris war ihr Haus vom Jahre 1730 an der Sammelplatz der berühmtesten Männer und Frauen; eines Fontenelle, Voltaire, Montesquieu, Hainolt, Mairas, Marivaux, Mably, Condullac, d'Argental, Crebillon, St. Palaye, Barthelemy, Bernis, Gaillard, Franklin, Helvetius, Brequigey; einer Duchatelet, du Deffant, Geoffrin u. a. m. Die ausländischen Minister faßten hier die vortheilhafteste Idee von Frankreich; denn hier fand man nur Männer von Kopf. Madame du Boccage gab große Soupers, aber ohne Spiel; und so interessant auch der Zirkel der Madame Geoffrin, der Madame Dupré de St. Maur, der Madame du Deffant und der Mademoiselle Lespinasse seyn mochten: so hatten doch die Gesellschaften der Madame du Boccage einen besondern Reitz durch

die Einfachheit ihres äußern Benehmens und ihrer Bescheidenheit, die sich so schön mit ihrem Ruhme und ihrem persönlichen Talente vereinigten. Die Akademie der Wissenschaften, die Akademie der schönen Künste und die französische Akademie versammelten sich gewissermassen bei ihr, und mehr als einmal wurden hier die Wahlen vorbereitet; sie war im Stande, an den Arbeiten der Gelehrten aller Art Theil zu nehmen. Ihre Concerte wurden von den größten und den schönsten Gesellschaften, fremden Gesandten und Fürsten besucht. Die Gelehrten speisten des Mittags bei ihr; schöne Damen des Abends. Fontenelle machte Verse auf sie, und Voltaire, der sie freundschaftlich schätzte, richtete bei ihrer Abreise nach Italien folgende Worte an sie:

Reguez au Capitole et cueillez au Parnasse
Les myrtes de Petrarche et les lauriers du Tasse,
Si tous deux revivoient, ils chanteroient pour vous,
Mais si ils voyoient vos yeux et votre Poesie,
Tous deux mourroient à vos genoux,
Ou d'amour ou de jalousie.

Sie erreichte das seltene Alter von 92 Jahren und starb am 8ten August 1802.

Der drei und zwanzigste Oktober.

Gest. Johann Amadeus Naumann.

Chursächsischer Oberkapelldirektor.

Groß als Künstler und edel als Mensch ist Naumann eines bleibenden Andenkens würdig. Er wurde 1748 in einem Bauernhäuschen am Ufer der Elbe unfern Dresden zu Blasewitz geboren, und von seinem Vater anfangs in die dasige Landschule geschickt. Da er bald vorzügliche Talente, und besonders einen außerordentlichen Trieb zur Musik zeigte, so übergab ihn derselbe einem Klaviermeister in Dresden und bedung ihn zugleich in eine dasige Schule, wohin nun der junge Naumann an jedem Morgen eine Stunde Weges weit wanderte; an den Sonntagen besuchte er die Orgeln der benachbarten Kirchen. Nicht ohne merkliche Fortschritte in den Wissenschaften, und besonders in seiner Kunst, erreichte er so das 13te Jahr, als einst ein reisender Virtuos in seines Vaters Hause einsprach. Dieser wunderte sich sehr, als er hier auf dem Lande ein gutes Klavier antraf: und noch mehr über die wichtigen Klavierstücke, die darauf lagen. Der musikalische Bauernknabe gewann die ganze Gunst des Virtuosen, und er nahm ihn sogleich mit sich in das Land der Musik, nach Italien, nachdem es ihm gelungen war, die väterliche Abneigung gegen diesen Vorschlag zu besiegen.

Getrost und vergnügt wanderte der junge Naumann

in seinem 14ten Jahre nach Italien, ohne irgend eine Unterstützung, außer seinen Führer, sein Talent und sein gutes Glück zu haben. Bald ward er eine Beute des drückendsten Mangels in einem Lande und unter Menschen, deren Sprache und Sitten er nicht kannte. Mit Notenschreiben erwarb er sich zu Venedig und Padua sein oft mit Thränen benetztes Brod. Am letzten Orte nahm sich endlich der große Tartini seiner an, und gewann das Talent und die Beharrlichkeit des Jünglings lieb. Bald kam auch der durch den siebenjährigen Krieg vertriebene Oberkapellmeister Hasse in jene Gegenden, und ermunterte, wo nicht durch thätige Unterstützung, doch durch lohnenden Beifall den aufstrebenden Jüngling, der sich endlich nach 3 harten Trübsalsjahren bis Neapel durcharbeitete, dort mit rastlosem Eifer die ehrwürdigen Reste der alten Schule eines Leo, Durante u. s. w. aufsuchte, und endlich in Bologna an dem berühmten Pater Martini die lauterste Quelle für seinen brennenden Durst fand. So vollendete er 7 kummer- und kampfvolle Lehrjahre, von welchen er noch im höhern Alter oft im vertrauten Kreise so lehrreich zu erzählen wußte. Er sehnte sich jetzt wieder nach seinem Vaterlande, und sandte deswegen eine Partitur von seiner Arbeit an seine Aeltern, um sie dem Hofe zu übergeben. Seine Mutter übergab sie selbst der verwittweten Churfürstin Maria Antonia, und diese große Kunstkennerin gab der Mutter, nach einer kurzen Durchsicht des Probestücks, den Bescheid: Sie zweifle, daß dies seine eigene Arbeit wäre, doch würde sie sich darnach erkundigen. Als die Churfürstin durch schriftliche Versicherungen von den größten Musikprofessoren Italiens von der Wahrheit dieser Sache nicht allein überzeugt worden war, sondern

auch überdies noch vieles zum Lobe des jungen Komponisten gehört hatte, so erhielt er sogleich das Accessit in die churfürstliche Kapelle schriftlich nach Italien gesandt, wobei das nöthige Reisegeld eingeschlossen war.

Mit Freuden eilte Naumann ums Jahr 1765 nach seinem geliebten Vaterlande. Aber diese Reise war nur ein Besuch, da seine eingegangenen Verbindungen ihn nöthigten, nach kurzer Zeit wieder nach Italien zurück zu kehren. Er nahm diesmal mit der Genehmigung zu dieser 2ten Reise zugleich die vollkommenste Achtung und den größten Beifall seines Hofes mit. In Neapel komponirte er für das Opernhaus in Palermo den Achilles in Scyros, und arbeitete eben in Venedig an der großen Oper Alexander, als ihn sein Vaterland zurück rief, um die Vermählung des jungen Churfürsten durch die Komposition des Clemenza di Tito, die im großen Opernhause aufgeführt wurde, 1769 zu verherrlichen. Auf jene zweite italienische Reise wurden ihn zwei Gefährten zugegeben, die er führen sollte, und sie wurden später beide seine Amtsgenossen, Schuster und Seidelmann. Zum drittenmal führte er 1772 seinen Bruder, einen Mahler, dem großen Mengs in Rom zu, und komponirte in 13 Monaten in Venedig und Padua fünf Opern mit so vielem Erfolg, daß nun jedes Operntheater in Italien um eine Musik von dem berühmten deutschen Tonkünstler buhlte. Aber der gewissenhafte, und die Erfüllung seines Versprechens jedem noch so schmeichelhaften Antrag willig aufopfernde, loyale Sachse, blieb keine Stunde über seinen Urlaub aus, und erhielt nun, da ihm Friedrich der Große eine Kapellmeistersstelle in Berlin antrug, auch in Dresden eine solche Stelle mit 1200 Thalern Gehalt.

Schweden und Däunemark beeiferten sich später um die Wette, den grossen Meister an die Spitze ihrer Hoforchester zu stellen. Mit Amphion wurde Gustavs III Geburtsfest gefeyert, mit der unsterblichen Cora 1780 das neue Opernhaus in Stockholm eingeweiht. Diese Oper ist die lieblichste und unverwelklichste Blume im vollen Kranze des Künstlers, und noch immer ein Lieblingsstück aller Musikkenner, die nicht von der Mode abhängen. Damals bestellte er auch das königl. schwedische Orchester mit 47 Mitgliedern, deren Wahl ihm der König ganz allein überließ, und unter den glänzendsten Anerbietungen suchte man ihn als Haupt diesem von ihm gebildeten Körper zu gewinnen. Aber er blieb seinem Vaterlande treu, und setzte 1781 wieder für die schwedische Bühne die Oper Gustav Wasa, wozu der König Gustav III selbst den Entwurf und Plan gemacht hatte.

Naumanns schmelzende, himmlische, im Norden noch nie gehörten Melodieen, verbreiteten seinen Ruhm von einem Königreiche zum andern. Er erhielt 1785 auch von Kopenhagen aus Aufträge, die neue dänische Oper Orpheus in Musik zu setzen. Der Beifall gieng auch an diesem Hofe so weit, daß man ihm unter den ansehnlichsten und vortheilhaften Bedingungen die königl. Kapellmeisterstelle in Kopenhagen antrug. Aber auch dießmal siegte die Liebe zum Vaterlande. Er lehnte den Beruf von sich ab, um so mehr, da ihm sein Churfürst nun mit einem Gehalte von 3000 Thalern die Würde eines Chefs und Oberkapelldirecktors ertheilte. Im Jahr 1787 berief ihn der große Kenner der Musik Friedrich Wilhelm II, nach Berlin; seine Me-

dea erhöhte die Karnevalslust von 1788, und im folgenden Jahre arbeitete er den Protesilaus mit Reichard gemeinschaftlich. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit beschenkte ihn der König bei der Abreise mit einer goldenen, mit Brillanten besetzten Dose, worinn sich 400 Stück Friedrichsd'or befanden. Naumann gieng später noch einigemal nach Berlin und erwarb sich durch die Bildung der talentvollen Sängerin Schmalz und des preußischen Kapellmeisters Himmel neue Verdienste. Seine letzte Oper war Acus und Galathea, in der jugendliche Munterkeit mit männlicher Fülle gepaart ist.

Die Harmonika spielte er als Meister, und er scheint zuerst die Behandlung derselben ganz gekannt zu haben; man hat von ihm 6 gedruckte Sonaten für dieses Instrument. Ein Schatz von Missen, Oratorieen, Vespern und anderer Kirchenmusik liegt, dem größern Publikum unzugänglich, bei der Dresdner Kapelle. Sein Tod kam im Herbst 1801 ganz unerwartet. Auf einem einsamen Spaziergange in der Nähe seines väterlichen Dörfchens, wo er gewöhnlich den Sommer zubrachte, überfiel ihn ein Schlagfluß. Er brachte eine kalte Oktobernacht hülflos, und mit schrecklicher Angst von den Seinigen gesucht, mit dem Tode kämpfend im Freien zu, und als er gefunden wurde, war jede Hülfe zu spät. So schön und sanft die Früchte seines Geistes waren: eben so schön und liebreich waren die Früchte seines Herzens. Sein Charakter gehörte unter die liebenswürdigsten, und wer ihn kannte, beweinte seinen Tod.

Der

Der vier und zwanzigste Oktober.

Gest. Anton Nunes Ribeiro Sanchez.

Russisch-Kaiserlicher Staatsrath und erster Leibarzt.

Sanchez, der Sohn eines portugiesischen Kaufmanns, war am 7ten März 1699 zu Pegna-Macor in Portugall geboren. In seiner Kindheit und Jugend war er immer krank. Er hatte ein hartnäckiges viertägiges Fieber, sah ein, daß man ihn nicht recht behandelte, und faßte daher den Vorsatz, die Arzeneikunde zu studiren. Sein Onkel, ein Rechtsgelehrter zu Pegna-Macor, wollte ihn von dem Gedanken abbringen, bot ihm die Anwartschaft auf seine Stelle an, und versprach ihm sogar seine Tochter zu geben. Sanchez war damals 18 Jahre alt. Er fand sie liebenswürdig und vergaß darüber seinen ersten Vorsatz. Schon dachte er in Gedanken, eine ansehnliche Magistratsperson zu Pegna-Macor zu seyn, als ihm zufällig die Aphorismen des Hippokrates in die Hände fielen, und seinen ersten Vorsatz wieder rege machten. Er las sie begierigst durch. Der erste Lehrsatz: Das Leben ist kurz, die Kunst weitläuftig, machte ihn stutzig. Er zog ihn auf sich, warf sich die verliebten Zerstreuungen vor, entriß sich denselben, und floh aus seines Onkels Hause.

In Colmbra studirte er jetzt die Arzeneikunde, und als er zu Salamanca Doktor geworden war, kam er in seinem 25sten Jahre als besoldeter Stadtarzt nach Benaventi in Portugall, mit der Obliegenheit, die Armen in ihren Krankheiten zu besorgen. Er merkte bald, daß er zu Coimbra und Salamanca nur unvollständige Kenntnisse eingesammelt habe. Denn der Unterricht war hier nicht der beste. Deswegen gieng er nach Genf, und von da nach London, wo er sich 2 Jahre aufhielt. Auch in Paris und Montpellier suchte er seine Kenntnisse zu erweitern, und als ihm hier Boerhave's Aphorismen in die Hände fielen, die er bisher noch gar nicht gekannt hatte, so eilte er sogleich zu dem großen Arzte nach Leiden. Er fand den Mann, den er suchte, umgeben von Schülern, die seinen Unterricht begierig nützten, zu Rathe gezogen von Kranken aus allen Gegenden der Welt, die bei ihm Hülfe zu finden glaubten, und geehrt von seinen Landsleuten, die den großen Mann zu schätzen wußten. Sanchez studirte 3 Jahre unter Boerhave. Dieser ermahnte ihn mehrmals, Doktor zu werden, und erfuhr endlich, daß jener diesen Titel schon zu Salamanca angenommen, und zu Benaventi prakticirt habe. Boerhavi bewunderte des Sanchez Bescheidenheit, der sich unter die Zöglinge gesetzt hatte, und wollte ihm das bezahlte Kollegiengeld wieder zurück geben; allein Sanchez verbat diese Güte.

Die russische Kaiserin Anna ersuchte Boerhaven, unter seinen Schülern drei Aerzte auszu-

suchen, denen sie die besten Posten in ihren Staaten zugedacht hätte. Sanchez stand oben an, reiste sogleich ab, und wurde in Moskau unverzüglich als erster Stadtarzt angestellt, mit dem Auftrag, alle Aerzte und Wundäzte, die hier prakticiren wollten, zu prüfen. Nach einer zweyjährigen Praxis ward er im Jahr 1733 nach Petersburg berufen, und zum Mitglied des Medicinal-Collegiums und Feldarzt der kaiserlichen Truppen ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit Pohlen, die Ukraine, die Krimm, die Kuban ꝛc. zu durchwandern. Bei der Belagerung von Asow machte er sich um eine Menge Kranken sehr verdient, wurde aber selbst krank, und verlohr durch Diebstahl den Koffer, worinn seine Papiere lagen, zum großen Nachtheil der Kunst. Mit Beifall und Ruhm gekrönt, kam er nach Petersburg zurück. Die Kaiserin ernannte ihn zum Arzt des adelichen Kadettenkorps, und endlich gar zu ihrem Arzt. Ihr Zutrauen, so wie des Hofes, war nicht Folge des Enthusiasmus, sondern seiner Verdienste. Die Kaiserin hatte seit 8 Jahren eine Krankheit, deren Ursache unbekannt war. Sanchez nahm einen Nierenstein an, und nach ihrem Tode fand man durch die Leichenöffnung, daß er recht gehabt hatte.

Während seines Aufenthaltes in Rußland nutzte er jede Gelegenheit, die Erweiterung der Arzeneikunde und der verwandten Wissenschaften zu befördern. Er war lange eines der fleißigsten Mitglieder der Petersburger Akademie, und nächst Eulern, trug er das meiste zu deren Ruhme bei. Man

ertheilte ihm den Titel eines Staatsrathes, und er war der Liebling des Hofes, so wie der Stadt. Er war der Leibarzt der Prinzessin von Braunschweig und des Prinzen Iwan; aber als Elisabeth den Thron bestieg, fand er bald Ursache zu glauben, er stehe unter der Liste der Verbannten. Seitdem hatte er weder Ruhe noch Schlaf, und sah immer das Schwerdt über seinem Haupte schweben. Sanchez war von Natur schwach; er ließ sich den Anfall niederdrücken, und blieb im Unglück ohne Kraft. Er lebte ganz eingezogen, erschien selten öffentlich, und ergriff mit Freuden die erlangte Erlaubniß zu einer Reise ins Ausland.

Er wählte sich Paris zu seinem Aufenthalt, und lebte hier von 1747 bis 1783 zwar nicht unbekannt, aber entfernt von aller rauschenden Gesellschaft, im Zirkel einiger guten Freunde, nach seinem Geschmack und für sich. Er verstand alle Sprachen und kannte alle Gelehrte in Europa, konnte ihre Werke lesen, und hatte zugleich das Vergnügen, den Verfasser mit seinen Produkten zu vergleichen. Er war der erste in Frankreich, der den von Gaubius empfohlenen Nutzen und die Eigenschaften der Zinkblumen, die in Schottland zum Einreiben angerathene Fliegentinktur, die Colombo- und Lopezwurzel, und die Erde von Maffra, die gegen den Krebs dienen sollte, kennen lehrte. Mehr als einmal beantwortete er die ihm von der Pariser Akademie vorgelegten Fragen auf eine befriedigende Art. Mit der Praxis gab er sich in Frankreich nicht mehr ab. Ich bin todt, sagte er, wenn

man ihn bat, einen Kranken zu besuchen. Inzwischen gab er doch in besondern Fällen sein Gutachten, und bewirkte überaus glückliche Kuren.

In seinem Zimmer genoß er die erhabene und über alles geschätzte Freiheit, und änderte die Arbeit, so oft es ihm beliebte. Dieß war Ursache, warum er viele Werke anfieng, und wenig beendigte. Im Stillen überdachte er die schwersten Fragen, ohne an die Bekanntmachung der Erörterungen zu denken. Religion, Moral, Politik, Geschichte, Physik, Arzenelkunde hatte er gleich stark inne, und über alles fanden sich Aufsätze in seinen Papieren. Im Jahr 1752 theilte er der Strasburger Fakultät auf Verlangen einen Plan zu einem pathologischen Kursus in der Chirurgie mit, den dieselbe auch einführte, und 1761 schickte er an die vornehmsten Leibärzte in Spanien und Portugall Vorschläge, wie die Universitäten zu Salamanca und Coimbra verbessert werden könnten. Seine Beobachtungen über die Lustseuche, die auch ins Deutsche übersetzt worden sind, gehören unter die wichtigsten Schriften in diesem Fache, und zeigen, wie wenig er Nachbeter war. Der portugiesische Hof befragte ihn um die besten Mittel, die Wissenschaften in Flor zu bringen, und die öffentliche Gesundheitspflege zu verbessern. Er schickte deshalb zwei in portugiesischer Sprache aufgesetzte Schriften ein, und nützte seinem Vaterlande auch in der Entfernung.

Sanchez lebte lange in sehr mittelmäßigen Umständen. Der russische Hof, dem er so große Dienste geleistet hatte, ließ ihn 16 Jahre ohne

Hülfe und Belohnung. Erst die Kaiserin Katharina II machte wieder gut, was ihre Vorfahren verdorben hatten. Sie erinnerte sich des portugiesischen Arztes, der sie in ihren jüngern Jahren von einer sehr schweren Krankheit befreit hatte, und wieß ihm eine jährliche Pension von 1000 Rubeln an. Dieses Zeichen des Andenkens rührte den Sanchez sehr, denn trotz aller Unfälle hatte er doch viel Anhänglichkeit für Rußland. In Paris war er Korrespondent der Petersburger Akademie, und überschrieb derselben die wichtigsten neuen Entdeckungen. Seine Gesundheit war von jeher nicht die beste gewesen; er konnte nicht gut verdauen, und mußte die strengste Diät beobachten. Dennoch erreichte er ein Alter von 84 Jahren; er starb 1783 an den Folgen eines nachlassenden Fiebers.

Der fünf und zwanzigste Oktober.

Gest. Wilhelm Hogarth.

Mahler und Kupferstecher in London.

Einer der merkwürdigsten und originalsten neuern Künstler. Er war kein Schüler irgend eines andern Künstlers, noch irgend einer Kunstschule. Der Tempel der Natur war seine Akademie, und seine Topographie war die Charte des menschlichen Herzens. In seinen allegorischen und satyrischen Historien, die er meist selbst radirte, greift er mit einer unerreichbaren, oft bittern Laune die Laster und Thorheiten seiner Zeit und seines Landes an, und zwar mit einer solchen Wahrheit, daß seine Bilder oft Pasquille werden. Seine Charaktere sind voller Leben, seine Kunst, alles Lächerliche zu ergreifen und getreu zu schildern, unerschöpflich, sein Detail sehr reich und sehr fein, hingegen verstand er wenig von dem Mechanischen seiner Kunst, z. B. der Zeichnung und Austheilung des Lichts, seine Nadel aber ist kräftig und frei. Zum Glück war er ein Engländer, und fand in seinem Vaterlande, mehr als irgendwo, Mannigfaltigkeit treffender und abstechender Charaktere.

Hogarth war im Jahr 1698 zu London geboren. Da seine Aeltern arm und von niedrigem Stande waren, so thaten sie ihn zu einem gemeinen Künstler,

welcher Figuren in zinnerne Töpfe stach. Allein ehe er noch seine Lehrjahre überstanden hatte, oder doch gleich hernach, fieng sein eigenes Genie an sich zu entwickeln, das zur Kopirung des Charakters der Leidenschaften und der Seele gestimmt war. Zuerst gab er sich mit Wappen- und Addressenstechen für Kaufmannsläden ab; dann zeichnete und stach er Kupferblatten für Buchhändler. Der Hudibras ist das erste unter seinen Werken, das ihn über das Alltägliche erhob. Er fieng nun an Portraite zu mahlen, war aber nicht glücklich darinn, weil er nicht schmeicheln konnte; besonders verfertigte er viele Familien- und Gesellschaftsstücke im Kleinen, welches damals etwas neues war. Wenn ihm ein merkwürdiges Gesicht besonders auffiel, und er es deswegen sich aufbewahren wollte, so zeichnete er es auf der Stelle ab. Einst zeichnete er im Koffeehause auf den Nagel mit Bleistift; sein Freund fragte, was er machte, und er zeigte ihm die Spitze eines komischen Kopfes, der gerade vor ihm saß. Diese Entwürfe hob er auf, und brachte sie gelegentlich in seinen Werken an. Daher sind die meisten Köpfe in seinen Blättern Portraits.

Der Weg der Buhlerin, den dieser Seelenmahler in 6 Blättern darstellte, war die erste Arbeit, die seinen Ruhm gründete. Der Beifall, mit welchem sie aufgenommen wurde, war unbeschreiblich. Auf diesen glücklichen Versuch folgten viele andere, z. B. die Punschgesellschaft, die vier Tagszeiten, der Weg des Liederlichen, die Heurath nach der Mode rc. — lauter Darstellungen menschlicher Charaktere voll Witz und Laune.

Wenn Schilderungen der Sitten und Thorheiten des Zeitalters nach dem Leben entworfen, wenn allge-

meine Satyre auf Laster und Ausschweifungen, durch natürliche Züge dargestellt und durch Witz erhöht, und das Ganze durch passende und treffende Ausdrücke belebt — wenn dies ein Schauspiel ist, so hat Hogarth eben so gut Komödien gemacht, als Moliere. In seiner Heurath nach der Mode ist sogar eine Intrigue durch das ganze Stück fortgesetzt. Jede Rolle unterscheidet sich von der andern, handelt ganz in ihrer Sphäre, und kann mit keiner von den andern handelnden Personen verwechselt werden. Ueberall mischt er Witz und Laune mit ein. Moliere brachte ein rohes Theater zur Vollkommenheit; Hogarth hatte nicht einmal ein Modell, dem er hätte folgen können; er schuf sich erst seine Kunst, und brauchte dabei Farben anstatt der Sprache. Manchmal erhob er sich zur Tragödie, aber nicht, um Könige und Helden darzustellen, sondern um zu zeigen, wie das Laster unvermerkt in Elend und Schande führt. Er warnt junge Personen gegen die Ermunterungen zur Grausamkeit und Faulheit, und giebt genau die verschiedenen Wege an, auf welchen sowohl die höhere als niedere Volksklasse sich in einen und eben denselben unglücklichen Zustand versetzt.

Hogarths Werke wollen aber nicht blos betrachtet, sondern studirt, und in der Folge studirt seyn, in welche die meisten Blätter gehören, die eine zusammenhängende Geschichte ausmachen. Sie sind freilich für sich schon so redend und bedeutungsvoll, daß es, wenigstens für die Hauptvorstellungen, kaum einer Erklärung bedarf. Aber Hogarth besaß mehr, als irgend ein anderer Künstler das Talent, auch in jedes noch so

kleine Beiwerk seiner Vorstellungen, und fast in jeden einzelnen Zug, Bedeutung und Anspielung zu legen, und ihnen durchgängige Beziehung auf die Hauptsubjekte zu geben. Je mehr man in seinen Geist, in seine so ganz originale Laune eindringt, desto zahlreicher werden die Entdeckungen dieser Art, die immer neues Vergnügen neue Bewunderung des unerschöpflichen Kunstgenies erregen. Aber auch unter diesen Anspielungen giebt es so viele, die ganz lokal und temporell sind, und jetzt einer Erklärung bedürfen. Mehrere scharfsinnige englische Gelehrte haben Kommentare zu Hogarths Werken geliefert, aber der Preis gebührt der Erklärung Hogarthischer Kupferstiche von unserm Lichtenberg! Tiefer ist noch kein Ausleger in Hogarths ganzen Künstlergeist eingedrungen; und so hat noch keiner den wahren, selbst hogarthischen Ton getroffen, der für diese Erläuterungen unstreitig der angemessenste ist.

Schriftstellerei war eigentlich Hogarths Sache nicht, denn nach seinem eigenen Geständnisse wurde es ihm sauer, die Feder zu führen, dennoch existirt unter seinem Namen ein Buch, das viele nützliche Winke und Lehren für Künstler, Schauspieler, Tänzer und Kunstkenner enthält, und ins Deutsche und Italienische übersetzt worden ist. Dies ist seine Zergliederung der Schönheit, die im Jahr 1753 erschien, und wobei ihm einige seiner Freunde geholfen haben.

Ruhig, im Genuß eines allgemeinen Ruhms, lebte Hogarth für die Kunst bis in sein Alter. Wenige Monate vor der Krankheit, die ihn ins Grab legte, nahm er sich die Ausführung eines Gemähldes vor, welches er sein letztes Stück nannte. Die erste Idee

dazu stieg ihm in einer Gesellschaft auf, als das begeisternde Glas an seinem Tische herum gieng. „Mein nächstes Werk, sagte Hogarth, soll das Ende aller Dinge seyn.“ — „Nun wenn das ist, versetzte einer der Gäste, so wird das Ihre letzte Arbeit seyn; denn mit dem Ende aller Dinge wird auch der Mahler ein Ende nehmen.“ — „Das wird er, erwiederte Hogarth mit einem schweren Seufzer, und darum, je eher ich mein Werk vollende, desto besser!“ Er fieng es also schon am folgenden Tage an, und arbeitete an der Zeichnung mit einem Fleiß, die eine Besorgniß zu verrathen schien, daß er die Vollendung derselben nicht erleben würde. Er vollendete es gleichwohl auf die sinnreichste Art, indem er alles, was das Ende der Dinge bezeichnen konnte, zusammengrupirte: eine zerbrochene Flasche — einen alten bis auf den Stumpf abgeschabten Besen — die Kolbe einer Flinte — eine gesprungene Glocke — einen abgespannten Bogen — eine in Stücken zerfallene Krone — Thürme in Ruinen — das Schild eines Wirthshauses, der Welt Ende genannt, herabstürzend — den abnehmenden Mond — eine brennende Karte der Weltkugel — einen umfallenden Galgen, der Leichnam herausgefault, und die Ketten in zerbrochenen Stücken herabhängend — Phöbus und seine Rosse todt in den Wolken — ein zertrümmertes Schiff — die Zeit mit zerbrochenem Stundenglase und Sichel — eine Tabackspfeife im Munde, deren letzter Dampf eben ausgeht — ein aufgeschlagenes Schauspiel mit den Worten: Alle gehen ab — einen ledigen Geldbeutel — ein Konkursinstrument gegen die bankerotte Natur. „Ganz gut so, rief Hogarth,

nichts fehlt nun noch als dies.“ Indem nahm er in einer Art von prophetischer Wuth seinen Pinsel, und warf das Bild eines zerbrochenen Pallets hin. „Finis, rief er jetzt aus, ich bin fertig, alles ist vorbei.“ Merkwürdig ists, daß er dies letzte Stück keinen Monat überlebte, und seitdem nie wieder das Pallet in die Hand nahm. Er war 67 Jahr alt, als er 1764 starb.

Als Privatmann betrachtet, war Hogarth freigebig und gastfrei, und bezahlte aufs pünktlichste, aber seine Sitten hatten zu wenig Politur. Auch liebte er die Schmeichelei, und ließ dem Verdienste anderer nicht gerne Gerechtigkeit widerfahren. Auch durch seine Geistesabwesenheit zeichnete er sich sehr aus. Bei Tisch pflegte er manchmal seinen Stuhl umzuwenden, als wenn er zu essen aufgehört hätte, und eben so geschwind ergriff er ihn wieder, und fiel aufs neue über das Essen her. Einst stattete er dem Lordmajor einen Besuch ab. Er war bei schönem Wetter in seiner eigenen Equipage, hingefahren, da er sich aber lange verweilte, so kam indessen ein heftiger Regenguß. Man führte ihn durch eine andere Thüre vor das Haus, und da er so stark regnen sah, rief er nach einer Miethkutsche. Doch es war keine an den benachbarten gewöhnlichen Standorten anzutreffen; unser Künstler gieng also im Regen fort, und erreichte auch wirklich seine Wohnung, ohne nur im geringsten an seinen Wagen zu denken, bis er ganz durchnäßt bei seiner Frau ankam, die ihn voll Erstaunen fragte, wo er denn seinen Wagen gelassen hätte?

Der sechs und zwanzigste Oktober.

Geb. Kurt Christoph, Graf von Schwerin.

Königlich = Preußischer General=Feldmarschall.

In der Geschichte deutscher Helden steht Schwerins Name mit unvergänglichem Lobe angeschrieben. Er beschloß sein thatenvolles Leben mit einer Handlung, die ganz seinen Diensteifer und Heldensinn offenbarte, und allein schon seinen Namen bei der Nachwelt im ehrenvollen Andenken erhalten würde, wenn er auch sonst nichts gethan, wodurch er dies verdient hätte.

Schwerin wurde im Jahr 1684 in Schwedisch=Pommern aus einem beinahe 700 Jahre alten adelichen Geschlechte geboren. Nach dem Willen seines Vaters, der königl. schwedischer Landrath war, sollte er sich den Wissenschaften weihen, und studirte deswegen zu Greifswalde, Rostock und Leiden; als aber sein Vater 1700 starb, gieng er im folgenden Jahre in holländische Kriegsdienste, wo seines Vaters Bruder als General=Lieutenant ein Regiment hatte. Hier ward er bei seines ältern Bruders, des Obrist=Lieutenant von Schwerin Kompagnie als Fähnrich angestellt. Der letztere, dem es durchaus nicht recht war, daß der jüngere Bruder seine Studien nicht fortgesetzt hatte, ließ ihn die Beschwerlichkeiten des kleinen Dienstes im voll=

sten Maaße empfinden. Er hoffte ihn dadurch abzuschrecken, und zu den friedlichen Wissenschaften zurück zu führen. Allein diese Strenge verfehlte ganz ihres Endzwecks, sie half vielmehr den Fähnrich Schwerin zu jenem großen Feldhern ausbilden, für den er nachher so einstimmig erkannt worden ist.

Doch nicht blos den kleinen Dienst, sondern auch alles, was zur Kriegskunst gehört, lernte er unter den besten Anführern der damaligen Zeit kennen. Er focht nemlich unter den Augen Eugens und Marlboroughs, und wohnte den berühmten Schlachten bei Ramillies und bei Malplaquet, so wie dem Angriff des Schellenberges bei. Im Jahr 1705 bekam er bei seines Oheims Regiment eine Kompagnie. Als aber dieser tapfere Held bald nachher seinen Abschied nahm, und sich Alters halben in Pommern zur Ruhe setzte, verließ Schwerin als Hauptmann ebenfalls die holländischen Dienste, und wurde von dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin, bei welchem er in Dienste getreten war, im Jahr 1708 sogleich zum Obersten ernannt. Drei Jahre darauf schickte ihn dieser mit geheimen Aufträgen, an den König von Schweden, Karl XII, nach Bender. Dieser würdigte ihn einer besondern Vertraulichkeit, und Schwerin versicherte in der Folge; aus den Unterredungen mit Karln mehr v.. der Kriegskunst gelernt zu haben, als aus dem, was er in frühern Jahren selbst davon erfahren hatte.

Nach der Rückkunft aus Bender, wo er sich ein volles Jahr aufgehalten hatte, ernannte ihn der Herzog zum Brigadier. Es schien freilich, als ob er im mecklenburgischen Kriegsdienste seine militairischen Talente

nie würde zeigen können; dennoch ereignete sich einige Jahre nachher eine Gelegenheit dazu ganz unerwarteter Weise. Der Herzog ward nemlich mit seinen Landständen in einen Zwist verwickelt, zu dessen Schlichtung der Kaiser eine Kommissionsarmee von 13,000 Mann hanövrischer Truppen ins Mecklenburgische einrücken ließ. Diesen gieng Schwerin, als Generalmajor mit 12,000 Mann, theils Mecklenburgern, theils russischen Hülfstruppen entgegen, und schlug sie bei Walsmölen aufs Haupt, indem die Hannoveraner in diesem Treffen drei Kavallerie=Regimenter einbüßten. Im folgenden Jahre dankte der Herzog auf Anrathen verschiedener benachbarter Fürsten seine Armee ab. Dieß setzte Schwerin, als Soldaten, gänzlich in Unthätigkeit. Weil aber eben damals derjenige Theil von Pommern, in welchem seine Güter lagen, dem preußischen Hofe zugefallen war, so trug er dem König Friedrich Wilhelm I seine Dienste an. Dieser nahm ihn gern auf, und schickte ihn, weil damals gerade kein Regiment vakant war, als Gesandten nach Warschau. Er sollte dort die Thornischen Unruhen zum Besten der Evangelischen beilegen, worinn es ihm aber so wenig, als den Gesandten anderer Mächte gelang. Mittlerweile hatte er das Infanterie=Regiment erhalten, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Prag sein Heldenleben verlohr.

Im Jahr 1733 rückte er als preußischer General=Lieutenant ins Mecklenburgische, um die hanöverischen Truppen, die auf Veranlassung der zwischen dem Herzog und den Landständen fortdaurenden Streitigkeiten noch immer im Lande hausten, zum

Rückzug zu nöthigen. Dieser erfolgte auch vermöge der guten Position, die Schwerin genommen hatte; und nun foderte er von den Landständen eine Entschädigung für die Kosten dieser Unternehmung, als diese aber nicht geleistet wurde, nahm er drei Aemter in Beschlag.

Wie Friedrich der Große im Jahr 1740 den Thron bestieg, erhob er Schwerin in den Grafenstand, und ernannte ihn zugleich zum Feldmarschall seiner Armee. Dieser Ehrenstelle zeigte er sich in den gleich nachher ausbrechenden Kriegen vollkommen würdig. Er hatte nemlich großen Antheil an dem Siege bei Molwitz, und zeigte selbst noch im siebenjährigen Kriege, daß auch ein Alter von 71 Jahren, in welchem er sich damals befand, keine Eigenschaft weder des Geistes noch des Körpers, die zum großen General gehören, bei ihm geschwächt hatte. Am Ende des Feldzuges von 1756 machte er gegen das überlegene Korps des Generals Piccolomini einen meisterhaften Rückzug aus Böhmen nach Schlesien, eröffnete den folgenden Feldzug durch die Wegnahme des wichtigen feindlichen Magazins zu Bunzlau, und durch den geschickten Uebergang über die Elbe. — Seinen Ruhm besiegelte er den 6. May 1757 durch seinen heroischen Tod in der Schlacht bei Prag. Schwerin hielt zu Pferde bei einem Hohlwege, an dessen Ausgange die Truppen von einem so mörderischen Kartätschenfeuer der Oesterreicher empfangen wurden, daß sie in Unordnung geriethen und anfiengen zurück zu weichen. Schwerin ermunterte die Leute zum Vorrücken; kaum wurde er das ungewohnte Zaudern seines eigenen Regiments gewahr,

wahr, als er einem Fähnrich desselben die Fahne wegriß, und mit derselben in der Hand seine Soldaten gegen die österreichischen Batterien mit dem Zuruf hinführte: „Heran, meine Kinder, heran! Seht ihr nicht, daß der Feind euch schon den Rücken kehrt?“ — Alles folgte ihm; aber kaum hatte der unerschrockene 72jährige Greis zehen Schritte vorwärts gethan, als er von vier Kartätschenkugeln getroffen, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zur Erde sank.

Schwerin war nur kleines Wuchses, aber sehr gut gebildet; alle ritterliche Uebungen liebte er mit Leidenschaft, selbst das Tanzen nicht ausgenommen, und bewies dabei vielen körperlichen Anstand. Er hatte viel gesehen und gelesen, sprach und schrieb mit gleicher Fertigkeit Französisch, Italienisch und Lateinisch, und war ein feiner, angenehmer und aufgeweckter Gesellschafter. Von Schwärmerei und Unglauben gleich weit entfernt, verehrte und liebte er die Religion, und unterhielt sich gern über dieselbe mit gutdenkenden Leuten. Er hörte Zweifel ruhig vortragen, verhelte auch die seinigen nicht, suchte Belehrung und Ueberzeugung, und pflegte gewöhnlich ein solches Gespräch mit den Worten zu schließen: „Laßt uns, lieben Kinder, Gott und unsern Nächsten lieben, wie uns selbst, denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Ohne sehr erhebliche Ursachen versäumte er nie den öffentlichen Gottesdienst. An der Spitze seiner Truppen konnte er leicht in Zorn gerathen, wenn jemand eine Pflicht versäumt, einen Befehl nicht pünktlich befolgt, oder einen Auftrag nicht mit der Schnelligkeit ausgerichtet hatte, welche er, als ein äußerst lebhafter und diensteifriger

Mann, von jedem erwartete, der unter seinem Befehle stand. Aber so heftig er bei solchen Vorfällen auch werden konnte, so giengen diese Aufwallungen allezeit augenblicklich vorüber, und er schadete nie dem Glücke eines Menschen, mit dem er unzufrieden gewesen war. Er liebte und ehrte den gemeinen Soldaten, als seinen Freund, und schonte dessen Blut und Leben, so viel er nur konnte.

Gleich den Helden aus den schönsten Zeiten der römischen Republik, war er ein eben so guter Landwirth als Feldherr. In dieser Rücksicht schützte er an der Spitze der Armee auch jederzeit den Bauer gegen die Bedrückungen des Soldaten, dafür aber lieferte auch jener gegen Bezahlung mit Freuden, was dieser nur immer brauchen konnte. Auf diese Art nun herrschte, wo Schwerin stand, durch Sicherheit Ueberfluß, und der Soldat, wie der Bürger waren gleich sehr mit ihm zufrieden. — Der König beweinte seinen Verlust, und ehrte sein Andenken dadurch, daß er ihm 1771 auf dem Wilhelmplatze in Berlin eine marmorne Bildsäule errichten ließ. Der Künstler Rode hat das Andenken dieses Helden durch ein schönes Gemählde verewigt, welches in der Berliner Garnisonskirche unterhalb den in dieser Schlacht erbeuteten Fahnen aufgestellt ist.

Der sieben und zwanzigste Oktober.

Geb. Theodor Gottlieb von Hippel.

Geheimer Kriegsrath in Königsberg.

Hippels Lebensweg war nicht der gewöhnliche. Zu Gerdauen in Ostpreußen 1741 geboren, erhielt er von seinen frommen Aeltern eine sorgfältige Erziehung, und bezog schon in seinem 15ten Jahre die Universität Königsberg, um Theologie zu studiren. Er kam zu einem Justizrath, einem eleganten Juristen, in die Kost als Hauslehrer, und machte interessante Bekanntschaften. Eine der wichtigsten war mit dem Lieutenant Kayser, Sohne des russischen Vice-Admirals. Mit diesem unternahm er eine Reise nach St. Petersburg — lernte dessen liebenswürdige Familie kennen, sah Katharina II, von der er zeitlebens mit Begeisterung sprach, und wurde in mehrere Häuser von Bedeutung eingeführt. In dieser Sphäre erwachte das Gefühl seiner Kraft und seines Werthes lebhafter, als je in ihm; der dumpfe Kreiß eines Landpfarrers (von jeher das goldene Ziel seiner Wünsche) wurde ihm jetzt zu enge, und er beschloß — kost' es, was es wolle, sich emporzuschwingen. Vergebens eröffnete man ihm in Petersburg die Aussicht zum Seedienst; er gieng in sein Vaterland zurück, trat wieder als Hauslehrer

ein, und wandte sich mit unerhörtem Fleiß und unglaublicher Einschränkung in seinen Bedürfnissen zum Studium der Jurizprudenz.

Man konnte hier sehen, was ein starker und feuriger Entschluß eines trefflichen Kopfes vermag, der überdieß durch reife Kenntnisse in der Philosophie, Mathematik und Theologie, geordnet, aufgehellt und vorbereitet war.

Schon 1765 ward Hippel Advokat, und zeichnete sich hier dergestalt durch Eifer, Geschicklichkeit und Gewandtheit aus, daß er bald darauf Hofgerichts-Advocat; dann 1772 Assessor und Criminalrath und sofort Polizeydirector, geheimer Kriegsrath, und Stadtpräsident von Königsberg wurde, womit er noch die Erneuerung seines Familienadels verband. Selbst diese Würde war seinem aufstrebenden Ehrgeiz, und seiner brennenden Thätigkeit noch nicht genug, und er wäre vermuthlich bei der Vorsicht und Weltklugheit, die er mit seinen Talenten verband, noch höher gestiegen, wenn ihn der Tod nicht am 23sten April 1796 ganz unvermuthet überrascht hätte. Bei der preussischen Besitznahme von Danzig ward Hippel zur Organisirung des Magistrats und der Stadt dahin abgeordnet, und strengte seine Kräfte so sehr an, daß er ein Auge verlohr und sich eine Krankheit zuzog, welche sein Ende beschleunigte.

Hippel gehörte unter die hervorstechendsten Köpfe seiner Zeit. Als Geschäftsmann und als Schriftsteller zeichnete er sich in hohem Grade aus: ja der große Beobachter Kant, sein vieljähriger Freund, schlug sein Geschäftstalent noch ungleich höher an, als sein schriftstellerisches.

Der Magistrat, das Commerz- Admiralitäts- und andere Gerichte belebte und hob sein Geist wieder aus dem Dunkel einer kraftlosen Observanz; und so rastlos thätig er in seinen Aemtern war, so unermüdet war er als Schriftsteller, so seelenvoll als Gesellschafter, so wachsam als Oekonom. Mit nichts als seinem Kopfe und einer eisernen Thätigkeit gerüstet, wobei ihm ein starker Körperbau zu Hülfe kam, fieng er an; und mit der ersten Würde seiner Stadt, und einem Vermögen von 150,000 Reichsthalern endigte er. Tief im Innersten, selbst vom schärfsten Auge nie erspäht, hatte er sich seit seiner Rückkunft aus Rußland einen Lebensplan vorgezeichnet, und diesem blieb er bis ans Ende unabänderlich treu. In Absicht dieses Plans sowohl, als seiner Schriftsteller-Arbeiten, beobachtete er stets eine unerforschliche Verschlossenheit, die er aufs sorgfältigste hinter Laune und gefälligen Frohsinn verbarg, und der selbst seine vertrautesten Freunde nie etwas anhaben konnten. Ja diese lernten erst nach seinem Tode den Mann vollständig kennen, mit dem sie in fast täglichem Verkehr gelebt hatten, und dessen Geist und Willenskraft ihnen jetzt eben so viel Bewunderung abzwang, als sein moralischer Charakter durch jene Entdeckungen bei ihnen verlohr.

Ehrgeiz und Herrschsucht waren die Grundfedern seines ganzen Lebens. Gegen seine Untergebenen war er herrisch und gebietend, gegen Höhere unterwürfig und geschmeidig — bis zur Verleugnung seines ganzen übrigen Charakters. Seine Moral, wie er sie sowohl mündlich, als in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit äußerte, war rein und empfehlens-

werth; in seinen Handlungen aber fand man fast immer das Gegentheil von dieser Moral. So kann man z. B. die Reize und die Verbindlichkeit zur Ehe nicht beredter, nicht wahrer und einschneidender darstellen, als es Hippel gethan hat — und doch blieb er sein Lebenlang ehelos. Die Monotonie des ehelichen Lebens war ihm zuwider, und er entschädigte sich für die einförmigen Freuden desselben durch die raffinirteste Sinnlichkeit mit Mädchen im Verborgenen.

Seine Religion betreffend, so war Hippel im Herzen altchristlich gesinnt, mit einem merklichen Hange zur Schwärmerei geboren, den er zwar nie herrschend werden ließ, aber doch häufig verrieth; ein fleißiger Kirchenbesucher und strenger Beobachter des äußerlichen christlichen Ritus. Erst gegen sein Ende sah man ihn seltener in der Kirche, und hörte von ihm freiere Aeußerungen über Religionsgegenstände. Er glaubte fest an ein künftiges Reich der Vernunft, oder Reich Gottes, behauptete, daß in unsern Tagen mächtige Vorschritte, dazu geschähen, und verfocht die Mittheilung jeder Meinung in Sachen der Religion muthig, selbst unter kritischen Umständen.

Seine Thätigkeit ermüdete nie, und erstreckte sich auf alles, was ihn umgab, was er hörte, sah, las, dachte, fühlte, ahndete. Unter 24 Stunden widmete er nur 8 dem Schlaf und der Tafel; der Vormittag gehörte fast ausschließend seinen Aemtern; der Nachmittag seinem Garten, dem Studium und der Schriftstellerei. Um 5 Uhr des Morgens stand er auf, zeichnete sich seinen Plan für den Tag vor, und nahm in den ersten Frühstunden gemeiniglich die

schwersten Arbeiten, (bisweilen auch schriftstellerische) zur Hand. Alles, was ihm in der Lectüre und in einem weitgreifenden Umgange merkwürdiges aufstieß, das notirte er sich, um es da und dort in seinen Schriften zu gebrauchen. So fand man eine Menge Dialogen, Tischgespräche in seinen nachgelassenen Papieren, die bis aufs Wort zutrafen, und über sein Gedächtniß nicht minder, als über seine Thätigkeit Staunen erweckten.

So originell Hippel im Leben war, so war er es auch in seinen Schriften. Auf eine wunderbar humoristische Art ist in ihnen Ernst mit Scherz, tiefe Rührung mit hochkomischer Laune, Paradoxie mit schlichter Wahrheit, Schwärmerei mit Aufklärung gemischt. Sein Buch über die Ehe enthält einen Schatz von Lebensweisheit und praktischer Philosophie, und hat gewiß seit 20 Jahren in und außer Deutschland manches Gute gewirkt. Seine Lebensläufe in aufsteigender Linie, wodurch er vornemlich seinen literarischen Ruf gründete, enthalten eine Menge neuer, wahrer und großgedachter Sätze und Erfahrungen, und erwecken abwechselnd Wohlbehagen, Theilnahme, Lachen, Liebe, Bewunderung. Er hat darinn sehr vieles aus seinem eigenen, und dem Leben seiner Bekannten und seiner Familie dargestellt, und dem Buche dadurch eine Wahrheit gegeben, die es an Belehrung und Brauchbarkeit den besten Biographien gleichstellt. Sterne's Manier ist darinn nicht zu verkennen; bisweilen nähert er sich der Jovialität des unvergeßlichen Musäus. Seine Handzeichnungen

nach der Natur sind durch seine fast täglichen Spaziergänge entstanden, wo sich die angeborne Thätigkeit seines Geistes selbst in seinen Erholungen äußerte. Es sind idyllenartige Monologen und Betrachtungen über die schöne und große Natur, die öfter der Poesie sehr nahe kommen. Weniger Interesse als die Lebensläufte haben die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, worinn es zwar eben so wenig an glänzenden Ideen und Bildern, an Fülle und überquellender Laune fehlt; wo aber die Aufmerksamkeit des Lesers gleichsam durch Ueberfüllung ermüdet und gelähmt wird.

Ueber seine mit so vieler Kunst und Schlauheit behauptete Anonymität ist bekanntlich viel gesagt und geschrieben worden, und erst nach seinem Tode löste sein Freund Borowsky das Räthsel für immer. Im Grunde waren es Amtsrücksichten, welche den Präsidenten und den immer weiter aufstrebenden Weltmann bewogen, seinen Namen bei seinen Schriften geheim zu halten. Zu dem kam eine ihm gleichsam angeborne Verschlossenheit, welche an dieser Anonymität und an diesem Rathen und Räthseln der besten Köpfe ihr erlesenes Gefallen fand.

Der acht und zwanzigste Oktober.

Gest. Johann Karl August Musäus.

Professor am Gymnasium zu Weimar.

Musäus, der liebenswürdige Humorist, war im Jahr 1735 zu Jena geboren. Sein Vater bekleidete daselbst das Amt eines Landrichters, wurde aber bald als Rath und Amtmann nach Eisenach versetzt. Der Sohn, ein offener, munterer Knabe, gewann das Herz seines Vetters, des Superintendenten Weissenborn in Allstädt, der ihn zu sich, und im Jahr darauf, als er Generalsuperintendent in Eisenach wurde, dahin mit sich zurück nahm. Er war damals 9 Jahr alt, und blieb in dem Hause seines Wohlthäters bis in sein 19tes Jahr. Der gute alte Mann hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, und gab ihm eine anständige Erziehung.

Viertehalb Jahre studirte der Jüngling in Jena, kehrte dann zu seinen Aeltern zurück, und lebte einige Jahre in Eisenach als Kandidat des Predigtamts, predigte auch oft daselbst mit Beifall. Ein Zufall verschloß ihm diese Laufbahn. Er sollte Pfarrer auf ei-

nem Dorfe unweit Eisenach werden, aber die Bauern wollten ihn nicht — weil er einmal getanzt hatte.

Musäus widmete sich jetzt dem Schuldienste. Er wurde in seinem 28sten Jahre Pagen-Hofmeister am Weimarischen Hofe, und 7 Jahre nachher am dasigen Gymnasium Professor, für einen kärglichen Sold. Um die schmalen Einkünfte seines Amtes zu verbessern, gab er einige Privatstunden in der Geschichte u. s. w. an junge Damen oder Herren von Adel. In den ersten 6 oder 8 Jahren seines Ehestandes nahm er auch Kostgänger in seinem Hause auf, meistens junge Liefländer, deren Körper und Seele er verpflegte. Doch endlich ward er gewahr, daß er eine unversiegende Quelle gewisserer Einkünfte in seinem Kopfe mit sich herum trage, und nun ward er Schriftsteller. Ihm verdankt man vorzüglich die Hinwegschaffung des empfindelnden Tons aus den deutschen Romanen, die er theils durch seine eigenen Arbeiten, theils durch seine schätzbaren Kritiken über Werke dieser Art in der allgemeinen deutschen Bibliothek gar sehr befördert hat.

Sein erster Versuch war Grandison der Zweite, der schon im Jahr 1760 zu Eisenach gedruckt, nach 20 Jahren aber in einer neuen Ausgabe umgearbeitet und sehr verbessert wurde. In dieser Jugendschrift machte er mit viel Witz und Laune die Abgötterei lächerlich, welche damals mit dem Englischen Grandison getrieben wurde. Aber mit einer noch grössern Fülle von Witz und Humor griff sein satyrischer Genius ein anderes Idol des Zeitalters in seinen Physiognomischen Reisen an. Sie sind eine tref-

fende Verhöhnung des durch die Lavaterischen Fragmente verursachten Unfugs trüglicher Zeichendeuterei des Herzens und Charakters.

Die Bahn war jetzt gebrochen, sein Lob ertönte in allen Zeitungen, und nun entschloß er sich, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, wodurch er der Lieblingsschriftsteller seines Zeitalters wurde. Die gute Art und freundliche Miene, womit er, ohne Ansehen der Person, links und rechts Maulschellen austheilt; seine ausgebreitete, wohlverdaute Belesenheit; sein feines Gefühl für das Wahre und Schöne in der wirklichen und literarischen Welt; seine reine herzliche Jovialität, die nur kitzelt, wenn sie satyrisch wird, nicht die Haut herunter zieht, und überall Spuren einer harmlosen unschuldigen Bonhommie durchscheinen läßt; sein eigener passender Styl, der so reich an Bildern und sprechenden Vergleichungen ist — sind eben so viel Attribute eines amusanten, und zugleich für einen großen Theil des Publikums sehr lehrreichen Schriftstellers. Als er den Gedanken faßte, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, versammelte er eine Menge alter Weiber mit ihren Spinnrädern um sich her, setzte sich in ihre Mitte, und ließ sich von ihnen mit ekelhafter Geschwätzigkeit vorplaudern, was er hernach so reizend nachplauderte. Auch Kinder rief er oft von der Straße herauf, wurde mit ihnen zum Kinde, ließ sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes Mährchen mit einem Dreyer.

Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1786 herausgab, sind

mehr betrachtend als erzählend; Witz, Laune und Lebensweisheit belebt aber diese erheiternden Todesbetrachtungen durchgehends. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel Straußfedern, wovon aber nur der erste Band seine Arbeit ist, denn er starb im Jahr der Erscheinung derselben, am 28sten Oktober 1787 an einer höchst seltenen Krankheit, einem Polypen am Herzen. Den Grund dazu mochte er seit langen Jahren wohl selbst gelegt haben; denn dieser, in Rücksicht seines Körpers äusserst mäßige Mann, erlaubte doch oft seiner Seele zu schwelgen. Wenn er den Tag über seine mühseligen Berufsarbeiten vollbracht hatte, so setzte er sich gewöhnlich des Abends nach dem Essen an seinen Schreibtisch, dichtete bis um 2 Uhr des Morgens, rauchte Taback und trank kalten Kaffee dabei. Aus seinen hinterlassenen Papieren gab Bertuch eine moralische Kinderklapper und Kotzebue nachgelassene Schriften heraus.

Noch weit schätzbarer als der Schriftsteller ist Musäus als Mensch. Stets heiter und aufgeweckt, trotzte er allen Beschwerden des Körpers und seiner drückenden Lage. Seine Bescheidenheit war grenzenlos; er war der letzte, der sich von dem innern Gehalt seiner Schriften überzeugte, und nur sein kärgliches Einkommen bewog ihn, als Schriftsteller aufzutreten. In den Ringmauern von Weimar athmete niemand, der ihm übel wollte, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes waren nie in Gift getaucht. Hochachtung der Größern und Liebe der Geringern folgten ihm auf jedem Fußtritt. „Der glückliche

Humor, der ihn als Schriftsteller auszeichnet, sagt Bertuch von ihm, war auch in allen Lagen des Lebens sein beständiger Gefährte. Die Hauptzüge seines Charakters waren eine nie getrübte Heiterkeit, der Spiegel einer reinen Seele, herzliche Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit gegen jedermann, und eine grenzenlose Bescheidenheit. Er war von Herz und Sinn wie ein Kind, und handelte wie ein Mann. Er gehörte zu den wenigen glücklichen Menschen, die im Laufe ihres Lebens vielleicht nicht einen Feind hatten. Wer ihn kannte liebte ihn, und beweinte seinen Tod. Er war hart gegen sich, fährt Herder fort, und desto nachgebender gegen andere; er meinte es redlich mit Gott und mit seinem Amt, mit seinen Mitlehrern, Schülern und Freunden. Nie habe ich ein Wort von seinen Lippen gehört, zum Nachtheil eines andern Menschen; vielmehr legte er die Fehler anderer zum Besten aus, und suchte zu entschuldigen; was er entschuldigen konnte. Er war gefällig und gesellig, ohne daß er je seiner Pflicht abbrach; vielmehr trug er die schwere Bürde seines mühsamen Lebens mit Heiterkeit, Gleichmuth, Fröhlichkeit, Scherz und guter Laune. Er seufzte nicht, er murrte nicht; zufrieden mit der Gegenwart, wenn sie ihm auch hart und drückend war, hoffte er eine leichtere Zukunft, und arbeitete ihr froh entgegen, ob er sie gleich hier auf Erden nicht erlebt hatte."

Der neun und zwanzigste Oktober.

Gest. Friedrich Schulz.

Hofrath und Professor der Geschichte in Mietau.

Die schöne Literatur der Deutschen wird es nie vergessen, daß Schulz zu seiner Zeit einer ihrer geistreichsten und witzigsten Bearbeiter war, der es verdiente ein Lieblingsschriftsteller des Publikums zu seyn. Einige seiner Romane wiegen ganze Lasten gewöhnlicher Meßprodukte auf.

Seine Geburtsstadt war Magdeburg, wo sein Vater, dem er 1762 geboren wurde, Handlung trieb. Die strenge väterliche Zucht war nicht vermögend, der Lebhaftigkeit und dem Muthwillen des Knaben Schranken zu setzen. Er entlief schon im 10ten Jahre der Ruthe, um Schauspieler zu werden, kam aber bald wieder zurück, und beschäftigte sich auf der Lieben-Frauenschule in Magdeburg am meisten mit der Lektüre französischer Schriftsteller. Durch den Tod seiner Aeltern aller Hülfsquellen beraubt, gieng er im 17ten Jahre nach Halle, besuchte einige Vorlesungen, zog aber schon nach anderthalb Jahren mit einem Kameraden auf Abentheuer aus.

Sie kamen nach Dresden, wurden Schauspieler, bereueten es auf der Stelle wieder, und Schulz fieng nun an Schriftstellerei zu treiben. Einige Romane, mit denen er debütirte, sind jetzt mit Recht vergessen. Sein Genie war indessen so fruchtbar, daß ihn der Ertrag seiner Feder nach wenig Jahren zu einigem Wohlstand verhalf. Er verließ nun Dresden, gieng auf ein halb Jahr nach Berlin, und aß hier nichts als — Wassersuppen, weil eine hypochondrische Laune ihn glauben machte, er habe einen Ansatz zur Schwindsucht.

Das Reisen war für Schulz eine der angenehmsten Erholungen. Er wechselte daher öfters mit seinem Aufenthalt, war lange in Wien, und noch länger in Weimar, wo er sich durch seine Talente und geselligen Eigenschaften, besonders durch seine gute Art zu erzählen und durch seine Schlag auf Schlag folgende Witzspiele, so wie durch seine Gutmüthigkeit, viele Freunde machte. Die kühnen Schritte der Franzosen gegen ihre alte Verfassung lockten ihn im Jahr 1789 nach Paris, und er war ein genauer Beobachter der außerordentlichen Begebenheiten jener Zeit. Ein Beweis davon ist seine Geschichte der grossen Revolution in Frankreich, welche man allgemein für das wahrhafteste und unpartheyischste Gemählde aus jener Zeit erklärt hat. Dieses Werk, so wie seine treffliche Schrift über Paris und die Pariser, begründete noch mehr den lauten und allgemeinen Beifall, den man schon vorher seinen reizenden Kinderromanen Moritz und Leopoldine geschenkt hatte.

Aus Frankreich gieng Schulz 1790 wieder nach Berlin, und hier erhielt er einen Ruf zur Professur der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau, welchem er auch folgte. Mit ausgezeichneter Achtung wurde er hier behandelt, und nicht lange nach seiner Ankunft hatte er Gelegenheit, sich als Bürger und Patriot auf dem Reichstage zu Warschau zu zeigen, wo er als Deputirter des Bürgerstands von Curland eine glänzende Rolle spielte. Mit Kraft und Nachdruck vertheidigte er seine Parthei, schrieb während der neun Monate, da er in Warschau war, 15 Deductionen, und brachte den Adel sehr gegen sich in Harnisch. Um Stimmen zu gewinnen, ließ man es nicht an Geld und Geschenken fehlen. Schulz deckte die Tücken, Intriguen und Verleumdungen, welche an der Ordnung des Tages waren, in einem Schreiben eines curländischen Bürgers an seinen Landsmann in Warschau, auf, wodurch seine Gegner noch mehr gegen ihn aufgebracht wurden. Von allgemeinerm Interesse ist seine Reise eines Liefländers durch Pohlen — ebenfalls eine Frucht dieser politischen Sendung, deren Wirkung die Kaiserin Katharina gewalsam zerstörte.

Ein kränklicher Körper, mit dem Schulz oft zu kämpfen hatte, erlaubte ihm nicht, sein Amt ununterbrochen zu verwalten. Er gieng im Jahr 1793 nach Italien, um unter dem dortigen wärmern Himmel seine Gesundheit wieder zu suchen. Als er im folgenden Jahre nach Deutschland zurückkehrte, hielt er sich abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar auf, besuchte auch im Sommer das fränkische Bad Kissingen. Politische

Ver-

Verhältnisse riefen ihn in der Mitte des Jahres 1795 nach Mietau zurück, und er trat die Reise dahin nicht ohne Besorgnisse an, da seine Feinde vom Adelstande seine Abwesenheit benutzt hatten, um ihn, vorzüglich beim Landtage 1793, als einen Jakobiner zu denunciiren, und auf seine Kassation anzutragen. Diese Anklagen blieben zwar ohne Wirkung, und er hätte ruhig leben können, wenn nicht bald nach der Rückkehr nach Curland seine alten körperlichen Uebel sich wieder eingestellt hätten, um ihn nie wieder ganz zu verlassen. „Meine Kränklichkeit, schrieb er im April 1796 an einen Freund in Wien, nimmt, statt abzunehmen, zu, und fast fange ich an zu glauben, daß unser hiesiges Klima ganz allein Schuld daran ist. Ich wäre vielleicht einer der glücklichsten Menschen unter der Sonne, wenn ich meine sechs Stunden wöchentlich in Pisa lesen und dort meine Suppe essen und täglich einen Viertelsbogen schreiben könnte, deren vier mit vier Zechinen honorirt würden, übrigens von meinem Magen und meiner Gicht nichts hörte und sähe.“

Die Kunst der Aerzte war unvermögend, die Leiden zu heben, welche, nach seiner eigenen Versicherung, Beschwerlichkeit, Schmerz und Langwierigkeit mit einander vereinigten. „Mein Arzt, schrieb er im November 1796, macht mir zwar gute Hoffnung, und verwendet alle Mühe und Sorgfalt der Freundschaft für mich, aber richtet nur das aus, was der geschickteste Arzt gegen diese Art von Krankheit ausrichten kann. Schwindel, Verstopfung, Erbrechungen, Mangel an Gedächtniß, Mattigkeit, geschwollene Knie und viele andere weniger bedeutende Zufälle, die mir das Gehen

und Stehen höchst beschwerlich machen und mich an Bewegung verhindern, welche doch eine der kräftigsten Kuren dagegen bliebe.“ Er sehnte sich wieder auf Reisen, um von einer Luftveränderung Vortheil zu ziehen. Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. Seine Krankheit nahm immer mehr überhand, und gieng in eine Geisteszerrüttung über. Als er einst im Oktober 1797 militairische Musik vor seiner Wohnung hörte, bildete er sich in seinen wahnsinnigen Phantasieen ein, der Kaiser wollte ihn jetzt nach Sibirien abholen lassen, verfiel in Raserei und starb.

Gleichsam in einer Ahndung, daß ihm eine langwierige, unglückliche und zu Geschäften unfähig machende Krankheit bevorstehe, hatte er schon längst, auf den Fall einer Amtlosigkeit mit Krankheit und Verstandesschwäche, baare 500 Thaler in einem aerarium sanctius niedergelegt. „Mit diesem, sagte er, kann ich mich in das Junggesellen-Spital in meiner Vaterstadt Magdeburg einkaufen, und habe dafür auf meine Lebenszeit Kost, Wohnung und Kleidung. Dies ist der letzte Ruhepunkt meiner ängstlichen Betrachtungen über die Zukunft. Mag es da noch so düster aussehen; wenigstens, denke ich, wirst du nie des schmählichen Hungerstodes sterben.“

Schulz war ein, sowohl durch sich selbst und durch Lektüre, als durch Reisen und durch den Umgang mit der Gesellschaft, vorzüglich den erlesenen Zirkeln derselben, abgeschliffener und gebildeter Mann, ein feiner, äußerst gefälliger Egoist. Er besaß den gesunden Witz, den geistvollen, vorurtheilsfreien Beobachtungsgeist, die leichte Regsamkeit und den feinen Kon-

versationston der großen Welt. Hätte er eine gelehrtere, schulmäßige Bildung erhalten: er hätte schwerlich diese Eigenschaften so vereinigt und in dem Grade besessen, wie sie sich in seinem Leben und in seinen Schriften abdruckten. Für ein Lebensalter von 36 Jahren hat er ungemein viel geschrieben, unter andern mehrere sehr schätzbare historische, kritische und ästhetische Aufsätze, die in Zeitschriften, und in seiner Sammlung mikrologischer Aufsätze enthalten sind. Seine Verdienste um die Gattung des Romans sind glänzend. Seine Sammlung kleiner Romane enthält eine Menge Bearbeitungen französischer Werke und eigener Dichtungen, die sich durch eine leichte, fliegende Prosa, durch lebhaftes, blühendes Kolorit, durch guten Ton, durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein abgefaßten Charaktere, vortheilhaft auszeichnen. Seine Kinderromane Moritz und Leopoldine gehören zu den glücklichsten und gelungensten Versuchen der Deutschen in diesem Fache, und Schulz hat ein ganz vorzügliches Talent für Darstellungen aus dem Gebiete der frühesten Jugend bewiesen. Seine Kinderscenen sind eben so pikant als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichsten Farben ausgemahlt.

Der dreißigste Oktober.

Gest. Ritter Karl von Linné, der Jüngere.

Professor der Medizin und Botanik zu Upsala.

Karl von Linné, der Sohn des großen schwedischen Naturforschers, wurde am 20sten Januar 1741 zu Fahlau in Dalecartien, in dem Hause seines mütterlichen Großvaters, geboren. Frühzeitig bestimmte ihn sein Vater zu den Wissenschaften, die er selbst mit so vielem Ruhme trieb, und zu der Stelle, die er selbst bekleidete; frühzeitig demnach, und gleichsam spielend machte sich der junge Linné mit den Erzeugnissen aus allen Reichen der Natur, vorzüglich aber mit den Pflanzen bekannt. Noch war er nicht 10 Jahre alt, als er schon die meisten Pflanzen, die sich im botanischen Garten zu Upsala befanden, richtig zu nennen wußte.

Eine glänzende Laufbahn eröffnete sich dem jungen Naturforscher, und die väterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt wäre das Glück seines Lebens gewesen, wenn nicht in dem Herzen eines Weibes sich ein Haß gegen ihn entwickelt hätte, der seine Tage verbittern, seinen Eifer im Studiren hemmen, und ihm jenes edle Selbstgefühl rauben sollte, ohne welches man

nur selten in den Wissenschaften große Fortschritte machen kann. Dieses Weib war seine Mutter. Ihre Abneigung gieng so weit, als eine Abneigung gehen kann, ohne in offenbare Verbrechen auszuarten. Erst 18 Jahre alt, wurde der junge Linné Demonstrator im botanischen Garten zu Upsal, und schon im 21sten Jahre gab er das erste Probestück von einer genauen Beschreibung der seltensten Pflanzen heraus, die sich im Garten zu Upsala befanden.

Jede andere Mutter würde sich mit einem Sohne ausgesöhnt haben, der so frühzeitig seiner einstigen Versorgung versichert war, und dieser Versorgung sich so würdig machte. Hatte er jugendliche Fehler begangen, so mußte selbst die Abneigung dazu durch die Geschäftigkeit in seinem Berufe, die ihm der berühmte Name seines Vaters zur Nothwendigkeit gemacht hatte, erstickt werden. Aber die Frau von Linné hatte keinen Funken mütterlicher Zärtlichkeit für ihren Sohn mehr übrig. Sie zwang ihn, seine Stube selbst auszufegen; sie beneidete ihn wegen eines Ueberrocks, den ihm ein Verwandter geschenkt hatte, und den er, als er abgetragen war, im botanischen Garten selbst umwandte; sie zwang den alten Linné, seinen eigenen Sohn aus dem Hause zu thun, der dadurch bei dem wirklichen Wohlstande seiner Aeltern eben so kümmerlich zu leben genöthigt ward, als ehemals sein Vater gelebt hatte.

Als der alte Linné die Erlaubniß erhalten hatte, sich einen Nachfolger zu ernennen, hätte wohl die ganze Welt glauben sollen, die Wahl würde auf den Sohn gefallen seyn; aber seine Gemahlin zwang ihn, dem

Dr. Solander, der sich in England befand, den Antrag zu machen, von dem sie hoffte, er würde ihre älteste Tochter zur Ehe nehmen. Erst nachdem sich dieser geweigert hatte, England zu verlassen, unterstand sich der alte Linné, wider den Willen seiner Gattin, seinen Sohn vorzuschlagen, der auch im März 1763 das Dekret zur außerordentlichen Professur der Botanik, und die Anwartschaft auf die ordentlichen Lehrstellen seines Vaters erhielt.

Er fieng nun an Vorlesungen zu halten, aber die unaufhörlichen Kabalen seiner Mutter raubten ihm alle Liebe zu den Wissenschaften, und nur mit Mühe konnte ihn der bekümmerte Vater von dem Entschlusse abbringen, Kriegsdienste zu nehmen. Als dieser im Jahr 1778 starb, so hatte er noch manchen harten Kampf mit seiner Mutter zu bestehen. Er mußte ihr alles, sogar die Pflanzensammlung seines Vaters, abkaufen. Die erste Hauptarbeit, die er jetzt vorzunehmen nöthig fand, war, seines verstorbenen Vaters Systema naturae, wovon die dreizehnte Auflage bereits vergriffen war, zu übersehen und zu vermehren. Ehe er aber diese neue Ausgabe veranstaltete, wollte er doch erst die berühmtesten und größten Naturaliensammlungen fremder Nationen sehen. Er reiste deswegen im Frühlinge 1781 mit königlicher Erlaubniß nach England, wurde zu London von den Herren Banks und Solandern aufs werkthätigste bei seinem Vorhaben unterstützt, und arbeitete mit diesen beiden Naturforschern täglich und oft tief in die Nacht hinein gemeinschaftlich an der Aussuchung der Kräuter, die auf der ersten

und zweiten Südseereise gesammelt worden waren. Bei seinem Aufenthalte in London ließ er sein Supplementum systematis vegetabilium in Braunschweig drucken, welches bald darauf ins Englische übersetzt wurde. Er beschreibt in demselben die neuen Gewächse aus Surinam und andern entlegenen Oertern, die nach Upsala geschickt worden waren, und auch die neuen Entdeckungen, die er mit seinen Freunden zu machen Gelegenheit hatte.

Von England schiffte Linné nach Frankreich hinüber. Ueberall bahnte ihm der Name, den er trug, die günstigste Aufnahme. Auch in Paris besuchte er allenthalben die Naturaliensammlungen und Gärten, welche die dortigen Gelehrten und Beförderer der Wissenschaften besaßen. Sogar Buffon vergaß die alte Fehde, die er mit seinem Vater gehabt hatte, und öffnete ihm mit Vergnügen das königliche Naturalienkabinet, womit er sonst so geizig war. Endlich schenkte ihm der König drei große Folianten von dem Recueil des plantes gravées par ordre du roi, ein prächtiges Geschenk, das aus 500 Kupfertafeln besteht, die von den größten Meistern gezeichnet sind.

Aus Frankreich reiste er durch die Niederlande, Holland, Osnabrück, Hamburg, Kiel, Kopenhagen, und kam im Februar 1783 ganz gesund nach Upsal zurück. Nun war es sein erstes Geschäfte, seine Anmerkungen und Papiere in Ordnung zu bringen, seine erbeuteten Schätze durchzusehen, die vierzehnte Ausgabe des Systema naturae und eine verbesserte von der Flora suecica zu besorgen — aber der

Tod entzog ihn plötzlich diesen wichtigen Beschäftigungen. Er war nemlich im August 1783 auf einer Reise nach Stockholm an einem Gallenfieber krank, und ob sichs gleich wieder so viel besserte, daß er zurück nach Upsal reisen konnte, so bekam er doch bald wieder einen Rückfall. Nach drei Wochen zeigte sich abermals Besserung, da gieng er zum Unglück einmal zu früh in das etwas kalte und feuchte Kabinet, dieß zog ihm ein entkräftendes Fieber, und den 30sten Oktober einen tödtlichen Schlagfluß zu. Mit ihm ist sein Geschlecht ausgestorben.

Der ein und dreißigste Oktober.

Geb. Clemens der Vierzehente.

Römischer Pabst.

Johann Vincent Anton Ganganelli, der 256ste Pabst, war der Sohn eines armen Wundarztes, und wurde in dem Flecken Santo Archangelo, nahe bei Rimini, im Jahr 1705 geboren. Er stammte aus einem edlen Patriziergeschlechte von St. Angelo in Vado her. Schon in seiner frühen Jugend zeigte er viel Fähigkeiten. In dem Privatunterrichte, den er mit adelichen Kindern genoß, wurde er mehr mit dem Geist des Alterthums, als mit scholastischen Grillen bekannt. Er legte sich auf Philologie, Philosophie, Dichtkunst und Alterthumskunde. Um desto ungehinderter studiren zu können, trat er in seinem 18ten Jahre in den Franziskanerorden. Da er sich durch Talente und Gelehrsamkeit vor vielen seiner Ordensbrüder auszeichnete, so wurde er in verschiedene Städte Italiens als Lehrer der Theologie und Philosophie gesandt.

In einem Alter von 35 Jahren kam Ganganelli als Professor der Theologie nach Rom, und unter der Regierung Benedikt XIV wurde er Inquisitionsrath — eine wichtige Stelle in Rom, die eine gründliche theologische Gelehrsamkeit und eine genaue Kenntniß des kanonischen Rechts voraussetzt. Man erzählt Benedikt habe einst die Hand auf seinen Kopf ge-

legt, und zu dem General der Franziskaner gesagt: „Nehmt mir das kleine Brüderchen da wohl in Acht, ich empfehle ihn euch sehr.“ Eben dieser Pabst sagte bei einer andern Gelegenheit von ihm: „Er verbindet mit einer weitläuftigen Gelehrsamkeit ein ungeheures Gedächtniß, und was mich freut, er ist tausendmal bescheidener als ein Mensch, der nichts weiß, und dabei so aufgeweckt, daß man glauben sollte, er habe niemals in der Eingezogenheit gelebt.“ Solche Eigenschaften verdienten es, auf einen höhern Standpunkt gestellt zu werden, und es geschah. Ganganelli bekam im Jahr 1759 den Kardinalshut, und am 19ten May 1769 wurde er zum Pabst ausgerufen. Er nahm den Namen Clemens XIV an.

Aeußerst kritisch war die Periode, in der sich damals Peters Stuhl befand, und es war ein Arzt von Ganganellis Klugheit, Muth und tiefer Einsicht nöthig, um die Wunden zu heilen, die sein Vorgänger (Clemens XIII) durch Ergebenheit an seine Räthe, und den Schutz, welchen er den Jesuiten angedeihen ließ, dem ganzen Körper der römischen Hierarchie geschlagen hatte. Portugall sann auf Mittel, sich einen Patriarchen zu geben, und wollte mit dem römischen Stuhl nichts weiter mehr als nur durch den Weg der Gebete zu schaffen haben. Spanien, das mit aller Gewalt auf die Abschaffung der Jesuiten drang, ließ nichts Gutes für Rom vermuthen. Frankerich, im Besitze von Avignon, und unwillig über die Art, wie man dem Herzog von Parma begegnet hatte, trat mit Spanien zusammen. Neapel, das die andern Höfe und ein muthiges Ministerium unterstützten, behielt Bone-

vento und Ponte Carvo zurück. Parma bestand auf einem Widerruf. Venedig behauptete, daß es den geistlichen Orden ohne Zuthun des römischen Hofes reformiren könnte. Polen gieng darauf aus, dem päbstlichen Ansehen Schranken zu setzen. Rom selbst murrete, und, das Unglücksmaaß voll zu machen, hatte sich ein Schwindelgeist allenthalben verbreitet.

Des Pabstes erste Sorge war, Portugall wieder zu gewinnen. Er berief sich hier nicht, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, auf seine Würde, um des ersten Schrittes überhoben zu seyn. Der Hof zu Lissabon bekam einen Nuntius. Um den Frieden, den er den Gläubigen empfahl, zu bekräftigen, unterließ er die Verlesung der Bulle in coena domini in dem Augenblicke selbst, da sie, dem Gebrauch nach, mit allem möglichen Aufsehen bekannt gemacht werden sollte. „Lasset mir, schrieb er an die Höfe, die in ihn drangen, das Schicksal der Jesuiten zu bestimmen, lasset mir Zeit, das große Werk zu prüfen, über das ich entscheiden soll. Ich bin der allgemeine Vater der Gläubigen, sonderlich der Geistlichen, und kann keinen berühmten Orden vertilgen, ohne Gründe zu haben, die mich vor den Augen aller Jahrhunderte, sonderlich aber vor Gott rechtfertigen." Diese Prüfung dauerte einige Jahre, und unterdessen empfahlen verschiedene an die Thore des Palastes geschlagene Zettel den heiligen Vater, als einen der bald sterben würde, den öffentlichen Gebeten. Endlich unterzeichnete er mit gen Himmel geschlagenen Augen das berühmte Breve, welches die Gesellschaft Jesu auf immer aufhebt, und vom 23sten Jul. 1773 datirt ist. Diese Begebenheit

gab in Rom zu einer Menge Scherzreden und Pasquinaden Gelegenheit. Unter andern wurde auch ein Zettel angeschlagen gefunden, der an den Pabst selbst gerichtet war, und auf dem nur folgende vier Anfangsbuchstaben standen: P. S. S. V.; man wußte nicht, wie man dieses auslegen sollte, der Pabst aber erklärte es selbst auf der Stelle. Es heißt, sagte er mit einem festen Tone, Presto Sacra Sede Vacante, bald wird der Stuhl ledig seyn. Diese Prophezeihung fieng an im April 1774 einzutreffen. Er bekam Anfälle von Mattigkeit. Gegen das Ende des Julius war Clemens nur noch ein Schatten von sich; seine Knochen schienen kleiner zu werden und zu erweichen; er arbeitete demohngeachtet beständig fort, aber zuletzt empfand er die entsetzlichsten Schmerzen. Seine Stimme erlosch. „Ich gehe in die Ewigkeit, sagte er, und ich weiß, weswegen." Er starb am 22. Sept. 1774, nachdem er fast 69 Jahre gelebt, und 5 Jahre 4 Monate und 3 Tage regiert hatte. Sein Tod war ohne Zweifel eine Wirkung seines zum Untergange der Gesellschaft Jesu gefaßten Entschlußes; und fast ist es unwiderleglich, daß durch beigebrachtes Gift seine Tage verkürzt wurden.

Clemens XIV war ein unschätzbarer Mann, der sich unsterblichen Ruhm erworben hat, und gewiß dann noch leben wird, wenn sich kein Mensch den Lästerungen seiner Feinde mehr wird erinnern können. Scharfen, durchdringenden Verstand, der mit Adlersblicken um sich sah; Größe der Seele, die ihn fähig machte, große und wichtige Plane zu entwerfen; Stärke der Seele, bei der er seine Entwürfe muthig und

unerschrocken ausführte; wahre Staatsklugheit, ausgebreitete Güte des Herzens, sanftmüthiges Nachgeben, Enthaltsamkeit, wohlwollende Liebe gegen solche, die keine Glieder der römischen Kirche waren, aufrichtiges Christenthum — dieß waren die erhabenen Vorzüge, die Clemens XIV bei seinem Leben verherrlichten, und ihn nach seinem Tode unvergeßlich gemacht haben. Er liebte die Wissenschaften und unterstützte ihre Aufnahme mit Nachdruck. Schon als Franziskaner-Mönch las er den Homer und Plato und viele andere griechische Schriftsteller mit Entzücken, und weidete sich an den Dichtern seines Vaterlandes, besonders am Dante und Petrarca, die er fleißig studirte und besser kannte, als manchen bigotten Leuten lieb war. Durch diese Lektüre befruchtete er das dichterische Talent, das er von Natur hatte, so sehr, daß er es wagen konnte, selbst als Dichter aufzutreten. Man muß erstaunen, daß ein Mann, der in seiner Jugend mit Dürftigkeit kämpfen mußte, und größtentheils im Kloster erzogen wurde, mit so vieler Freiheit des Geschmacks dichten konnte, und überhaupt eine seltene Gelehrsamkeit besaß. Niemand kann hieran zweifeln, der seine unvergleichlichen Briefe gelesen hat, die mehrmals gedruckt, und auch ins Deutsche übersetzt worden sind.

Kein Pabst des 18ten Jahrhunderts sorgte mit mehr Eifer und Einsicht für das Beste seiner Unterthanen, als Clemens XIV. Er war von allem Nepotismus entfernt. Durch Sparsamkeit suchte er der verschuldeten apostolischen Kammer wieder aufzuhelfen. Er schränkte seine eigene Tafel so ein, daß der päbstliche Tisch, der unter Clemens XIII täglich 15 Scudi gekostet hatte,

kaum 15 Paoli kostete; das Uebrige fiel der päbstlichen Kammer heim. Sein getreuer Laienbruder Franz, der ihn im Orden bedient hatte, besorgte selbst die Tafel, und kaufte das Nöthigste ein, wo ers am wohlfeilsten kriegen konnte. Der ganze Gewinn der römischen Lotterie wurde der Kammer einverleibt, um ihr aus der Schuldenlast zu helfen. Er bemühte sich, die Unordnung in den Dikasterien der Annona, der Waffen und der Marine aufzuheben, und die Ordnung wieder herzustellen. Die Fabriken suchte er zu beleben, und in dem Zuchthause der Weiber zu St. Michael legte er eine Wollenspinnerei an, wozu er 300 Scudi von seinen eigenen Einkünften aussetzte. Die Aufnahme des Feldbaues lag ihm sehr am Herzen, er ließ sehr viele Saatfrucht unter das arme Landvolk austheilen, und in seiner Muße im Kastel Gandolvo war das eine seiner liebsten Beschäftigungen, daß er den Beisitzer der Ackerbau-Deputation nebst einigen Handelsleuten zu sich berief, und sich mit ihnen über die Mittel besprach, dem Ackerbau aufzuhelfen. Auch suchte er den Handel zu erweitern, und öfters äußerte er den schönen Grundsatz: „die Noth des Volks ist für den Regenten ein Zeiger, der, sobald er schlägt, ihn erinnern muß, daß er nicht für sich, sondern für seine Unterthanen da sey.“

Nie wurde ein Pabst von den Ausländern mehr geschätzt. Man gieng nie von ihm, ohne mit Bewunderung erfüllt zu werden. Seine Laune machte ihn zum angenehmsten und lehrreichsten Gesellschafter, und selbst zu witzigen Scherzen fähig.

Der erste November.

Gest. Michael Ignatz Schmidt.

Kaiserl. Hofrath und erster Archivar zu Wien.

Jeder Deutsche betrachte mit Achtung das Bild des Mannes, der die Geschichte seines Vaterlandes so meisterhaft beschrieb. Er wurde am 30sten Januar 1736 zu Arnstein im Würzburgischen geboren, wo sein Vater Waldgegenschreiber und Oberzöllner war. In dem Gymnasium zu Würzburg hatte er lauter Jesuiten zu Lehrern, und er stellte sich auch während seiner Studirjahre unter die Kandidaten des Jesuiterordens; nicht im Ernst, sondern aus Politik. Es war nemlich in den Schulen der Jesuiten die gewöhnliche Politik ihrer Zöglinge, die sich von andern auszeichneten, ihren Lehrern weiß zu machen, daß sie in den Orden treten wollten, weil man wußte, daß er auf gute Köpfe Jagd mache. Die heiligen Väter, die auf diese Art nicht selten berückt wurden, waren gewöhnlich ganz bereit, die künftigen Glieder ihrer Gesellschaft vor dem Publikum durch eine partheyische Ertheilung von Prämien und des sogenannten Primats auszuzeichnen.

Nach Vollendung seiner Studien verließ Schmidt das Seminarium in Würzburg als Licentiat der Theologie und Priester, um zu Haßfurt als Kaplan der Seelsorge obzuliegen. Hier lernte er die Nothwendigkeit einer Reformation des vaterländischen Erziehungswesens erst recht einsehen. Da er bald darauf nach Bamberg in das Haus des dasigen Großhofmeisters von Rothenhan, zur Erziehung von dessen jüngster Tochter berufen wurde, übte er sich nicht nur weit mehr in pädagogischen Kenntnissen und Fertigkeiten; sondern bildete sich auch daselbst recht eigentlich zum künftigen Geschichtschreiber, indem Rothenhan, ein Mann von vieler Wissenschaft und hohem Geiste, dessen vornehmstes Studium Politik war, und in dessen Hause die deutschen und französischen Musen einheimisch waren, den jungen Geistlichen aus den bisher gewohnten Disputirsälen, mehr in die wirkliche Welt führte, und ihn mit den feinsten Schriftstellern aller Nationen bekannt machte. Rothenhan, der sich im siebenjährigen Kriege mit seinem Hofe entzweite, nahm darauf Schmidten auf seine Güter in Schwaben, nach Neuhaus, in den Fildern nicht weit von Stuttgardt, und gab ihm auch eine geistliche Pfründe: eine neue vortheilhafte Lage für den letztern, dessen Geschmack für die Künste durch die Nähe jener Residenz sehr erhöht wurde.

Doch Schmidt wurde wieder nach Würzburg berufen, um einstweilen im Seminarium die Stelle des nach Rom reisenden ersten Vorstehers desselben zu vertreten. Im Jahr 1771 wurde er Bibliothe-

kar

kar an der Universität. Der Fürstbischoff errichtete um gleiche Zeit zur Reform des Erziehungswesens eine Schulkommission, von welcher Schmidt ein Mitglied wurde. Er ward auch zum Beisitzer der theologischen Fakultät, und zum Lehrer der deutschen Reichsgeschichte ernannt; die Würde eines geistlichen Raths und ein beträchtliches Beneficium kamen nachmals hinzu, da er einen Ruf nach Mainz zum Lehrstuhl der Reichsgeschichte ausgeschlagen hatte. Nunmehr konnte er erst nach und nach auf pädagogische Verbesserungen bedacht seyn, und wurde dabei von dem Landesherrn wohl unterstützt. Ins Große und Allgemeine arbeitete er durch seinen im Jahr 1769 herausgegebenen schätzbaren Methodum catechizandi. Zu gleicher Zeit stiftete, mit seiner Theilnehmung, sein Fürst ein Seminarium für Landschullehrer, eines der ersten in Deutschland; es fand selbst unter den Protestanten einen ausgezeichneten Beifall. Auf Befehl des Fürstbischofs entwarf Schmidt im Jahr 1773 einen Plan zur Würzburgischen Schulen-Einrichtung, der zwar nicht ganz ausführbar war, aber doch viele einzelne schöne Bemerkungen enthält. Die Bekanntschaft mit dem Freiherrn von Dalberg, und zunächst dessen Empfehlung verschafften ihm die Ehre, zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt gewählt zu werden. Er erhielt Einladungen zum Mitarbeiter an der Nördlingischen Schulbibliothek, an dem Langischen Landprediger, und nahm Antheil an den Fränkischen Zuschauern, einer der ersten freimüthigen periodischen Schriften im ka-

tholischen Deutschlande. Dazu kam im Jahr 1772 seine Geschichte des Selbstgefühls, welche seinem philosophischen Beobachtungsgeist viele Ehre machte.

Doch alle diese Arbeiten kommen nicht in Betracht gegen seine Geschichte der Deutschen, die er im Jahr 1778 herauszugeben anfieng, und der er sein ganzes übriges Leben weihte. Mit dem größten Glücke betrat er als Geschichtschreiber eine beinahe noch von keinem seiner Vorgänger geöffnete Bahn, und zog die Aufmerksamkeit aller Kenner, so wie aller Dilettanten der Geschichte auf sich. Man hat es zwar bei der Beurtheilung seines Werks öfters vergessen, daß bereits lange vor ihm Maskov die fruchtbare und würdige Idee, eine Geschichte der Nation selbst, nicht blos ihrer Regenten zu schreiben, aufgefaßt, auch einen wohlgerathenen Anfang zur Ausführung derselben gemacht habe. Doch gebührt Schmidten der Ruhm, ebendieselbe in einem ganz andern Umfange, und mit einer Scharfsichtigkeit verfolgt zu haben, die ihn über jeden andern unsrer Nationalgeschichtschreiber weit hinaussetzen. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung, erhalten habe; kurz, wie es das geworden sey, was es wirklich ist. Und so war die Kulturgeschichte der Nation sein vornehmster Gegenstand. So weit er diesen Entwurf ausführte, blieb er im Ganzen seiner so beifallswürdi-

gen, durch Fleiß und seltenen Scharfsinn unterstützten Manier, auch seiner Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe treu, wenn gleich äußere Verhältnisse und Rücksichten ihn da, wo man ihn am meisten erwartete, in der Erzählung der großen Kirchenverbesserung des 16ten Jahrhunderts, wankender und partheyischer machten. Und so kann auch seine Schreibart nicht als durchgängiges Muster aufgestellt werden; sie hat aber doch, einige Nachlässigkeiten und Provinzialismen abgerechnet, so viel Männliches und Eigenthümliches, daß dieser Geschichtschreiber von jedem billigen Richter zwar nicht zu den wenigen schönen, aber doch gewiß zu der auch noch nicht großen Anzahl der guten und bewährten deutschen Schriftsteller dieser Gattung gerechnet werden muß. Welche Ausstellungen man aber auch im Einzelnen an diesem Nationalwerke machen mag, so bleibt es doch immer ein in seiner Art einziges, noch unübertroffenes Werk deutschen Forschergeistes und deutscher Kunst.

Die Kaiserstadt suchte bald den großen Geschichtschreiber in ihre Mauern zu ziehen; Maria Theresia bot ihm die Stelle eines Kustos der kaiserlichen Bibliothek an, aber sein Fürst verweigerte ihm die Entlassung. In der Folge suchte man ihn durch verschiedene Gründe, wovon besonders seine Bitte um Materialien aus dem Archiv einen der wichtigsten an die Hand gab, zu bereden, daß er selbst eine Reise nach Wien unternehme, und man schmeichelte ihm außerordentlich. Er trat im Jahr 1780 die Reise wirklich an, doch mit der von sei-

nem Fürsten ihm gemachten ausdrücklichen Bedingniß, wieder zu kommen. Zu Wien trug man ihm sogleich die Direktion des kaiserlichen Haus- und Staatsarchivs mit dem Titel eines kaiserlichen Hofraths und einem Gehalt von 4000 Gulden an, die er auch annahm; doch bezeugte ihm hierauf sein Fürst sehr fühlbar seine Ungnade hierüber. Schmidt ward in der Folge von dem Kaiser Joseph zum Mitgliede des Censurkollegiums und der Studienkommission, wie auch zum Lehrer seines Neffen und Thronfolgers ernannt. Nach einem 14jährigen Aufenthalte in Wien starb er im Jahr 1794.

Schmidt hat sein schönes Werk leider nicht vollenden können. An die ältere Geschichte der Deutschen in 6 Bänden, die bis zum Jahr 1493 herab geht, schließt sich die neuere Geschichte an, von der beim Leben des Verfassers auch 6 Bände erschienen sind. Der verdienstvolle Milbiller in Landshut hat einen glücklichen Anfang gemacht, dem schönen Torso das noch Fehlende anzusetzen.

Der zweite November.

Geb. Marie Antoinette.

Königin von Frankreich.

Unter den siebzehn Kindern, mit denen Marie Theresie in einer dreissigjährigen Ehe ihren Gemahl, Kaiser Franz den Ersten beschenkte, wurde Marie Antoinette am 2ten Nov. 1755 geboren. Religion und strenge Eingezogenheit waren die Grundlage des Erziehungsplans, den die Kaiserin befolgte. Die körperliche Erziehung der jungen, mit allen Reizen weiblicher Schönheit und Grazie geschmückten Prinzessin war nicht weniger ein Gegenstand der zärtlichen Besorgniß ihrer erhabenen Mutter. Und so, begabt mit den vorzüglichsten Eigenschaften an Leib und Geist, bestimmte sie das Schicksal zu Frankreichs Königin. Im schönsten Schmuck der Jugend vermählte sie sich am 16ten May 1770 mit Ludwig XVI, der damals noch Dauphin war.

Marie Antoinette kam als königliches Weib, mit einem so reichen Stoff des Guten und Gefallenden nach Frankreich, daß sie eben so leicht der

Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung werden konnte, als sie am Ende der Gegenstand des Hasses wurde. Ihr einfaches, ungezwungenes Betragen, ihre Munterkeit, ihre Leutseligkeit, ihre bei mehreren Gelegenheiten sich dargelegte Neigung zum Wohlthun erwarben ihr sowohl bei ihrem Eintritt, als in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Frankreich, Liebe und Verehrung. Marie Antoinette hätte bei ihrem Verstande und ihrer frühe zum Guten gestimmten Neigungen ein Muster eines königlichen Weibes werden können, wenn sie, so jugentlich wie sie war, in die Arme nicht blos eines tugendhaften, sondern auch kraft- und verstandvollen Gemahls, und in die Mitte eines Hofes gekommen wäre, an welchem Tugend, Religion und reelle Verdienste ihr entscheidendes Gewicht gehabt hätten. Aber bei der Kraft und dem Feuer ihres Temperaments, bei ihrem Hang zur Zerstreuung und zum Vergnügen, mit welchem sie frühe bekannt worden war, an einem Hofe, an welchem sie das sardanapalische Leben in vollem Gange vorfand, wo sie nur hinblicken mochte, an der Seite eines Gemahls, der außer seinen Lieblingsgeschäften und Vergnügungen keine andere Ergötzungen weder schätzte noch liebte, in dem Schooße einer damals noch leichtsinnigen frivolen Nation, für welche ihre ersten Winke Befehle, und ihre Mienen Gesetze waren, von der Wiege an an das Große, an den Glanz, an Verehrung gewöhnt: was mußte da aus Marie Antoinette werden, welcher reitzende Gestalt, gefallendes Wesen und Entgegenkommen von allen Sei-

ten mit dem Haufen der Höflinge und Schmeichler in allen ihren Wünschen und Leidenschaften zu Hülfe kamen? Leichtsinn und Unbesonnenheit waren Hauptzüge ihres Charakters; Fehler, die sie vom Zwang und Gebundenheit, für ihren Stand und ihre königliche Würde, ohnedieß unerträgliche Fesseln, nur noch weiter entfernen mußten. Bei einer solchen Mischung des Charakters, in so einer Lage, in einem Zirkel von wirklichen Vertrauten, die alle ihre Schwächen auffaßten, denselben schmeichelten, und neue Unterhaltungen und Vergnügungen für sie zu schaffen wußten, Gebieterin eines Gemahls, der selbst Schwächen hatte, mußte sie ihren Feinden, wenn sie einmal auftraten, Blößen geben, die in irgend einem gefahrvollen Augenblicke so viele Ursachen zu Vorwürfen und Verbrechen für sie werden konnten.

Ungeheure Summen brachte die Königin im Spiel durch, und ihre Liebe zum Theater kannte keine Grenzen. Sie reiste zuweilen des Abends in Begleitung des Grafen von Artois, unbekannt nach Paris, besuchte daselbst das Schauspiel, und kam erst spät in der Nacht zurück. Ihre Spielsucht, ihre Anhänglichkeit an dem Grafen von Artois, ihr Hang zur Verschwendung waren selbst für den König auffallende Flecken, und mußten es auch für die Nation werden, da sie zwei lange Regierungen hindurch dieselben Flecken nur an ihren Königen zu dulden gewohnt gewesen war.

Indessen würde die Nation bei so vielen andern guten Eigenschaften, welche die unglückliche Antoinette hatte, dennoch duldsamer geblieben

seyn, wenn nicht die du Barry und der Herzog von Orleans alle Flecken der Königin mit den grellsten Lasterfarben geschändet, ihren ganzen Charakter gebrandmarkt, sie, als die einzige und verderblichste Rathgeberin des Königs öffentlich aufgestellt, und den Haß der ganzen Nation, den sie auch bei den besten Eigenschaften schon als Prinzessin aus dem Hause Oesterreich ohnedieß ahnden mußte, bis zur wüthendsten Rachsucht angeflammt hätten. Die Feinde der Königin wußten besonders die berüchtigte Halsbandgeschichte in ein Licht zu setzen, das für sie sehr ungünstig war. Sie verhalfen dem intrikanten Weibe, der de la Motte, zur Flucht, und ließen unter dem Namen dieser Betrügerin eine Schrift verfertigen, welche die Ehre der Königin auf der empfindlichsten Seite angriff. (Es sind die bekannten Memoires justificatifs de la Comtesse de la Motte.) Viele tausend Abdrücke wurden in Paris und in den französischen Provinzen verbreitet. Das Volk verschlang sie gierig, und da man es schon ohnehin wider die Königin eingenommen hatte, so nahm es diese Lügen, so widersprechend sie auch sind, mit vollem Glauben auf. Alles Bestreben der Königin, einen Theil der Nation wenigstens wieder zu gewinnen, war zu spat. Der Lieblingsumgang der Königin war die Herzogin von Polignac, und diese hat die Unschuldige gewiß zu vielem verleitet, wozu ihr gutes Herz sie nicht geführt hätte. Am meisten verdarb sie dadurch, daß sie sich nicht als öffentliche Anhängerin der neuen Konstitution erklärte, das einzige Ret-

tungsmittel, das ihr übrig blieb. Sie bestärkte dadurch das Volk in dem Wahn, daß sie das Organ zu allem dem gewesen sey, was von Seiten des Hofes gegen die Konstitution heimlich oder öffentlich unternommen worden war.

In der ganzen Periode der Revolution führte die Königin das unglücklichste Leben. Mißhandlungen ohne Zahl, unerhörte Kränkungen, öftere Lebensgefahr, Gefängniß und Verhöre von den boshaftesten Feinden waren ihr trauriges Loos. Die Jakobiner hatten den Plan, dem König sowohl als der Königin den Prozeß zu machen, und ihnen gerichtlich das Leben zu nehmen. Man hatte keine gegründete Ursache dazu: man mußte also Verbrechen erdichten, und diese zu beweisen, mußten falsche Briefe und Schriften unterschoben werden. Dadurch geschah es, daß ihr am 16ten Oktober 1793 das Todesurtheil angekündigt wurde. Sie hörte es gelassen an, ohne die mindeste Unruhe zu bezeugen, und ohne ein Wort zu sagen. Nachher verlangte sie ihre Kinder noch einmal zu sehen; dieß ward ihr bewilliget. Der Abschied war rührend. „Lebt wohl meine Kinder, sagte sie, ich gehe zu eurem Vater.“

Es war ein Viertel nach eilf Uhr, als sie auf den Richtplatz geführt wurde. Sie saß, wie die gewöhnlichen Verbrecher auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, und den Rücken gegen das Pferd gekehrt. An der einen Seite saß bei ihr der Scharfrichter, und an der andern ihr Beichtvater, ein konstitutioneller Geistlicher. Ein

starkes Detachement Reiterei umgab den Karren, eine unzählige Menge Volks, besonders Weiber, hatten die Straße besetzt, und riefen: „Es lebe die Republik.“ Die Königin behielt ununterbrochen die ruhigste Fassung, und warf selten ihre Blicke aufs Volk. Ihr Ansehen aber war durch die Leiden, die sie während ihrer Gefangenschaft ausgestanden hatte, sehr verändert. Ihre Haare waren ganz weiß geworden. Ohne Aengstlichkeit und Andächtelei unterhielt sie sich mit dem Geistlichen, der bei ihr saß, und schien mit Zufriedenheit ihrer Erlösung entgegen zu gehen. Auf dem Blutgerüste warf sie sich auf die Knie, und betete mit großer Inbrunst. Um halb 1 Uhr machte die Guillotine ihrem Leben ein Ende. Ihr vom Körper getrennter Kopf ward von dem Scharfrichter von allen vier Seiten des Schaffots dem Volke gezeigt, das mit Gefühllosigkeit rief: Es lebe die Republik! Der Leichnam ward auf dem Magdalenen-Kirchhofe, wo Ludwig XVI seit dem 21sten Januar ruhte, eingescharrt.

Der dritte November.

Gest. Valentin Jamerai Duval.

Kaiserlicher Bibliothekar und Aufseher über das Münzkabinet in Wien.

Ein Mann, der wegen seiner sonderbaren Schicksale und seines edlen Charakters eine Stelle neben den merkwürdigsten Männern unsrer Zeit verdient. Er war in dem Marktflecken Artonnay in Champagne 1765 von armen Bauersleuten geboren. Seine Erziehung war die armseligste, ein unbarmherziger Stiefvater mißhandelte ihn aufs grausamste, es fehlte dem armen Knaben täglich am Brod, und er entlief daher einmal, um dem unaufhörlichen Hunger zu entgehen.

Seine Ausflucht war mit mancherlei Mühseligkeiten verknüpft. Er kam zu einem gutherzigen Müller, der ihn mit einem alten Hut beschenkte, und mit einer Eselskaravane nach Troyes fortschaffen ließ. Der muthige Esel warf, von einem Hunde verfolgt, den armen Duval herab, den Mehlsack über ihn her, und verursachte ihm eine solche Quetschung am Arm, daß er in ein Hospital gebracht wurde, in welchem er den Winter zubrachte. In diesem Hospital fand er seine erste Schule. Er kannte bisher nur eine Ursache des Todes, den Hunger, der ihn so manchmal gepeinigt hatte; hier lernte er mehrere Ursachen desselben kennen,

und erhielt von einem Greise Unterricht über die Zeit, über die Monate und Jahrszeiten; seine zu voreilige Wißbegierde war die Ursache, warum er dieses Hospital schnell verlassen mußte. Sein günstiges Schicksal führte ihn einem von einer Wallfahrt kommenden Kapuziner in den Weg, der Menschenliebe genug besaß, sich mit dem jungen Flüchtling in ein Gespräch einzulassen, ihm von Italien, von Flüssen, von Bergen zu erzählen, und also den ersten geographischen Unterricht zu ertheilen. Der Kapuziner hatte ihn den andern Morgen wieder verlassen; er setzte seinen Weg allein fort, kam zu einem Pächter, der ihn Dienste anbot, und er trat nun seine erste Laufbahn als Lämmerhirt an. Durch kindische Spielereien, die einem Lamme und ihm beinahe das Leben gekostet hätten, verlohr er diesen ersten Dienst bald wieder. Bei seinem zweiten Dienste, als Hüter einer Heerde Truthähne, hatte er aus gleicher Ursache kein besseres Glück. Nach verschiedenen Abentheuern kam er nach Provins en Brie. Der Anblick einer kleinen Einsiedelei in der reizendsten Lage der Natur, und des Einsiedlers, eines ehrwürdigen Greises, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er in die Kapelle gieng, und Gott mit Inbrunst bat, ihm eine eben so ruhige Laufbahn zu eröffnen — ein Wunsch, dessen Erfüllung in der Folge gewährt wurde. Er wurde wieder Schäfer, fieng jetzt an, auf die Naturprodukte aufmerksam zu werden, gerieth aber mit dem gebieterischen, zanksüchtigen Weibe seines Schäferherrn in einen so harten Kampf, daß er seinen Dienst auf der Stelle aufgab, und das Gelübde that, nie wieder einem Weibe unterwürfig zu werden. Er

trat auch wirklich in der Folge keinen Dienst ohne die Bedingung an, daß er der Frau nicht gehorchen dürfe. Dies nöthigte ihn, in Kurzem sieben Herren nach einander zu dienen, bis er endlich ganz herrenlos wurde. Dieß letztere geschah gerade in dem harten Winter 1709.

Er wanderte weiter; unterwegs überfielen ihn die Kinderpocken, und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn ihn nicht ein armer Schäfer aufgenommen und ihm einen Platz in seinem Schäferstalle angewiesen hätte, wo er ihm keine andere Lagerstatt, als einen Haufen Mist, worinn er ihn während der Krankheit bis an den Hals verscharrte, und keine bessere Nahrung, als Wasser und schlechtes schwarzes Brod zu geben im Stande war. Duval überstand in dieser abscheulichen Lage die Blattern glücklich, und durch das thätige Mitleiden eines benachbarten Pfarrers ward er wieder hergestellt. Jetzt diente er wieder an verschiedenen Orten, lernte von einem Schäfer lesen, hielt sich dann einige Zeit bei einem Einsiedler auf, und kam von diesem in seinem 18ten Jahre in die Einsiedelei St. Anna eine halbe Stunde von Luneville, wo er bei den daselbst wohnenden vier Eremiten Viehhirte wurde. Seine heiße Wißbegierde sehnte sich nach Nahrung; er lernte schreiben, rechnen, stellte in den Wäldern astronomische Beobachtungen an, fieng allerlei Thiere, und kaufte sich von dem daraus gelößten Gelde Landkarten und Bücher, welche er mit einem grenzenlosen Eifer studirte, ohne sich durch die zahllosen Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, die ihm, in Ermangelung alles mündlichen Unterrichts, aufstießen.

Der Wald, in welchem Duval seine Kühe hüthete, war gewöhnlich seine Studirstube. Hier umgab ihn einst unvermuthet das Geleite der jungen Prinzen von Lothringen, und die Unterredung der Herren mit Duvaln endigte sich mit dem Vorschlage, ob er nicht bei den Jesuiten zu Pont-a-Mousson Unterricht nehmen wollte. Freudig nahm Duval von den Eremiten Abschied, und studirte nun mit einem seltenen Eifer hauptsächlich Geschichte, Geographie und Alterthümer. Diese glückliche Epoche für ihn ereignete sich im Mai 1717. Jetzt that er in seinem Studiren Riesenschritte, und schon im Jahr 1719 ernannte ihn der Herzog Leopold zu seinem Bibliothekar und Lehrer der Geschichte auf der hohen Schule zu Luneville, wohin sein Ruf eine Menge Engländer lockte. Er bekam Wohnung und Tafel bei Hofe, und der Herzog schätzte ihn auf eine sehr ausgezeichnete Weise. Indessen hatten die Zerstreuungen des Hofes keinen Einfluß auf sein Studiren; im Gegentheil bat er den Herzog, ihn von allem loszusagen, was bloße Ceremonie am Hofe ist. Der Herzog gewährte ihm seinen Wunsch, und ließ ihn oft rufen, da er sich dann stundenlang mit ihm unterhielt.

Im Jahr 1737 starb der Herzog Leopold, und sein Sohn Franz vertauschte Lothringen gegen das Großherzogthum Florenz. Duval gieng mit nach Florenz, und blieb Bibliothekar des Großherzogs. Als Franz sich nachher mit der Erbin des österreichischen Hauses Maria Theresia vermählte, nach Wien gieng, und dann deutscher Kaiser wurde, blieb Duval noch einige Jahre in Florenz und machte eine

Reise nach Rom und Neapel. Im Jahr 1748 aber ward er vom Kaiser Franz nach Wien berufen, und zum Aufseher über das große kaiserliche Medaillen-Kabinet ernannt. Hier wohnte er in der Burg, nicht weit von den Zimmern des Kaisers, zu welchem er die Woche einigemal gewöhnlich nach Tische gieng, um Münzen des Kabinets mit ihm zu ordnen und durchzugehen. Da saß Duval mit dem Kaiser, seiner Vorstellungen ungeachtet, an Einem Tische, und unter ihre Beschäftigungen mischten sich oft vertraute Gespräche, bei welchen Duval stets die größte Freimüthigkeit zeigte. Die Kaiserin kam selbst zuweilen, um an diesen Unterhaltungen Theil zu nehmen, da sie ein besonderes Vergnügen fand, Duvaln sprechen zu hören, dessen Geist in so vielen Rücksichten immer einen originellen Gang gieng.

Im Jahr 1752 unternahm er, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, eine Reise in sein Vaterland. Er besuchte seinen Geburtsort, kaufte das väterliche Häuschen wieder, das seine Schwester hatte verkaufen müssen, ließ ein schönes Haus aufbauen und schenkte es der Gemeinde zum Schulhause; und so stiftete er sein Andenken durch mehrere wohlthätige Handlungen. Nach seiner Rückkunft nach Wien fieng er auch seine vorige Lebensart wieder an und theilte seine Zeit zwischen seinen Büchern und seinen Freunden. Er lebte am kaiserlichen Hofe stets als Philosoph in der größten Simplicität und stets seinen Plan befolgend. Sein Gang war sehr nachlässig, und die Stellung seiner Beine war die eines Bauern. Seinen ländlichen Sitten treu küm-

merte er sich nie darum, durch eine schöne Außenseite zu gefallen. Seine ganze Kleidung entsprach vollkommen diesem Geschmacke an Einfalt. Eine runde Perücke mit nachlässigen Locken, ein Kleid von dunkelbraunem Tuche, ein Hemd von Hausleinwand mit grobem Kammertuche besetzt, schwarze wollene Strümpfe, Schuhe mit dicken Sohlen und eiserne Schnallen — dieß war sein Anzug, das ganze Jahr hindurch; und für ihn gab es keine Aenderung der Moden in der Welt. Im 60sten Jahre seines Lebens bekam er heftige Steinschmerzen. Er zweifelte an seiner Genesung, machte sein Testament, und zeichnete sich auch hier durch menschenfreundliche Handlungen aus. So gefährlich indessen sein Zustand war, so erholte er sich doch wieder, blieb aber schwach und kraftlos. Allein im folgenden Jahre befiel ihn ein Fieber, welches seinem Leben am 3ten Nov. 1775 ein Ende machte.

Erst mehrere Jahre nach seinem Tode wurde Duval Schriftsteller, da der Ritter Koch den vieljährigen Briefwechsel desselben mit einer russischen Dame, nebst einigen andern Aufsätzen und dem Leben desselben, drucken ließ. Beides ist verdeutscht worden, und verdient von jedem gelesen zu werden, der Sinn für die reizende Simplicität hat.

Der

Der vierte November.

Gest. Johann Nikolaus Götz.

Superintendent zu Winterburg.

Hagedorn war unter den deutschen Dichtern der erste, dem die Nachahmung jener Anmuth und Leichtigkeit glückte, die vorhin nur ein Eigenthum der französischen Sprache in der leichtern lyrischen Gattung zu seyn schien. Gleim, Jakobi und mehrere neue Dichter sind ihm darinn glücklich gefolgt; doch keiner vielleicht so glücklich, als der anmuthige Dichter Götz, dessen Todestag wir heute feiern. Er gehört zu den besten deutschen Dichtern in der leichten und gefälligen Manier, und vereint die feinste, sinnreichste Wendung der Gedanken mit der wohlklingendsten Versifikation. Was den meisten seiner Gedichte an Neuheit und Originalität der Erfindung abgeht, wird durch die Feinheit und selbst durch die Eigenthümlichkeit der Einkleidung reichlich ersetzt.

Johann Nikolaus Götz wurde im Jahr 1721 zu Worms geboren. Sein Vater war daselbst Prediger, starb aber schon, als der Knabe

kaum das achte Jahr erreicht hatte — ein desto schmerzlicher Verlust, da er noch acht andere Kinder hatte, die seiner fernern Leitung bedurft hätten. Indessen sammelte Johann Nikolaus auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die ersten Kenntnisse ein, und beschloß sich den Wissenschaften zu widmen, wozu er wirklich vorzügliche Talente äußerte. Um die Theologie zu studiren bezog er im Jahr 1739 die Universität Halle, und hörte daselbst, die Philosophie bei Wolf, Baumgarten und Meyer, und bei den beiden Michaelis, Vater und Sohn, über das Hebräische. Drittehalb Jahre lang gab er daneben, in der Schule des Waisenhauses, als ein sogenannter Präzeptor, Unterricht, welches die Zuflucht armer Studenten auf dieser Akademie zu seyn pflegt. — Hätten es wohl Franke und Spener jemals träumen können, daß aus diesem frommen Hause einst ein Dichter des Scherzes und der Liebe hervorgehen werde?

Ein guter Genius verschaffte Götze'n frühzeitig die Bekanntschaft Gleims und Uzens, die zu der nemlichen Zeit ihren juristischen Kursus in Halle absolvirten. Diese drei talentvollen Jünglinge schlossen einen festen Freundschaftsbund, und nährten ihren Geist durch das Studium der besten Muster des Geschmacks unter den Alten und Neuen. Ihr akademischer Aufenthalt fiel in den für die deutsche Literatur unvergeßlichen Zeitpunkt, wo die gesunde Kritik sich von Zürich aus über Deutschland verbreitete, und wo man anfieng, die deutsche Poesie, die bis dahin fast durchaus einer handwerksartigen Mei-

ſterſängerei geglichen hatte, mit beſſern Verſuchen zu bereichern. Gemeinſchaftlich mit Uz überſetzte Götz ſchon damals die Lieder des Anakreon, und ließ ſie in der Folge mit ſeinen Anmerkungen drucken.

Nach Verfluß der akademiſchen Jahre wurde Götz in die Cirkel der großen Welt verſetzt, und hier war es vornehmlich, wo ſich ſeine poetiſchen Talente ausbildeten. Auf Baumgartens Empfehlung wurde er im Jahr 1742 Hauslehrer und Hausprediger bei dem preußiſchen Obriſten und Kommandanten zu Emden, dem Freiherrn von Kalkreuter, deſſen Korreſpondenz er auch beſorgte. Hier konnte er aber das rauhere Klima von Oſtfriesland nicht vertragen, und hatte faſt immer das Fieber. Daher gab er im Jahr 1743 dieſe Station auf, und kehrte auf Anrathen der Aerzte wieder in ſeine Vaterſtadt Worms zurück. Doch bereiste er vorher erſt noch von Oſtfriesland aus die vornehmſten holländiſchen Städte. Im Frühjahr 1744 ward er von der Witwe des ehemaligen ſchwediſchen General-Gouverneurs, Grafen von Strahlenheim, als Hofmeiſter ihrer Söhne und Schloßprediger nach Forbach in Lothringen berufen, und er folgte dieſem Berufe, da er in ſüdliche Gegenden führte. Seine Zöglinge waren Offiziers, unter dem Regimente ihres Onkels, des franzöſiſchen Feldmarſchalls Grafen von Sparre. Daher hielt er ſich oft mit ihnen in dem Hauſe dieſes Herrn bei dem Regiment zu Saarlouis, Metz und Strasburg auf. Wahrſcheinlich ward hier der Grund

zu seiner Bekanntschaft und Vorliebe für die französische Literatur gelegt. Im Jahr 1746 gieng er mit seinen Untergebenen auf die Ritterakademie zu Luneville, wo er dem König Stanislaus vorgestellt ward, und den Voltaire persönlich kennen lernte. Im Jahr 1748 ward er Feldprediger beim Leibregiment der Königin Royal-Allemand, wo er dann abwechselnd in Nancy und in Toul zu predigen hatte. Als das Regiment 1748 einen Feldzug in die Niederlande machte, folgte er ihm dahin. Nachdem in diesem Jahre der Friede geschlossen worden, bereiste er in Gesellschaft mehrerer Offiziers seines Regiments die vornehmsten Städte in den Niederlanden. Als er zu Saint-Avolt in den Winterquartieren lag, ernannte ihn der Herzog von Zweybrücken zum Pfarrer in Hornbach, einem der Residenz nahe liegenden Städtchen. Im Jahr 1761 kam er als Prediger nach Winterburg, und als 1776 die hintere Grafschaft Sponheim zwischen Baden und Zweybrücken abgetheilt ward, wurde er badischer Superintendent zu Winterburg. Am ersten Osterfeiertage 1781 ward er von einem Schlagfluß befallen. Nach acht Wochen war er so weit wieder hergestellt, daß er einen leidlichen Sommer durchlebte, aber gegen den Herbst kam ein wiederholter Anfall, der ihm die Sprache raubte, und ein vierter machte nach wenig Tagen seinem Leben ein Ende. Er hinterließ mehrere Söhne; von welchen der eine, Gottlieb Christian, Buchhändler in Mannheim (gestorben im Jahr 1803), der Biograph seines Vaters und Herausgeber seiner Gedichte geworden ist.

Von seinen frühesten poetischen Versuchen machte Götz einen Theil, als einen Anhang zu der schon erwähnten Uebersetzung des Anakreon (1746) bekannt. Allein in der zweiten Ausgabe dieses verdeutschten Anakreon (1760) ließ er diese eigenen Gedichte wieder weg. Die Uebersetzung der griechischen Lieder selbst gehört ihm und Uzen gemeinschaftlich, aber die Anmerkungen, in welchen er die Schönheiten des Dichters zu erklären sucht, gehören ihm allein zu. Eine Sammlung seiner eigenen Gedichte gab er 1750 unter der Aufschrift: Gedichte eines Wormsers heraus, denn Götz wollte nicht gern als Verfasser fröhlicher und scherzhafter Gedichte bekannt seyn, weil er besorgte, sie möchten ihm, als einem Geistlichen, bei geschmacklosen Amtsbrüdern und frömmelnden Laien Verdruß zuziehen. Alle seine Gedichte pflegte er, vor der Bekanntmachung, seinem kritischen Freunde Ramler zu senden, und seine Verbesserungen sorgfältig zu benutzen. Dieser berühmte Dichter und Kunstrichter war es auch, der das Publikum auf Götzen, als einen eleganten und gefühlvollen Dichter, wiewohl ohne Nennung seines Namens, zuerst aufmerksam gemacht hat, indem er verschiedene Idyllen und Lieder von ihm in seinen Batteux, in die Lieder der Deutschen, und hernach in seine lyrische Blumenlese aufnahm; in der letztern stehen über 130 götzische Lieder. Erst nach des Dichters Tode wurde sein ganzer poetischer Nachlaß, nachdem er noch einmal Ramlers bessernde Hand erfahren hatte, 1785 in drei Bändchen zusammen gedruckt. Diese Samm-

lung enthält Lieder, Elegien, Idyllen, Erzählungen und Sinngedichte.

Götze scheint sich vornehmlich nach den Franzosen gebildet zu haben, ja keine geringe Anzahl seiner lyrischen und epigrammatischen Stücke besteht in freien Nachahmungen französischer Muster. Die Nachahmung ist aber so wenig sklavisch, die Ausbildung so eigen, und der Ausdruck von so bewundernswürdiger Leichtigkeit, daß Götzens Muse von ihrem originalen Ansehen nicht das mindeste verliert. In den meisten Liedern athmet sanftes Gefühl und die lauterste Fröhlichkeit, feiner Geist und wollüstige Weichheit; alle scheinen Wort für Wort flüchtig hingeworfen, und doch sind weit die mehrern sorgfältig vollendet, in der wärmsten, blühendsten, nur selten zu blumenreichen Sprache. Mit gleicher Feinheit weiß dieser Dichter zu spotten, so wie zu loben. Sein Satyr schneidet keine Gesichter, und schlägt auch nie ein gellendes Hohngelächter auf. Schalkhaft lächelnd gewinnt er zuweilen sogar dem Belachten ein Mitlächeln ab. Manche schöne Wahrheit, manche feine Bemerkung giebt er uns entweder nebenbei zum Gewinn, oder er macht sie zu seinem eigentlichen Zwecke. Je vortrefflicher die meisten seiner Gedichte sind, desto leichter wird man auch die freilich einzelnen mittelmäßigen, bald zu prosaischen, bald zu gekünstelten, vermuthlich bloße Gesellschaftsstücke, mitlaufen lassen.

Der fünfte November.

Geb. Ludwig.

Prinz von Preußen.

Es ist eine eigene schöne Empfindung für den patriotischen Einwohner eines größern oder kleinern Landes, wenn in der Gallerie seiner Fürsten sein Blick auf einem verweilen kann, von dem die ganze Nation einstimmig sagt, daß er ihrer vollen Liebe und Achtung würdig war; dessen Andenken zwar nicht prächtige Denkmähler, oft von dem Schweiße der Unterthanen nach seinem Tode erbaut, oder bezahlte Lobredner feiern; aber dessen Name dagegen mit unauslöschlichen Zügen der Liebe in dem Herzen des Patrioten eingegraben ist. In einer solchen Gallerie verdient das Bild des Prinzen Ludwig aufgestellt zu werden, der zum Bedauern aller, die ihn kannten, in der Blüthe seiner Jahre ins Grab sank.

Er war der Bruder des jeßt regierenden Königs von Preußen, und wurde im Jahr 1773 geboren. Von seiner Kindheit an beobachtete man

viele Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Geistes an ihm, so wie eine gewisse Innigkeit und Herzlichkeit, die er vorzüglich gegen seine Aeltern und gegen seinen Bruder, den jetzigen König, äußerte. Auch bemerkte man von seiner ersten Jugend an in ihm die herrlichsten Keime und Anlagen; er faßte eben so leicht, als er das einmal Gefaßte behielt, und weiter bearbeitete. Seine rege, immer lebhafte Einbildungskraft wußte sich jeden interessanten Gegenstand von den verschiedendsten Seiten vorzustellen, und dadurch gewissermassen immer neu zu erhalten. Vorzüglich fand er an der Geschichte, der schönen Wissenschaften und der Naturlehre Vergnügen, in denen er auch nicht unbeträchtliche Fortschritte machte; außerdem studirte er Sprachen, Geographie und in der Folge Mathematik. Man soll selbst mehrere wissenschaftliche Aufsätze, die er in spätern Jahren bearbeitet, und von denen einige noch unvollendet gewesen, bei seinem Tode in seinem Pult gefunden haben. Vermöge der Lebhaftigkeit seines Temperaments war er ein großer Freund von gymnastischen Uebungen, bei denen er sich stets durch Unerschrockenheit auszeichnete. Wohlthätigkeit war ein Hauptzug in dem Charakter dieses Prinzen. Als ihm die Königin, seine Mutter, den ersten harten Thaler zum freien Gebrauch gab, schenkte er ihn einem armen kranken Manne, und ließ ihm seine fernere Unterstützung zusichern.

Alle preußischen Prinzen widmen sich dem Kriegsstande; der Pflicht, ihren König, ihr Vaterland zu schützen; für beide gegen die Anfälle der Feinde

zu fechten, und dem allgemeinen Wohl, Leben und Blut zu opfern. Sie ehren den Stand der Beschützer des Vaterlandes durch ihren Heldenmuth und ihre Unerschrockenheit bei Gefahren; sie gereichen ihm zur Zierde durch Gerechtigkeitsliebe und Humanität, durch Kaltblütigkeit und überlegende Klugheit. Auch Prinz Ludwig war in dieser Hinsicht ein musterhaftes Beispiel. Er schätzte den Soldaten, behandelte ihn gerecht, und munterte seinen Muth durch eigenen persönlichen Muth, durch Tapferkeit und Klugheit auf, aber er war auch sein unerbittlicher Richter, wenn er statt gegen den Feind zu fechten, eine Geisel der Unbewaffneten werden, und durch ein unwürdiges Betragen seinem Stande zur Unehre gereichen wollte. Einen Beweis von seinem Heldenmuthe mag folgendes Beispiel geben.

Als der Herzog von Braunschweig am 23sten März 1793 über den Rhein gieng, und den französischen General Custine bis in den Bienenwald zurückschlug, wurde der Prinz Ludwig beordert, mit dem Regiment Ansbach-Bayreuth nach Worms zu marschiren, wohin er sich auch den 28sten März mit zwei Eskadrons von Alsheim aus in den Marsch setzte. Als er hinter Mettenheim kam, wurde er eine etwa 1000 Mann starke Kolonne Franzosen gewahr, die ihren Marsch nach Rheintürkheim auf der Chaussee von Mainz nehmen wollten. Sie erblickten die Preußen, ließen sich aber, da es nur zwei Eskadrons waren, in ihrem Marsch nicht aufhalten. Der Prinz, dessen militairisches Auge gleich das Terrain überlegte, ließ die Kolonne bis auf die

Plaine bei dem Wiedertäuferhof hervor marschiren. Nun sagte er: „Burschen, es ist Zeit, wer ein braver Kerl ist, der folgt.“ Er setzte sich an die Spitze der Eskadrons, und machte einen Choc. Wie er dem Feind bis auf 100 Schritte nahe gekommen war, bekam er eine feindliche kleine Gewehrsalve. Aber noch ehe diese wieder geladen hatte, hieb der Prinz mit beiden Eskadrons in selbigen ein, und sprengte ihn aus einander. An hundert Mann wurden niedergehauen, 900 zu Kriegsgefangenen gemacht, und die Kriegskasse nebst einigen Kanonen erbeutet.

Wie der König diese tapfere That erfuhr, ernannte er ihn sogleich zum Obersten. Als der Prinz zurückkam und noch ganz müde war, hörte er, daß ein Korps von 6000 Mann Kavallerie und Infanterie einen Anfall aufs Hauptquartier mache. Der Gedanke, sein König und sein Vater sey in Gefahr, gab seinen ermüdeten Gliedern und seinen abgespannten Nerven, auf einmal wieder neue Schwungkraft. Er setzte sich auf und jagte mit den Dragonern dem Ort der vermeintlichen Gefahr zu. Der Feind war indessen nicht so weit gekommen, sondern schon im Zurückweichen begriffen. Aber auch auf diesem that er ihm noch vielen Schaden. — Auch in der Schlacht bei Seelze, welche den 6. Jun. 1794 gegen Koszinsko geliefert wurde, war der verstorbene König mit den Maasregeln des Prinzen, und der geschickten Ausführung derselben so zufrieden, daß er ihn auf dem Schlachtfelde sogleich zum Generalmajor ernannte, und ihm die Freude gewährte, sich diese Stelle, so wie die

bis dahin begleitete, einzig durch eine ausgezeichnete Tapferkeit und rühmliche Entschlossenheit verdient zu haben.

Am 26sten Dezember 1793 vermählte sich Ludwig mit der Prinzessin Friedrike Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz. Daß diese Ehe glücklich war, daß Einigkeit, Liebe und Zärtlichkeit stets zwischen dem hohen Paare herrschte, ist allgemein bekannt gewesen. Ja es ist gewiß, daß ihr musterhaftes Beispiel und ihr stets würdiges Betragen, Einfachheit und häusliche Freuden in manche Familien eingeführt haben, wo beide sonst nicht zum Tone gehörten.

Im Sommer 1795 wurde der Prinz zum Koadjutor der Johanniter-Maltheser-Ordens-Balley Brandenburg ernannt, und vom Prinz Ferdinand von Preußen zu Sonnenburg feierlich zum Ritter geschlagen, und als solcher eingeführt. Lebhaft war die Freude über diese Wahl bei allen Rittern; der Orden rechnete es sich zur Zierde, ein so würdiges Mitglied erhalten zu haben, und so frohe Aussichten in die Zukunft eröffnet zu sehen. Leider wollte es aber das Schicksal, daß diese Wünsche nicht in Erfüllung gehen sollten. Nach einer vierwöchentlichen Krankheit wurde der Prinz am 28sten Dezember 1796 der Menschheit, die so viel von ihm erwarten konnte, viel zu früh entrissen.

Wohlthätigkeit war ein Hauptzug in dem Charakter dieses edlen Prinzen. Man kann mit Recht sagen, Prinz Ludwig entbehrte, zog sich selbst an Bequemlichkeiten ab, um nur die Armuth nicht wei-

nen zu lassen. Ungeachtet seiner vielen Wohlthaten übertrat er aber nie seinen Etat, der jährlich aus 12,000 Thaler Schatullengeldern bestand, so daß nach seinem Tode noch mehrere Gelder in seiner Schatulle vorhanden waren, ohne daß er irgend einige Schulden gehabt hätte. Sein Regiment liebte er vorzüglich, das seine Liebe auch redlich erwiederte, und er gab nicht nur mehrere beträchtliche Zulagen, sondern nahm sich als wahrer Vater der Kranken, der Invaliden, der Witwen und Waisen desselben an. Er verließ sich nie auf andere, gab nie den Einredungen seiner Vertrauten alleiniges Gehör, sondern sah stets mit eigenen Augen, und urtheilte erst, wenn er eine Sache selbst untersucht, und sich von der wahren Lage der Dinge gehörig unterrichtet hatte. Als einst eine Witwe von einem Bedienten abgewiesen wurde, und dieß der Prinz erfuhr, so sagte er: „Nein, das darf nicht seyn, daß sich irgend einer meiner Bedienten unterstehe, jemand den Vortritt zu mir zu versagen. Auch von dem Aermsten und Geringsten will ich mich stets sprechen lassen, und kann ich ihn nicht erhören, so will ich es ihm schon selbst sagen, ohne desfalls einem meiner Bedienten ein solches Recht einzuräumen.“

Der sechste November.

Gest. Georg Benda.

Kapell-Direktor in Gotha.

Einer der ersten Tonsetzer aller Zeiten! So lange wahrer Ausdruck, verbunden mit der edelsten Melodie und reinsten Harmonie die größten Vorzüge eines Komponisten für den Gesang ausmachen, und geschätzt werden, so lange wird man Benda's Arbeiten mit Entzücken hören. Er ist im Kirchen- im dramatischen und Kammerstyle gleich vortrefflich, gründlich ohne pedantische Genauigkeit, hoch und niedrig, ernst und witzig; seine melodischen Gänge schmeicheln jedem gebildeten Ohr, nur blickt zuweilen die ängstliche Miene des Künstlers durch. Seine Recitative und Chöre sind beinahe der Gipfel der Kunst. Hang zur süßen Schwermuth war sein Hauptcharakter; daher ihm Stellen dieser Art vor allem gelingen; das Entsetzliche und Schauervolle aber lag nicht ganz in seiner Seele. Sein Kolorit ist lieblich und warm, wie sein Herz. Auch das Naive gelingt ihm ausnehmend, das Groteskkomische nie. Den Gesang hat er mit großer Kraft und Wir-

kung studirt. Er war der erste, der die musikalischen oder deklamatorischen Dramen, welche unter dem Namen Melodram berühmt wurden, in Aufnahme brachte, und die Sprache des Schauspielers durch seine Zaubermelodien hob. Seine Meisterstücke dieser Art waren Medea und Ariadne auf Naxos. Die von ihm vorhandenen Kantaten bewiesen, wie stark er im kirchlichen Pathos war. Unter seinen weltlichen Kantaten reißt Kleists Lalage zum Entzücken hin. Auch seine Klavierstücke sind trefflich gerathen und lehren, daß sein großer Geist in verschiedenen Stücken mit Glück arbeitete.

Georg Benda war ums Jahr 1721 oder 22 zu Jungbunzlau in Böhmen geboren. Sein Vater, ein Leinweber, spielte ein wenig auf der Hoboe, der Sackpfeife und dem Hackbret, hielt auch seine Kinder zu dieser Kunst an, und wurde der Stammvater eines berühmten musikalischen Geschlechts. Friedrich der Große nahm die ganze Familie im Jahr 1742 nach Berlin, ließ den Kindern musikalischen Unterricht ertheilen, und zog Georgen als Violinisten zur Kammermusik. Er excellirte damals besonders auf der Hoboe, und verrieth vorzügliche Anlagen zur Komposition, die sich ohne eigentlichen Unterricht ausbildeten.

Im Jahr 1748 kam er als Kapellmeister in Gothaische Dienste, und komponirte mehrere Jahrgänge von Kirchenstücken, Messen, Passionsmusiken, auch Sinfonien, die den allgemeinsten Beifall fanden. Schon war sein Ruhm, besonders als gründlicher Kirchenkomponist, in ganz Deutschland verbreitet, als er im Jahr 1765 auf Kosten seines Fürsten eine Reise

nach Italien machte, welche seinem musikalischen Geschmacke Umfang und Vielseitigkeit gab, und die glänzendste Epoche seines Ruhms vorbereitete, den er durch Arbeiten für das Theater erhielt. Er wurde nach seiner Rückkunst mit erhöhetem Range zum Kapelldirektor ernannt, und trat endlich im Jahr 1774 mit seiner Ariadne hervor, einem musikalischen Meisterstücke, das in seiner Art Epoche machte. Eine so ächt genialische Musik war in den Mauern deutscher Schauspielhäuser noch nicht erschollen. Ganz Deutschland weiß auch, welche allgemeine, im deutschen Publikum bis dahin unerhörte Wirkung sie von Wien bis Hamburg, von Berlin bis Mannheim und auf allen großen und kleinen Theatern hervorbrachte. Das Genie des aufgemunterten Künstlers ergoß sich nun einige Jahre lang in einer Reihe schöner Stücke. Medea, der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzhauer, Pygmalien und das tatarische Gesetz folgten schnell auf einander.

Aus Unmuth über seinen Nebenbuhler in Gotha, Schweizer, den Komponisten der Wielandschen Alceste, legte Benda 1778 seine Stelle am gothaischen Hofe nieder, und gieng nach Hamburg, wo ihn Schröder unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Musikdirektor beim Theater engagirte; seine einzige Tochter und ein jüngerer Sohn folgten ihm, und wurden Mitglieder des Theaters. Nach einiger Zeit behagte ihm auch diese Lage nicht mehr; er verließ Hamburg und gieng nach Wien, wo er mit Beifall eine große musikalische Akademie gab,

und mit gefüllter Börse wieder nach Gotha kam. Sein Ansuchen um eine Pension wurde erfüllt, er gieng nun in die Einsamkeit nach Georgenthal, und fieng an seine vermischten Klavierstücke zu sammeln und herauszugeben. Eine Einladung nach Paris, um seine Ariadne aufzuführen, unterbrach im Jahr 1781 sein einsames Leben, doch bald kehrte er zu demselben zurück, und hielt sich in Ohrdruff, Ronneburg und zuletzt in Köstritz auf.

Seine letzte musikalische Arbeit, die er ums Jahr 1790 komponirte, war eine Kantate: Benda's Klagen, und von der Zeit an war sein Sinn für Musik so abgestumpft, daß er erklärte: jede geringe Wiesenblume gewähre ihm jetzt mehr Vergnügen, als alle Musik. Täglich gieng er ganz allein in den reizenden Gegenden um Köstritz spazieren, wanderte mit dem früheſten Morgen aus, und weder Hitze noch Regen hielten ihn von sehr starker Bewegung ab. Oft gieng er nach der einige Stunden entfernten Stadt Gera, zu einem Thore hinein, zum andern wieder heraus, ohne irgend jemand dort zu sprechen. Hieher gieng er vorzüglich oft an Posttagen, um dort so schnell als möglich die Zeitungen zu lesen; denn er nahm an den außerordentlichen Weltbegebenheiten, und besonders an dem Schicksale der Franzosen, sehr warmen Antheil. Im Gegentheil vermied er alles Zusammentreffen mit allen, die ihm begegneten oder etwa sprechen konnten; dann gieng er gleich den nächsten Seitenweg, oder queer über eine Wiese. Das letzte Jahr war er sehr kränklich und lange bettlägrig, und 1795 starb er, ungefähr 73 Jahr alt.

Benda besaß keine eigentliche gelehrte Bildung. Indessen hatte er es durch eigene Uebung im Lateinischen so weit gebracht, daß er viele Stellen des Virgil und Horaz hinlänglich verstand, und durch glücklich angebrachte Sentenzen noch mehr zu wissen schien, als er wirklich wußte. Französisch und Italienisch las er, und wußte sich in diesen beiden Sprachen auch mündlich gut auszudrücken. Deutsch sprach er, den böhmischen Dialekt abgerechnet, sehr gut; noch besser, und wirklich sententiös war sein Ausdruck im Schreiben. Er hatte einen treffenden Witz, und sagte oft sehr bedeutende Sachen auf seine ganz eigene Art. Er hatte einen Hang zu metaphysischen Spekulationen nach seiner Weise. Voltaire und Rousseau waren seine Lieblingsschriftsteller. Er war ein Skeptiker, aber über seine philosophischen und theologischen Meinungen ziemlich verschlossen. Auf allen seinen einsamen Spaziergängen dachte er über dergleichen Materien, selbst oft, wenn er einen oder mehrere Gesellschafter neben sich hatte, die er zuweilen gänzlich vergaß, und sich wunderte, beim Erwachen aus seinen Träumereien sie neben sich zu sehen. Untersuchungen darüber machten in spätern Jahren noch den Inhalt seiner Briefe an Freunde aus. Die Lehre von Unsterblichkeit existirte nach seinen Ideen aus Eigennutz der Menschen, und er hielt sie für einen süssen Traum.

Wohlthätigkeit und menschenfreundliche Milde waren Hauptzüge seines sittlichen Charakters. Nicht zufrieden, beinahe jedem Armen, der ihn um eine

Gabe hat, zu befriedigen, redete er oft auf einsamen Spaziergängen die Dürftigscheinenden an, fragte nach ihrer Lage und spendete dann nach Kräften. Seine Kinder liebte er, aber ihre Erziehung und Bildung überließ er fast ganz dem Zufalle. Nur zu oft versäumte er jene Pflichten, die zur Begründung eines ordentlichen Hauswesens nothwendig sind. Auffallend und charakteristisch war seine große Zerstreuung und Vergeßlichkeit, wovon viele komische Anekdoten erzählt werden. Sicher ist es, daß er einst mit der Kleiderbürste statt des platten Huthes unter dem Arm zur Musik an den Hof kam; daß er einmal mit einem weißen und schwarzen Strumpfe ausgegangen seyn würde, wenn ihn seine Frau nicht noch zurück gerufen hätte; und daß er ein anderesmal Abends beim Nachhausegehen gedankenvoll in ein Haus gerieth, wo er vorher gewohnt hatte, und eben sich in der Stube aller Bequemlichkeiten bedienen wollte, als die jetzigen Bewohner herein traten, und sich über die unvermuthete Erscheinung wunderten.

Der siebente November.

Geb. Ludwig Andr. Graf von Khevenhüller.

Kaiserlich-Königlicher General-Feldmarschall.

Khevenhüller war zu Linz in Oesterreich ob der Ens im Jahr 1683 geboren. Sein Vater war Franz Christoph, kaiserlicher Oberjägermeister, und sein Großvater Franz Christoph der ältere, kaiserlicher wirklicher Staats- und Konferenzminister, und gewesener Abgesandter in Spanien, der sich unter den Gelehrten durch seine Annales Ferdinandeos sehr berühmt machte, und sich durch seine großen Geschäfte als Gesandter viele Verdienste um das Haus Oesterreich erwarb.

Ludwig Andreas verlohr schon im 5ten Jahre seinen Vater. Er fühlte Neigung zum Militairdienste, gieng früh ins Feld, wahrscheinlich im spanischen Successionskriege, kam bald unter die nähere Aufsicht des großen Eugens, und wurde in der Folge Obrist und Kommandant des Prinz Eugenschen Dragoner-Regiments, welches ihm die beste Gelegenheit gab, den Unterricht dieses großen Feld-

herrn zu benutzen. Die erste Gelegenheit seinen Namen im Felde bekannt zu machen, gab der Türkenkrieg, welcher im Jahr 1716 in Ungarn seinen Anfang nahm. Er wohnte als Obrist allen Feldzügen in demselben bei, und befand sich sowohl in den Schlachten bei Peterwardein und Belgrad, als auch in den Belagerungen der Festungen Temeswar und Belgrad. Eugen sandte ihn mit der frohen Nachricht von dem großen Siege bei Peterwardein in die kaiserliche Residenz. Nach dem Tode des tapfern Locatelli wurde er Kommandant von Esseg, und während der Ruhe des Friedens beschäftigte er sich mit Verfertigung seiner Kommentarien für den Kavalleriedienst, die er in der Folge zum Gebrauch seines Dragoner-Regiments drucken ließ.

Der Tod Augusts II, Königs von Pohlen, erregte einen neuen Krieg. Frankreich, das sich schon lange dazu gerüstet hatte, drang 1733 mit zwei mächtigen Armeen vor, von denen die eine am Rhein, die andere in Italien marschirte. Diese machte so schnelle Vorschritte, daß sie sich die ganze Lombardie unterwarf. Im folgenden Jahre kamen einige deutsche Regimenter unter dem Kommando Florimund und Mercy an, denen Khevenhüller als Feldmarschall-Lieutenant beigefügt wurde. Er wohnte folglich der Schlacht bei Parma, wo Mercy umkam, dem Handgemenge bei Guistello, und jenem mörderischen Treffen bei Guastalla mit vorzüglicher Tapferkeit bei. Hierauf wurde er zum kommandirenden General der Kavallerie und endlich zum Nachfolger Königseggs ernannt.

Indessen bemächtigten sich die Spanier im untern Italien der Königreiche Neapel und Sicilien, und nachdem sie sich mit den Franzosen und Sardiniern vereinigt, und also die 24,000 Oesterreicher mit einer 70,000 Mann starken Armee geschreckt hatten, wollten sie den Feldmarschall Königsegg aufreiben, oder ihm den Rückweg nach Tyrol versperren, und ihn endlich so einschließen, daß er sich ergeben müßte. Aber sie verfehlten ihr Ziel. Königsegg wußte ihren Schlingen zu entgehen, kam unbeschädigt in Tyrol an, übergab Khevenhüllern die gerettete Armee, und gieng nach Wien. Um diese Vereitlung zu ahnden, drangen sie mit einem Theil der Armee beherzt ins Tyrol ein. Aber Khevenhüller hatte so kluge Vorkehrungen getroffen, daß die Feinde, wo sie immer durchzudringen versuchten, ihren unvermeidlichen Tod fanden. So pochte der Feind immer an der Pforte Deutschlands, und wurde nicht eingelassen. Die Franzosen eilten, als die kalte Witterung herannahte, nach den Winterquartieren ins Mayländische zurück, und die Spanier wurden mit Verlust von den Oesterreichern bis nach Hetrurien zurückgejagt. So gab Khevenhüller durch seine klugen Anstalten der Lage der Dinge in Italien eine günstigere Wendung. Ueber den spanischen Heerführer Montemar, welcher Mantua nehmen wollte, fiel er wie ein reißender Strom her, der alles vertilgte, was ihm entgegen war. Endlich kam es zum Waffenstillstand, und Khevenhüller hatte ein ganzes Jahr Arbeit, bis die französischen, sardinischen und spanischen Truppen die Lombardie und Hetrurien, den Verträgen gemäß, räumten.

Nach Eugens Tode erhielt Khevenhüller die Vicepräsidentenstelle im Kriegsrath, und 1737 wurde er Gouverneur von Slavonien, geheimer Rath, und Generalfeldmarschall. In dieser Würde führte er die Kavallerie gegen die Türken in Ungarn an. Graf Seckendorf war General en Chef; er konnte sich aber mit ihm nicht vertragen, besonders als der Befehl des Grafen ihn gehindert hatte, Widdin, das er seit dem 14ten August belagerte, zu erobern. Er mußte am 9ten September die Belagerung aufheben, da alle Hoffnung da war, daß nach wenig Tagen die Uebergabe erfolgt wäre. Der unglückliche Ausgang dieses Feldzuges hatte die Ungnade des Grafen von Seckendorf zur Folge, er wurde zurückberufen, verhaftet und zur Verantwortung gezogen; Khevenhüllern drückte keine Schuld, er wurde gnädig empfangen und gerühmt. Im Jahr 1738 bekam er eine zeitlang, da Königsegg von der Armee abgegangen war, das Oberkommando. Stete Wachsamkeit hinderte den Feind, etwas zu schaden; er zog sich vielmehr zurück, und verließ verschiedene Orte, daß die kaiserliche Armee ungehindert die Winterquartiere beziehen konnte. In der Folge gieng Khevenhüller wieder nach Wien, und arbeitete im Kabinet.

Nach dem Tode Kaiser Karls VI, da die Feinde in das Erbtheil Marien Theresiens einfielen, und das unbereitete Wien zu belagern im Sinne hatten, mußte Khevenhüller alle Gegenanstalten treffen, um die Stadt, so viel es die Zeit erlaubte, bestmöglichst zu befestigen. Dieß schreckte

die Feinde. Sie hielten sich davon entfernt, nahmen ihre Winterquartiere in Böhmen, und ließen zur Bedeckung Oberösterreichs ein starkes Korps zurück. Man fieng nun an freier zu athmen. Khevenhüller wurde zu Marien Theresien nach Presburg gerufen, und — von der Monarchin zu Rathe gezogen — ordnete er jenen berühmten Zug an, der ihm so viel Ruhm, und den Waffen der bedrängten Kaiserin so viel Glück brachte. Bald darauf kamen die Regimenter aus Italien an, welche mit den schaarenweise sich herzu drängenden Ungarn eine Armee von 22,000 Mann bildeten, die Khevenhüller kommandirte, und die er zur rauhesten Winterszeit nach Oberösterreich führte. Schon am 23sten Januar eroberte er Linz, wo 10,000 Baiern und Franzosen lagen, und am 25sten Passau. Nun stand den ungarischen Truppen ganz Baiern offen. Noch in diesem Monat waren schon Braunau und Burghausen besetzt, und in Kurzem befand sich ganz Baiern in kaiserlicher Gewalt. Es wurden große Kontributionen eingetrieben, und überall so aufgeräumt, daß die nachkommenden Völker nichts finden sollten. Khevenhüller rückte fast an eben dem Tage in München ein, als der Churfürst von Baiern zu Frankfurt zum Kaiser gekrönt, und sein Feldmarschall Thöring bei Mayenburg zum zweitenmal geschlagen wurde.

Das Frohlocken in Wien über dieses glänzende Waffenglück war unaussprechlich. Maria Theresia nannte Khevenhüllern ihren Erretter, und sandte ihm das empfindungsvolleste Dankschrei-

ben mit ihrem und des jungen Erzherzogs Bildniß. Nicht lange nachher erhielt er von der Monarchin, mit einem vortrefflichen lateinischen Schreiben, 150,000 Dukaten, um sie bei der Armee nach Verdienst auszutheilen. Als endlich Kaiser Karl VII um Frieden bat, räumte ihm Maria Theresia Baiern sammt allen Städten wieder ein, und Khevenhüller führte seine siegreichen Truppen an den Rhein, wollte darüber setzen, als ihm aber Gegenbefehl kam, vertheilte er sie in die Winterquartiere, und reiste nach Wien. Hier wurde er von den festlichen Aufrufen des Volks empfangen, von der Königin aber unter die Ritter des goldenen Vließes aufgenommen. Bald darauf wurde er von einer Lungen- und Brustbeschwerung überfallen, welche am 26sten Jan. 1744 seinen Tod zur Folge hatte.— „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthanen und einen Beschützer, den Gott allein belohnen kann", sagte Maria Theresia bei der Nachricht von seinem Hinscheiden. Ganz Wien trauerte über seinen Verlust, denn jedermann schätzte und liebte ihn. Vorzüglich hatte er sich bei den Soldaten ein großes Zutrauen erworben; sie nannten ihn den zweiten Eugen und pflegten zu sagen: Wenn sie Khevenhüllern zum Anführer hätten, fürchteten sie keine Gefahr.

Der achte November.

Gest. Heinrich Braun.

Baierischer geistlicher Rath.

Man braucht kein Denker wie Kant, kein Dichter wie Klopstock zu seyn, um den Namen eines verdienstvollen Gelehrten zu erwerben. Das war Braun, geboren zu Troßburg im Rentamt Burghausen in Baiern am 17ten März 1732. Die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse sammelte er bei den Benediktinern in Salzburg, wo er die Magisterwürde erhielt und darauf ein Jahr lang die geistlichen Rechte studirte. In einem Alter von 18 Jahren trat er in das Benediktinerkloster Tegernsee, und als sein Probejahr vorüber war, studirte er die Theologie in dem Kloster Rott. Dann wurde er als Lehrer der schönen Wissenschaften nach Freysing geschickt, und als er drei Jahre darauf in sein Kloster zurück kam, ernannte man ihn zum Bibliothekar und Professor der Theologie.

Braun machte sich frühzeitig durch Ausgaben einiger Klassiker vortheilhaft bekannt, und als im Jahre 1765 unter Maximilians Josephs Regierung, in Baiern für die wahre nützliche Gelehrsamkeit die schönste Morgenröthe eintrat, so wurde er zum Mitgliede

der baierischen Akademie ernannt, und als öffentlicher Lehrer der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst in München angestellt. Um es seinen Zuhörern so wenig an Mustern als Anleitungen fehlen zu lassen, gab er in kurzer Zeit eine deutsche Sprachkunst, ein orthographisches Wörterbuch, eine Anleitung zur deutschen Dicht- und Versekunst, eine Anleitung zur deutschen Redekunst, eine Sammlung von guten Mustern in der deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst in acht Bändchen, Muster der geistlichen Beredsamkeit, Briefe, und Versuche in prosaischen Fabeln heraus. Durch diese Bemühungen sammelte sich Braun wahre Verdienste um sein Vaterland, denn sein mündlicher Vortrag kam seinen gedruckten Anweisungen überall zu Hülfe. Man gieng nie aus, seine Vorlesungen zu hören, ohne mit einer gewissen Wärme und Liebe für das, was er sagte, erfüllt zu werden, und ohne eifriger und fleißiger nach Haus zu kommen. Er deklamirte nicht, sondern redete, und hatte darinn seinen eigenen gesellschaftlichen, vertraulichen und Vertrauen erweckenden Ton. Er ließ sich oft unterbrechen, ja er gab Gelegenheit dazu, um mit seinen Zuhörern unmittelbar reden zu können. Die besten deutschen Schriften verbreitete er mit allem Eifer, und erweckte einen allgemeinen Eifer für die Wissenschaften, die er einführen wollte. Dabei verrieth er nicht das Geringste von einiger Anmaßung, sondern war äußerst freundlich und zuvorkommend. Der Churfürst belohnte seine Verdienste durch ein Kanonikat und ernannte ihn 1768 zum frequentirenden geistlichen Rath.

Wenn Aufklärung und Sittlichkeit in einem Lande gedeihen sollen, so muß man vor allem an die Ver-

besserung der deutschen Schulen in den Städten und auf dem Lande Hand anlegen. Dieser Gedanke stund lebendig vor Braun's Seele, darum ließ er 1770 einen Plan zu einer neuen Schuleinrichtung in Baiern drucken, und versah die Schulen mit bessern Lehrbüchern. Er selbst fieng, auf fürstlichen Geheiß, die Verbesserung der Schulen von der Hauptstadt an, und gab der Hauptschule zu U. L. F. in München eine Einrichtung, daß sie andern Schulen zur Norm dienen konnte. Wenn er von den Schullehrern Amtseifer und Kenntnisse forderte, so gab er sich auch alle ordentliche Mühe, einen Schulfond ausfündig zu machen, und den Schullehrern nicht nur ein verhältnißmäßigeres Einkommen, sondern auch die ihrem ehrenvollen und wichtigen Amte schuldige Achtung zu verschaffen. Die Schulbücher mußten in allen Schulen des Landes anfangs unentgeldlich ausgetheilt werden, fleißige Schüler erhielten Prämien, es wurden Schulaufseher angeordnet — kurz, Braun war rastlos bemüht, das Schulwesen in Aufnahme zu bringen.

Auch verdienstvolle Männer haben ihre schwachen Seiten, und verlieren öfters um einer Kleinigkeit willen ihren Gleichmuth. Braun empfand es sehr übel, daß ihm bei der Direktion des Schulwesens im Jahr 1772 ein Gehülfe zugegeben wurde, mit dem er den Ruhm als Reformator des Schulwesens in Baiern theilen sollte. Es entstanden Rangstreitigkeiten, und da Braun es erleben mußte, daß ihm die linke Seite angewiesen wurde, so bat er um seine Entlassung und — erhielt sie. Von dieser Zeit an

verließ ihn seine Unbefangenheit, und er sehnte sich nach der Wiedereroberung der ihm entrückten Posten. Seine gefällige und zuvorkommende Miene nahm etwas Verlegenes und Ernstes, und seine Gemüthsart etwas Auffahrendes und Bitteres an.

Als durch die Aufhebung der Jesuiten im Jahr 1773 auch die Besorgung des gelehrten Schulwesens erledigt, und in dieser Hinsicht eine eigene Kommission ernannt wurde, so ward auch Braun dazu gezogen, hauptsächlich um die gymnastischen Gegenstände zu besorgen. Allein hier bestätigte sich die traurige Wahrheit, daß eine gute Sache selten gut besorgt wird, wenn sie durch die Vorschläge einer Menge von Gelehrten besorgt werden soll. Gewöhnlich trennen sie sich augenblicklich in kleine Partheien, und dann geht auch gewöhnlich ihre einzige Absicht dahin, den Planen eines Dritten Zutrauen zu benehmen und die ihrigen geltend zu machen. Indessen wurde Braun 1776 Direktor der theologischen Fakultät und des Gymnasiums zu Ingolstadt, und in der Mitte des Schuljahres 1777 alleiniger Direktor der sämmtlichen Lyceen und Gymnasien, dann der Stadt- und Landschulen in Baiern und der obern Pfalz. Allein seine Plane, an denen die Kenner mancherlei zu tadeln fanden, erlangten keine Konsistenz, und als endlich das Schulwesen im Jahr 1781 an die Klostergeistlichen übergeben wurde, so erhielt Braun zu seinem Kanonikate eine Maltheserkommende zu Ahaim. Er schrieb nunmehr verschiedene Erbauungsbücher, und war mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigt, als ihn am

Morgen des 5ten Novembers 1792 ein Schlagfluß befiel, an welchem er den 8ten November im 61sten Jahre seines Alters starb.

Braun war ein schöner Mann, von mittlerer Größe. Seine Miene hatte etwas Offenes, Biederes und Vertrauen Erweckendes. In jüngern Jahren war er sehr gesellig, und voll, wo nicht witziger, doch belustigender Einfälle, welches ihn zu einem angenehmen Gesellschafter machte. Er schickte eine erstaunliche Menge von Büchern in die Welt, und verstund sich dabei vortrefflich darauf, seinen Schriften einen vortheilhaften Beifall, und seinen Planen ein entscheidendes Ansehen und Uebergewicht besonders bei Leuten zu verschaffen, die von allem, was im Reich der Literatur erscheint, keine Kenntniß besitzen. Er unternahm gern mit Geräusch und Lebhaftigkeit auffallende Dinge, die ihm Zuneigung, Ruhm und Ansehen verschaffen sollten, aber welche dieser Absicht nicht immer entsprachen. In der Nähe gründlicher Gelehrter, die seinen wahren Reichthum an Talent und Kenntnissen kannten, befand er sich nicht immer wohl, denn Braun war nichts weniger als ein tiefdenkender Kopf. In seinen Schriften wehet nichts von jener Flamme, wobei der Leser sich belebt, und ungewöhnlich begeistert fühlt, sondern, wie man sie liest, hat man sie für immer gelesen. Unter allen seinen Schriften verräth nicht Eine (was doch vorzüglich das Fach war, wozu er sich bekannte) einen philosophischen Humanisten, und dabei verstund er nichts von der Naturgeschichte, von der Naturlehre, von der Mathematik und Rechenkunst, nichts

von der Geschichte, und ungeachtet er eine Uebersezzung der Bibel unternahm, nichts von den orientalischen Sprachen. Er war ein überaus leichtsinniger Hauswirth, und kam bei seinen vom ersten Augenblick, wo er nach München kam, ergiebigen Einkünften, nicht selten in große Verlegenheiten. Mißtrauisch und argwöhnisch war er in hohem Grade, und dabei sehr unbeständig in seinen Neigungen, wie er denn seine Wohnung, seine Meublen, seine Aemter (er verließ die Akademie, den geistlichen Rath und das Censurkollegium) seine Domestiken und sogar seine Freunde in Einem fort geändert hat. Was an ihm noch ferner auffallend, aber auch eine natürliche Folge seines wirthschaftlichen Leichtsinns, oder auch Luxus war: so führte er stete Klagen über die Undankbarkeit, mit der man in Baiern Männer, die sich durch Gelehrsamkeit auszeichnen, belohnt; er, der Belohnungen ohne Beispiel erhalten hatte.

Braun hat übrigens so viele Verdienste um Baiern, daß der, welcher mit glänzendern Geistesgaben auch nur die Hälfte derselben sich sammelte, noch immer das digito monstrari et dicier, hic est, verdiente. Mit Recht zählt man ihn unter die Männer, deren eine Nation sich rühmen, und mit denen sie gegen eine andere Nation in Hinsicht auf Ruhm und Geistesvorzug sich messen kann.

Der neunte November.

Gest. Hyder Aly.

Nabob von Mysore.

Dieser mächtige indianische Fürst gehört unter die großen und merkwürdigen Männer; sein Charakter hat von mehr als einer Seite nicht nur Glanz, sondern auch Werth. Er ist nicht bloß als glücklicher Eroberer merkwürdig, der aus dem Privatstande sich schnell zum Beherrscher eines großen Reichs aufschwang, und in dieser Stelle sich durch eigene Seelengröße bis an seinen Tod behauptete. Dergleichen sind vor ihm viele in Hindostan und andern Reichen Asiens gewesen, und es kann ihm nicht an Nachfolgern fehlen, so lange diese Reiche ihre alte unruhige, ganz zu Empörungen geschaffene, Verfassung behalten. Er zeichnet sich durch seine Handlungen und ganze Regierung vortheilhaft vor andern merkwürdigen Eroberern seines Volks aus, und seine Geschichte hat mehr von ihm, als Länderverwüstungen, Menschenmord, und die gewöhnlichen Schandthaten asiatischer Helden zu erzählen.

Geboren wurde er im Jahr 1728 zu Divanelli in Mysore. Seine Aeltern waren gemeine arme Leute, die sich zur muhamedanischen Religion bekannten, und mit Baumwollenschlagen ihren Unterhalt gewannen.

Der Sohn wurde zu eben diesem Geschäfte angehalten, allein er fühlte in sich einen Trieb zu höhern Dingen, verließ daher im 14ten Jahre die Seinigen, und begab sich nach Pondichery, dem Hauptplatz der französischen Pflanzstädte auf der Küste Coromandel. Anfangs nöthigte ihn seine Dürftigkeit Stalljunge bei dem damaligen Statthalter Dupleix zu werden. Dieser bemerkte bei verschiedenen Vorfällen eine den übrigen Indianern ungewöhnliche Lebhaftigkeit an dem Jüngling, und nahm ihn deswegen unter die Soldaten auf. Hyder Aly fand bald Gelegenheit seinen Muth zu zeigen, weil damals eben die beiden rivalen Nationen, England und Franzosen, mit einander im Krieg begriffen waren. Unter den Glückswechseln dieses Kriegs entwickelten sich seine seltenen Talente. In kurzer Zeit hatte er nicht nur das Mechanische des Exercirens, sondern auch die Kriegskunst innen, und faßte alles genau auf, was er bei Franzosen und Engländern Vorzügliches gesehen hatte.

Aufgebracht über die Geringschätzung, welche sich die Europäer gegen die Indianer erlaubten, begab er sich zu seinem Landesherrn, und bat ihn um die Vollmacht, eine Kompagnie zu errichten, womit er die Grenzen seiner Staaten durchstreifen, und sie gegen feindliche Ueberfälle sichern wollte, mit der Bedingung, die jedesmalige Beute, gegen Abgabe des vierten Theils an die königliche Schatzkammer, sich zueignen zu dürfen. Als er vom Könige die Erlaubniß dazu erhalten hatte, versammelte er die entschlossensten Europäer, so viel er bekommen konnte, ver-

versah sie mit Waffen und den schnellsten Pferden, weilte nicht, in die nahe gelegenen Pflanzörter und feindlichen Dörfer zu streifen, und da sie alles, was ihnen vorkam, plünderten, sich zu bereichern. Hyder gab den vierten Theil dem Könige, das übrige, bis auf eine kleine Portion, die er für sich behielt, vertheilte er unter die Seinigen. Der Ruf seiner Thaten und die Begierde reich zu werden, versammelte eine Menge Europäer zu seiner Fahne. Er verpflegte seine Leute treulich, und nach einem Treffen versah er öfters selbst das Amt eines Wundarztes bei den Blessirten: er selbst legte Salben und Pflaster auf, und zerschnitt mehr als einmal seinen Turban, um sie zu verbinden. Der asiatischen Pracht abgeneigt, unterschied er sich in Nahrung und Kleidung nur wenig von dem gemeinen Soldaten. Als Anführer freier Leute fand er die Seinigen zu allen Unternehmungen völlig bereit, sammelte Schätze auf Schätze, und setzte sich in den Stand seinem Landesherrn selbst mit Summen Geldes auszuhelfen.

Hyders Name war jetzt ein Schrecken der Feinde. Er ward General der ganzen mysorischen Armee, und im Jahr 1760 schwang er sich, nach Enthronung des bisherigen, selbst zum Fürsten dieses Landes, das größer ist als England und Wales. Gleich darauf bezwang er seine schwächern Nachbaren, eroberte Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere angrenzende Staaten. Eben war er im Begriff, ganz Malabar zu erobern, und die beiden freien Könige von Cochin und Travancore gleichfalls

zu bezwingen, als er Nachricht von der furchtbaren Allianz gegen ihn zwischen den Engländern, Maratten und dem Subah von Decan erhielt, die 1767 seine Länder zugleich anfielen. Obgleich die Engländer seine europäischen Truppen unter großen Versprechungen zum Desertiren zu verleiten suchten, so verlohr Hyder doch nichts durch diesen Krieg, der 1769 geendigt ward. Auch in den folgenden Jahren dehnten sich seine Besitzungen immer weiter aus, und in einem zweiten Kriege gegen die englisch-ostindische Kompagnie, der 1780 ausbrach, warf er die Feinde in mehrern Treffen über den Haufen. Es fehlte diesem glücklichen Eroberer nichts, als die Einnahme von Madras, um Meister von beiden Küsten vom Kap Commorin bis zum Fort Pirro auf Orixa zu werden. Schon erwartete man in Europa mit gespannter Aufmerksamkeit weitere unglückliche Nachrichten von Hyders Fortschritten, als die Nachricht von seinem 1782 erfolgten Tod einlief. Tippo Saheb, sein Sohn und Nachfolger (s. den 4ten May), befestigte sich auf den Thron seines Vaters, und schloß im März 1784 mit der englischen Kompagnie Frieden. Die zahlreichen Einkünfte des Hyder Aly sollen sich auf 30 Millionen Thaler belaufen haben. Seine Armee, die er in Begleitung seines Sohnes beständig selbst anführte, bestand aus 100,000 Mann Infanteristen, und 50,000 Mann braver und gut berittener Kavalleristen.

Hyder Aly war ungefähr 5 Fuß 6 Zoll groß, dabei stark, und gegen alle Beschwerden, so

wohl zu Fuß als zu Pferde, abgehärtet. Seine Gesichtsbildung war nicht schön; aber sein offenes Wesen erweckte Zutrauen, wenn er gleich den größten Theil seines Lebens unter den Waffen zugebracht hatte. Er besaß nicht die Kunst, seine Miene zu verstellen. Von allen Dingen konnte er mit Fertigkeit reden, die gegen das trotzige Stillschweigen anderer morgenländischer Fürsten sehr abstach. Unterthanen und Fremden erlaubte er jederzeit den Zutritt; nur die Fakirs, eine Art Bettelmönche, waren hievon, ganz gegen die Gewohnheit anderer indischer Prinzen, ausgeschlossen. Um Mitternacht gieng er ordentlich zur Ruhe, und stand auf mit Sonnenaufgang, so daß er nie über 6 Stunden schlief. Sobald er auf war, brachten die Bakschis, eine Art Generaladjutanten, ihre Rapporte, und erhielten die Befehle, die sie an die Minister und Generale überbringen mußten. Eine kleine Schwachheit war es, daß er über zwo Stunden, wenn nicht eine kriegerische Unternehmung ihn abhielt, mit dem Ankleiden zubrachte, und den größten Theil dieser Zeit verschwendete, sich vom Barbier die Barthaare ausraufen zu lassen. Seine übrige Zeit war größtentheils den Angelegenheiten des Staats und der Uebung der Truppen gewidmet. Er konnte weder schreiben noch lesen; aber gleichwohl wurden alle wichtige Geschäfte unter seinen Augen vorgenommen, und selbst bei den öffentlichen Audienzen waren immer 30 Sekretairs beschäftigt, seine Befehle zu fassen, die eingegangenen Depeschen vorzulesen, und den Nabobs ohne Aufschub die ertheilten Antworten zu schreiben. In allen seinen Geschäften zeigte er die größte Ordnung, und das

schönste Beispiel einer wohlgeordneten Wirthschaft war er selbst und seine Familie. Seine Ausgaben theilte er so klug ein, daß er sogar in seinem und seiner Kinder Serail mehr einem Privatmann als einem mächtigen Fürsten glich. Die Aufnahme der Kultur, der Künste und der Handlung, lag ihm sehr am Herzen. Um den Handel empor zu bringen, borgte er den Kaufleuten ansehnliche Summen aus seinem Schatz, und unter die Bauern ließ er ebenfalls beträchtliche Summen austheilen, damit sie das Land besser anbauen möchten. Wie er die Herrschaft über Mysore erlangte, verbot er die hinterlassenen Felder und Wohnungen der während des Kriegs geflüchteten Einwohner in Besitz zu nehmen, und ließ diesen 2 Monate Zeit zur Rückkehr. Alle Religionspartheien ohne Unterschied beschützte er, so lange sie richtig nach seinen Gesetzen lebten. Am meisten gewann er die Menschen durch sein gelindes, in Indien vorher ungewöhnliches Betragen, wenn er eine Provinz oder Festung eroberte. Seine Truppen durften weder rauben noch plündern. Kurz Hyder Aly wäre durch die Größe und den Edelmuth seines Geistes, mehr als irgend einer, würdig gewesen, über ganz Indien zu herrschen, und dieses Land zu dem Paradiese umzuschaffen, wozu es von der Natur bestimmt zu seyn scheint.

Der zehnte November.

Gest. Johann Christian Brandes.

Schauspiel-Direktor.

Brandes erblickte das Weltlicht zu Stettin, am 15ten November 1735. Von unbemittelten, in ihren Glücksumständen immer weiter zurück kommenden Aeltern geboren, der väterlichen Zucht und Aufsicht fast gänzlich beraubt, und noch weniger durch das väterliche Beispiel zur nützlichen Lebensthätigkeit angeleitet und ermuntert, gerieth seine Erziehung und erste Versorgung in lauter ungeschickte fremde Hände. Die Grundlage seines Charakters blieb indeß immer moralisch gut; ungeachtet der Versuchungen zur Abweichung von strenger Rechtschaffenheit nicht wenig waren. Er kam zu einem Handelsherrn in Stettin in die Lehre, machte sich einer Veruntreuung schuldig, und faßte den unglücklichen Entschluß, der Bestrafung durch die Flucht zu entgehen. Dieß war für ihn der Anfang einer Reihe höchst unglücklicher Schicksale und der drückendsten Verlegenheiten.

Die Geschichte seines Lebens, welche Brandes nicht lange vor seinem Tode bekannt machte, enthält ein so rührendes Gemählde von den höchst traurigen Zufällen, die ihm auf seiner Flucht zustießen, daß man es nicht ohne die innigste Theilnahme lesen kann. In einer

Dichtung würde es kaum begreiflich seyn, wie sich ein so ganz verlassener, ein so ganz hülfloser junger Mensch durch solch ein unablässiges Gedränge von widrigen Schicksalen, harten Behandlungen und heftigen Angriffen des Körpers habe hindurch arbeiten, und in einer so anhaltend mißlichen, bis zum Geschäfte des Schweinhütens erniedrigten Lage, noch alle die Keime von Edelsinn und männlicher Stärke habe behalten und bewahren können, deren er für seine spätern Erfahrungen und bessern Umstände bedurfte, und die ihm die Versetzung in diese letztern möglich machen. Es war am Ende der Stand eines Bedienten, aus welchem er im Jahr 1756 zum Schauspieler bei der Schönemannischen Gesellschaft übergieng; und auch hier fiel einer seiner ersten Versuche so unglücklich aus, daß er sich abermals in jenen Stand zurückzutreten entschließen mußte. Jetzt brachte ihm die Lektüre, womit er sich in Nebenstunden beschäftigte, den Roman Oronoko in die Hände, dessen Inhalt ihn interessirte, dessen Schreibart ihm aber mißfiel. Seine erste schriftstellerische Arbeit war also eine bessere Einkleidung dieses Romans, die ihm bei dem General, bei dem er diente, eine bessere Lage verschaffte. Aber auch diese war nur von kurzer Dauer.

Da Brandes neue Mißhandlungen erfahren mußte, so verließ er seinen Herrn und wandte sich an den Sekretair Dreyer in Hamburg, dem er vorher schon am Zeitungsschreiben geholfen hatte. Bald darauf gerieth er in eine Gesellschaft nichtswürdiger Spieler, und in nicht geringe Gefahren der Verführung. Endlich zog er sich aus seinen Gefahren dadurch heraus, daß er sich wieder bei einer Schauspieler-Gesellschaft

von der schlechtern Art engagirte, die unter der Direktion eines ehemaligen Hanswursts und Marketenders, Josephi, stand. Er spielte aber auch hier nur die Rolle eines Anfängers, und mußte sich nebenher in den Balleten als Figurant brauchen lassen. Der Hang zum Spiel hatte sich indessen noch nicht ganz bei ihm verloren, und bald nachher verabschiedete zwar Josephi seine ganze Gesellschaft; sie wurde aber ins Hauptquartier der Alliirten nach Paderborn für den Winter berufen, wohin Brandes folgte. Nach Verlauf des Winters ward sie aber von neuem verabschiedet, und Brandes kehrte nach Hamburg zurück. Er versuchte sein Glück mit der Schriftstellerei, aber ohne Erfolg; nährte sich dürftig durch seine Mitarbeit an Dreyer's geschriebener Zeitung, und fand endlich, nach manchen neuen Widerwärtigkeiten, einen Platz bei der damals in Stettin befindlichen Schuchischen Schauspieler-Gesellschaft für 4 Gulden wöchentlichen Gehalts. Offenherzig gesteht er in seiner Selbstbiographie, daß er damals auch dieser unbedeutenden Besoldung nicht werth, und weder als Schauspieler noch als Tänzer nur erträglich gewesen sey. Nur mit Mühe erhielt er daher, nach Verunglückung der ersten Versuche, die Fortdauer seines Engagements, durch das Erbieten, zu soufliren, Rollen zu schreiben, zu agiren und zu tanzen.

Während seines Aufenthalts in Stettin schrieb er sein erstes Lustspiel, der Zweifler, das zwar in der Folge gedruckt und auf die Bühne gebracht, wegen seines geringen Werthes aber nicht von ihm

in die Sammlung seiner dramatischen Schriften aufgenommen wurde. Bald hernach gieng er mit dieser Gesellschaft nach Berlin, und von da nach Breslau, wo er verschiedene Theaterstücke schrieb. In Magdeburg, wohin die Truppe sich in der Folge wandte, machte er den ersten glücklichen Debüt in einer Hauptrolle, und verbesserte dadurch seine Einnahme. Auch im Extemporiren hatte er sich viel Fertigkeit erworben. Bei einem zweiten Aufenthalte in Breslau wurde er mit Lessing bekannt, der sich viele Mühe gab, ihn durch seinen Unterricht zum beifallswürdigen Schauspieler zu bilden; weil er aber dazu mehr guten Willen als wahres Talent bei ihm bemerkte, so lenkte er ihn zugleich auf die seinen Fähigkeiten mehr angemessene Laufbahn eines dramatischen Dichters, und gab ihm dazu die ersten richtigen Fingerzeige.

Brandes Leben war eine ewige Wanderung von einem Theater zum andern: von dem Schuchschen gieng er auf das Hoftheater nach München, von da wieder zu Schuch, von ihm auf das Kochsche Theater zu Leipzig, dann auf das Ackermannsche in Hamburg, dann auf das Seylersche, hierauf wurde er Direktor eines neuerrichteten Hoftheaters in Dresden. Dieses verließ er wegen gehabten Verdrusses, und nahm Dienste beim Hoftheater in Mannheim, gieng von da aufs hamburgische Theater, dessen Direktion er ein Jahr lang führte und bei welchem er auch unter Schröders Direktion blieb. Sowohl sein eigener immer mehr befestigter Ruhm, den er jedoch mehr seinem schriftstellerischen

Verdienste, als seinem Schauspielertalent verdankte, als der Beifall, den seine Gattin, und vornehmlich seine Tochter Minna, durch Theaterspiel und Gesang an mehrern Orten erhielten, trugen dazu bei, ihn in weit bessere, und wirklich wohlhabende Glücksumstände zu versetzen, ihm und seiner Familie überall Beifall und Freundschaft zu erwerben. Aber selbst diese an sich glücklichen Familienverhältnisse wurden doch auch für ihn mehr als einmal ergiebige Quellen des Grams und Kummers. Eifersucht, Eitelkeit, Theaterkabale, und Ränke mancherlei Art, gaben immer neue Veranlassungen zu Verdruß und Widerwärtigkeiten. Manche Verdrießlichkeiten wurden ihm durch die über große und oft unbedachtsame Lebhaftigkeit seiner Gattin zugezogen, mit der er übrigens in glücklichen Verhältnissen lebte, die ihm aber frühzeitig durch den Tod entrissen wurde. Dazu kam der noch frühere Verlust eines zur Handlung bestimmten Sohnes von der besten Hoffnung. Endlich verlohr er auch noch die letzte Stütze, indem seine geliebte Minna im Jahr 1788 ins Grab sank.

Nun verließ er die Bühne gänzlich und gieng nach Stettin, um in den Armen seiner Mutter und seiner dortigen Freunde Trost zu suchen. Nachher lebte er bei dem Grafen von Schwerin, auf dessen Landsitze Schwerinsburg sehr zufrieden und sorgenfrei einen Sommer hindurch, und gieng nach Berlin mit günstigen Aussichten zu einer bestimmten Versorgung, die jedoch fehl schlugen. Er beschäftigte sich daher wieder mit Arbeiten fürs Theater, die ihm auch eine ganz gute Einnahme brachten, sowohl

für die Berliner, als Dresdner Bühne; auch übernahm er es, für Dichter und Uebersetzer die Entwürfe von Schauspielen zu dialogiren. Seine Einnahme fieng allmählich an zu sinken, und er sah einer düstern Zukunft entgegen, als ihn der Tod im Jahr 1799 aus allen Verlegenheiten riß.

Brandes war als Lustspieldichter viele Jahre der Liebling des deutschen Publikums. Die Sammlung seiner dramatischen Schriften besteht aus 8 Bänden (Hamburg 1790). Unter seinen Lustspielen zeichnet sich am meisten der geadelte Kaufmann aus; seine Ariadne auf Naxos war der erste Versuch im Melodrama, der auf dem deutschen Theater Glück machte. In Brandes Theaterstücken muß man keinen großen Aufwand dramatischer Kunst und beharrlicher Vollendung suchen, aber es sind doch immer viele unterhaltende Gemählde des Lebens und Darstellungen wahrer Handlungsweise, verbunden mit vieler Abwechslung der Charaktere, in ihnen anzutreffen. Außerdem haben sie auch gewöhnlich nichts Schleppendes noch Gedehntes in dem Fortgange der Handlung, und dabei einen leichten und raschen, oft nur etwas gedankenleeren Dialog.

Der eilfte November.

Guillotinirt Johann Silvan Bailly.

Maire von Paris.

Gewaltsam zerriß das Beil der Guillotine den Lebensfaden dieses achtungswürdigen Gelehrten, der in einer langen Reihe von Jahren die Wissenschaften kultivirt, und sich um sein Vaterland nicht allein, sondern um die Menschheit überhaupt, verdient gemacht hatte.

Er wurde im Jahr 1736 zu Paris geboren, wo seine vier nächsten Vorfahren die Mahlerkunst getrieben hatten. Sein Vater war ein Weinhändler. Der Sohn beschäftigte sich in den Jahren der Jugend mit den schönen Wissenschaften und der Mahlerey, doch seine Neigung bekam eine andere Richtung, als er den berühmten Astronomen la Caille kennen lernte; denn nun widmete er sich ganz dem Studium der Mathematik und ihrer höhern Stufen, wozu er das entschiedendste Talent besaß. Schon im Jahr 1762 konnte er der Akademie der Wissenschaften brauchbare Mondsbeobachtungen, und bald darauf eine so mühsam berechnete Bahn des Kometen von 1759 vorlegen, daß ihn die Gesellschaft bereits 1763 unter ihre Mitglieder aufnahm. In der Folge lieferte er 19 mehr

oder minder wichtige akademische Beiträge und andere mathematische Arbeiten, meist sternkundigen und größtentheils erheblichen Inhalts. Nirgends hat Bailly so sehr seinen philosophischen Geist, seinen ungemeinen Scharfsinn und seine anziehende Darstellungsgabe gezeigt, als in seiner Geschichte der Sternkunde des Alterthums (deutsch 1777 von Prof. Wunsch) und in seiner Geschichte der neuern Astronomie (deutsch 1796 von Bartels), wo nicht blos der Astronom, sondern der Freund der Literatur und jeder gebildete Leser überhaupt, auch ohne gerade allen seinen einzelnen Hypothesen Beifall zu geben, die lehrreichste Unterhaltung findet. — Zur Erholung schrieb er Lobreden auf mehrere berühmte Franzosen, denen oft das Accessit zu Theil ward; die auf Leibnitz aber sogar in Berlin den Preis davon trug. Ein Ausländer also hat den unsterblichen Mann besser, als wir Deutschen, zu loben gewußt!

Bis zum Jahr 1784 bekleidete Bailly die seit 100 Jahren in seiner Familie sich ererbte Stelle eines Aufsehers der königl. Bildergallerie. Als um diese Zeit Veränderungen damit gemacht wurden, verlohr er seinen Platz; behielt aber 2400 Livers als Gnadengehalt und zugleich seine alte Wohnung in Louvre; was damals Pariser Künstler und Gelehrte für eine ehrenvolle Begünstigung hielten. Um eben diese Zeit räumte ihm die Akademie den Sitz bei ihr ein, und nur ein Jahr später erzeigte ihm die Akademie der Inschriften gleiche Ehre; ein so seltener Fall, daß, außer Fontenelle, noch kein

Gelehrter sich hatte rühmen können, Mitglied aller drei Gesellschaften zu seyn. — Als Menschenfreund, dem um wahre Aufklärung zu thun war, und als thätiger Bürger entzog Bailly sich der Mühe nicht, als z. B. die vom Könige zu Untersuchung der Mesmerischen Gaukeley ernannten Kommissairs ihn zum Referenten wählten. Im Jahr 1786 wollte der König an Verbesserung der Spitäler mit Ernst Hand gelegt wissen, und auch hier stattete Bailly auf Verlangen der Akademie der Wissenschaften einen Bericht ab, dessen Vorschläge dem Ministerium am ausführbarsten schienen.

Es wäre gut für Bailly gewesen, wenn er immer nur bei den Sternen und ewigen Gesetzen der Natur verweilt, und sich nicht zum Gesetzgeber der Menschen und zum Steuermann der Staaten aufgeworfen hätte, die er nur aus seiner Studirstube kannte. Er hatte eine der wichtigsten Rollen beim Ausbruche der Revolution gespielt, unter deren Hauptbeförderung man ihn zählen muß. Er war es, der im Ballhause zu Versailles den berühmten Eid vorschlug; er war der erste Präsident der Nationalversammlung, und der erste Maire zu Paris. Als der König sich das erstemal nach Paris begeben mußte, so empfieng ihn Bailly mit einer bittern Antithese. „Sire sprach er, ich überbringe Ew. Majestät die Schlüssel Ihrer guten Stadt Paris. Es sind eben dieselben, welche Heinrich IV übergeben wurden. Er hatte sein Volk wieder erobert; dießmal aber hat das Volk seinen König wieder erobert.“ — Ueberhaupt waren seine Reden immer geschraubte, witzelnde akademische Chrien. Als der Pöbel

den König im Oktober nach Paris schleppte, und die Köpfe seiner ermordeten Garden vor ihm hertrug, nannte es Bailly in seiner Anrede einen schönen Tag. Seine Eitelkeit verrieth sich auf mancherlei Weise. Als z. B. la Fayette sein angestammtes Wappen auslöschen ließ, stand an Baillys Wagenschlag sein neuerfundenes Wappen, drei goldnen Bienen im weißen Feld.

Kleinmuth und Zweideutigkeit waren Eigenschaften seines politischen Charakters; zuletzt haßten ihn alle Partheien. Er mußte resigniren und seine Stelle einem Ungeheuer, Pethion, überlassen, und begieng den Fehler, unter einem Volke zu bleiben, wo er täglich Beweise fand, daß man fast allen Urhebern der ersten Revolution den Tod geschworen hatte; und so traf denn auch ihn das Loos, auf der Blutbühne zu sterben und die Menge der zahllosen Unglücklichen zu vermehren, welche ein Opfer der wüthenden Rach- und Mordlust der Usurpatoren der königl. Macht geworden waren. Er leerte den bittern Kelch am 11. November 1793. Bailly starb schwach und weibisch. Man verlängerte auf eine grausame Weise seine Todesangst um ein und eine halbe Stunde, indem man vor seinen Augen, die Guillotine zu seiner Hinrichtung abschlug, und an einem andern Orte wieder aufrichtete, weil das Volk nicht wollte, daß sein Blut im Marsfelde die Erde tränken sollte, wo einst unter seiner Mairenschaft das Blut von 15 oder 16 Nichtswürdigen geflossen war, die jetzt in der Epoche der Glorie ihres Gleichen, Patrioten betitelt wurden, und die damals durch die Schüße der Nationalgarde fielen, welche auf la Fayettens Befehl den Pöbelhaufen auseinander jagten.

Der zwölfte November.

Gest. Helfrich Peter Sturz.

Regierungsrath zu Oldenburg.

Sturz wurde am 16ten Februar 1736 zu Darmstadt geboren. Zum Studiren bestimmt, verlebte er seine akademischen Jahre in Göttingen, Jena und Gießen, und kam in seinem 23sten Jahre als Sekretair zu dem kaiserlichen Gesandten in München. Beziehungen, die ihm als Protestanten und Fremden entgegen stunden, begrenzten hier alle möglichen Aussichten zu einem wesentlichen Glück. Er verließ daher diese Stelle bald wieder, und gieng als Privatsekretair zu dem Kanzler von Eyben in Glückstadt, in dessen Angelegenheiten er zweimal nach Wien, und einmal nach Wetzlar reiste. Der Kanzler wußte den Kopf und die Talente seines Sekretairs zu würdigen, und da er ihm selbst keine schickliche Anstellung verschaffen konnte, so sandte er ihn im J. 1762 mit den besten Empfehlungen an den dänischen Minister, Grafen von Bernstorf, nach Kopenhagen, wo er die freundlichste Aufnahme fand,

und in Kurzem als Sekretair beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde.

In reichem Maaße goß Bernstorf Wohlthat und Güte über seinen Klienten aus. Dieser verlebte in dem Hause des Ministers, mit Klopstock, seine glücklichsten Jahre. Hier entwickelten sich seine Talente, er arbeitete unter den Augen eines großen Staatsmannes, und noch größern Menschenfreundes; bekannt mit Hof und Welt, vertraut mit den Musen, in stetem Umgang mit dem feinern und aufgeklärtern Theil der Welt, bildete ihn sein Genie schnell zum Staats- und Weltmann, zum Künstler, Dichter, Schriftsteller. Er würde in den meisten dieser Hinsichten, wie er es in einigen wirklich war, klassisch geworden seyn, wenn diese seine glänzende Laufbahn in Dännemark nicht zu traurig gehemmt worden wäre.

Im Jahr 1768 wurde Sturz zum dänischen Legationsrath ernannt, und er begleitete den König auf seiner Reise nach Frankreich und England. Diese Reise war ein glücklicher, längst erwünschter Zeitpunkt für ihn. Sie erweiterte seine Kenntnisse, und brachte ihn in neue, ehrenvolle Verbindungen. Wer mit so viel Genie und Kenntnissen, und Aufmerksamkeit und in solcher Gesellschaft reiset, der schwelgt bei Kunst und Natur, und kehrt, reich an Geist, zurück. Diesen Reisen verdankt das Publikum die schönen Briefe eines Reisenden, die zuerst ins deutsche Museum 1777 eingerückt, und darauf im ersten Theil seiner Schriften wieder abgedruckt wurden. Sturz fand unter

den

den ersten Geistern beider Länder Freunde, und unterhielt mit ihnen einen Briefwechsel, als mit Garrick, Helvetius, Madame Geoffrin u. a. m.

Neue glänzende Aussichten eröffneten sich ihm nach seiner Rückkunft. Er wurde 1770 mit einem sehr ansehnlichen Gehalt ins General-Post-Direktorium aufgenommen, und sah einer noch glücklichern Zukunft entgegen, als Struensees Sturz am 17ten Januar 1772 mit einemmale das Gebäude seines Wohlstandes zertrümmerte. Fast an eben dem Tage, wo er sich verheurathen wollte, wurde er in Arrest genommen. Eine erschütternde schreckliche Lage für einen unschuldigen Mann, alle Freuden seines künftigen Lebens, alle Aussichten auf Ruhm und Wohlstand mit einem Schlage vernichtet zu sehen. Erst nach vier Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, weil man seine Unschuld erkannte; allein seine Bedienung, sein Glück in Däunemark, alle seine glänzenden Aussichten waren dahin. Er bekam eine Pension, lebte nun einige Zeit in Glückstadt und Altona, wurde dann Regierungsrath in Oldenburg und 1775 Etatsrath. Aber die Heiterkeit seiner Seele kehrte nicht wieder, und selbst seine Gesundheit hatte durch den Umstoß seines Glücks in Kopenhagen gelitten. Er war sich seitdem nie wieder gleich, lebte in steter Unruhe, schuf sich Wünsche, und ihre Erfüllung machte ihn nicht glücklich. Ein austrägliches, seinem Geschmacke freilich nicht ganz entsprechendes Amt, ein liebenswürdiges Weib, die seit jener traurigen Epoche seine Bekümmernisse redlich mit ihm theilte, der Beifall der Welt, so-

bald er schrieb, das süße Bewußtseyn, von allen seinen Freunden aufrichtig geschätzt zu werden, alles dieses konnte ihn nicht schadlos halten, nicht beruhigen. Die Erinnerung seiner vorigen Leiden lag tief in seiner Seele, und so drückte ihn, obgleich unter abwechselnden hellen Stunden, ein siecher Körper, Unmuth und Verdruß, bis er 1778 in Bremen, wohin er kurz vorher gereist war, in den Armen eines Freundes starb.

Sturz lebte immer in der großen Welt, in den feinsten Cirkeln, am Hofe; in diesem Boden entwickelten sich seine glücklichen Anlagen und bekamen ihre bestimmte Richtung. Er hatte sich den feinen, leichten, gewandten Ton des Hofmannes zu eigen gemacht, er war ein angenehmer Gesellschafter und Erzähler, besaß die Künste und Talente, welche in solchen Cirkeln geschätzt werden, und war mit den konventionellen Formen derselben vertraut. Er gefiel sich in der großen Gesellschaft, „wo, wie er sich ausdrückte, alle schwatzen, niemand sich unterhält, im Gedränge, wo man einsam ist.“ Zu gut für diese Cirkel, fühlte er wohl das Leere und Nichtige derselben, aber sie gaben ihm doch Stoff, seine Menschenkenntniß zu bereichern, seinen Witz spielen zu lassen, ihn zu belustigen.

Er war der deutschen und französischen Sprache vollkommen mächtig, schrieb und sprach dänisch und englisch, las auch italienisch und spanisch. Diese Sprachen waren ihm in seiner ersten Laufbahn, dem Studium der Staatswissenschaft, nothwendig. Er liebte die alten klassischen Schriftsteller, und bildete

nach ihnen und den besten Engländern und Franzosen seinen deutschen Styl, der selbst klassisch, gedrängt und voll, fast zu üppig ist. Alles was er schrieb, trägt die Farbe seiner gesellschaftlichen Verhältnisse an sich; überall erkennt man in seinen Schriften den feinen, verbindlichen, leicht und angenehm unterhaltenden Welt- und Hofmann. Er ergreift an dem Menschen vorzüglich die äußern Seiten, so wie sie sich in der sogenannten guten und feinen Gesellschaft mit Vortheil oder Nachtheil zeigen; er faßt das Lächerliche und Thörichte an ihnen mehr mit lachenden Witz auf, als daß er mit der Strenge des ernsten Sittenrichters ihre Laster züchtigen sollte. Alle seine Aufsätze sind voll der feinsten Beobachtungen über die Welt und die Menschen, deren Rollenspiel er auf gleiche Weise auf der Bühne des Hofes und des Theaters hatte kennen lernen. Seine Briefe aus Frankreich und England sind ganz diesem reichhaltigen Gegenstand gewidmet. Er war einer der ersten Schriftsteller, welcher den Deutschen ein Lustspiel gab, wie man mit Feinheit, Anmuth und in einem leichten, gefälligen Konversationston schreiben sollte, wenn auch der seinige noch etwas zu geschmückt und zu blühend ist. Sein eindringender Scharfsinn, sein glücklicher Witz, sein lebhaftes, starkes Gefühl giebt seinem Ausdruck Leben und Kraft. Die Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf machen seinen Einsichten und Fähigkeiten die meiste Ehre.

Sturz war auch ein sehr feiner Kenner in den Werken der Kunst, die einen Haupttheil seiner Nebenbeschäftigungen ausmachten. Er zeichnete und mahlte, vornehmlich mit Crayons, vortrefflich, einer der ersten Treffer unter den Portraitmahlern, wovon viele Denkmale bei seinen Freunden vorhanden sind. Er war ein glücklicher Erzähler und ein vortrefflicher Gesellschafter, dessen attisches Salz die Würze und die Seele der guten Gesellschaften war, die er, und die ihn so sehr liebten. Das größte Lob aber verdiente die Güte seines Herzens und der Adel seiner Seele. Er beleidigte nie, und suchte gern Beleidigungen zu vergeben. Selbst über den Ruin seines Glücks in Dännemark hat man ihn nie klagen hören.

Der dreizehnte November.

Geb. Dorothea Christiane Erxleben.

Doktorin der Medicin zu Quedlinburg.

Sind es überhaupt seltene Fälle, daß Frauenzimmer den höhern Wissenschaften obliegen, und es durch auszeichnende Fortschritte in derselben, auch denen vom männlichen Geschlechte, die es so weit gebracht haben, gleich thun; und sind es noch seltenere, daß solche Frauenzimmer es bis zur Erlangung der gewöhnlichen akademischen Würden in der geliebten Wissenschaft bringen, bis dahin nemlich, daß sie solche suchen, und dieselben ihnen auch auf eine feierliche Art ertheilt werden: so gehört der Fall gewiß unter die seltensten, daß das eine sowohl als das andere in der Arzneiwissenschaft geschah. In Deutschland wenigstens ist im 18ten Jahrhundert nur ein Beispiel vorgekommen, daß einem Frauenzimmer in der Heilkunde die höchste akademische Würde, und damit zugleich auch die Befugniß, die erlangten medicinischen Kenntnisse ausübend anzuwenden, ertheilt worden wäre. Dieses Frauenzimmer war Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin zu Quedlinburg, wo sie im

Jahr 1715 zur Welt kam. Ihr Vater war Christian Polykarp Leporin, Doktor und Praktikus der Medicin in Quedlinburg, der durch verschiedene Schriften rühmlich bekannt ist.

In den Lebensumständen seiner Tochter selbst, und in verschiedenen zufälligen Wendungen derselben, liegt wohl die erste Veranlassung zu ihrem Studiren überhaupt, und daß sich ihre Lernbegierde vornemlich über medicinische Gegenstände verbreitete. Sie hatte von Natur eine schwächliche Konstitution, und Kränklichkeit war der stete Gefährte ihrer Jugend. Daher war sie meist gegenwärtig, wenn der Vater ihren jüngern Bruder, der zum Arzte bestimmt war, Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilte. Sie war eine aufmerksame Zuhörerin, und ohne daß es beabsichtiget wurde, faßte sie den Unterricht, der ihrem Bruder ertheilt wurde, bald und leicht. Da das Lernen ihr überhaupt Vergnügen machte, und sie ihre Schmerzen nie eher vergaß, als wenn man ihr Unterricht ertheilte, so beschloß der Vater, ihre Talente mit mehr Fleiß zu kultiviren, als bisher geschehen war. Sie bekam nun förmlichen Antheil an dem Unterricht, der ihrem Bruder zu Theil wurde, und auf diesem Wege erwarb sie sich eine gründliche Kenntniß in der lateinischen und französischen Sprache, die sie beide mit Fertigkeit, richtig und zierlich sprach und schrieb.

Jetzt erwachte in ihr ein lebhafter Trieb, sich mit den höhern Wissenschaften zu beschäftigen. Daher interessirte sie sich sehr für den Unterricht, den der Vater seinem Sohne gab, um ihn zur Hörung medicinischer Kollegien auf einer Universität vorzubereiten.

Sie genoß jetzt eine anhaltende Gesundheit, und ihr Eifer für die Heilungskunde wuchs immer mehr: ihr Vater begünstigte denselben, und setzte seine Lehrstunden auch nach der Abreise seines Sohnes fort, machte sie auf die Wirkungen der Heilungsmittel aufmerksam, nahm sie selbst zu den Kranken mit, welche er zu besuchen hatte, unterrichtete sie in der Behandlung der Krankheiten nach den verschiedenen dabei vorfallenden Symptomen, stellte Fragen darüber an sie aus, welche sie schriftlich beantworten, und mit Beweisen für ihre Meinung begleiten mußte, und zuletzt verließ er sich so auf sie, daß er die Kranken, welche sich ihm anvertraut hatten, ihrer Fürsorge übergab, wenn er in Geschäften einige Tage von Quedlinburg abwesend war.

Dieses Zutrauen ihres Vaters machte sie noch wißbegieriger: sie las die besten medicinischen Schriften, um ihre Kenntnisse zu erweitern, und gelangte bald darinn so weit, daß der Ruf von ihren Kuren bis zu den Ohren Friedrichs des Großen drang, welchem diese Seltenheit auffiel. In einem Rescript vom 14ten April des Jahres 1741 ließ er ihr bekannt machen, daß er sie selbst als Rektor der Universität zu Halle empfehlen wollte, damit sie den Doktorgrad von der medicinischen Fakultät erhielte.

Sie würde schon damals diesen ehrenvollen Antrag angenommen haben, wenn sie nicht durch ihren Eintritt ins eheliche Leben verhindert worden wäre. Sie heurathete den Diakonus an der Nikolaikirche zu Quedlinburg, Johann Christian Erxleben, einen Witwer mit fünf kleinen Kindern, denen sie den Verlust ihrer leiblichen Mutter mit so viel Zärt-

lichkeit und Sorgfalt ersetzte, daß sie zeitlebens die wärmste Hochachtung für die Verpflegerin ihrer Kindheit empfanden. Sie selbst gebahr 4 Kinder, und war nun ganz Mutter. Eine schwere Krankheit, in die ihr Gatte fiel, trug nicht wenig dazu bei, den Ruf ihres medicinischen Wissens zu verbreiten. Im Vertrauen auf ihre gründliche Kenntnisse, wollte er seine Genesung nur der Sorgfalt seiner Gattin zu danken haben, und er genas auch wirklich wieder. Je gefährlicher und heftiger die Krankheit gewesen war, desto mehr ward sie durch die glückliche Heilung derselben bekannt, geachtet und geliebt, besonders bei einer der zahlreichsten Gemeinden Quedlinburgs, die ihren Lehrer zu verlieren befürchtet hatte Es suchten nun mehrere ihre medicinische Hülfe, und da ihre Kuren meistens ein glücklicher Erfolg krönte, da sie mit seltener Uneigennützigkeit jeden armen Kranken, der sich an sie wendete, beistund, so schätzte man sie allgemein. Ohne daß sie sich zuzudringen suchte, nahm die Zahl Einheimischer sowohl, als Auswärtiger, die sich in Krankheiten an sie wendeten, so zu, daß einige Quedlinburgische Aerzte eine obrigkeitliche Klage gegen unberufene Pfuschereien erhoben. Sie setzten diese beliebte Aerztin in eine Klasse mit Barbieren, Badern, Hebammen und andern Quacksalbern, und drangen darauf, daß ihr alle medicinische Praxis untersagt wurde.

Tief gekränkt durch die beleidigenden Vorwürfe, die ihr gemacht wurden, beschloß sie nun die medicinische Doktorwürde zu suchen, und Friedrich der Große ertheilte ihr zum zweitenmal die Erlaubniß dazu.

Sie reiste im Jahr 1754 nach Halle, überreichte ihr selbst ausgearbeitetes Specimen inaugurale, und wurde von der medicinischen Fakultät nach den gewöhnlichen Gesetzen geprüft. Ruhmvoll war das Zeugniß, das ihr vom Professor Junker in einem öffentlichen Programm ertheilt wurde. „Sie hat, schreibt er, allein zwei Stunden hindurch die an sie gethanen Fragen mit einer bewundernswürdigen Bescheidenheit und Fertigkeit angenommen, gründlich und deutlich darauf geantwortet, und die vorgelegten Zweifel mit der grösten Richtigkeit aufgelöst; hierbei bediente sie sich eines so schönen und zierlichen Lateins, daß wir glaubten, eine alte Römerin in ihrer Muttersprache reden zu hören. Eben so geschickt und geschwind zeigte sie ihre zusammenhängende und gründliche Erkenntniß in der Lehre von der Gesundheit des Körpers, in der Wissenschaft von den Krankheiten desselben und ihrer Heilung; die Materia medica und das Receptschreiben waren ihr auch nicht unbekannt.“

Die Facultät stattete von der Prüfung an den König Bericht ab, gab der Kandidatin das gebührende Zeugniß ihres Verdienstes, und nun erhielt sie die Vollmacht, ihr den Doktorgrad zu ertheilen. Madame Erxleben gab nun ihre Inaugural-Dissertation heraus, unter dem Titel: De eo, quod nimis cito ac iucunde curare, saepius fiat causa minus tutae curationis, welche im folgenden Jahre auf Verlangen ihrer Freunde unter dem Titel übersetzt erschien: Akademische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen oft unsichern Heilung der Krankheiten. Die Erhebung zur Doktorwürde

geschah am 12ten Junius in der Wohnung des Professor Junkers, in Gegenwart einer nicht geringen Anzahl ansehnlicher Personen beiderlei Geschlechts und vieler Studenten. Nach abgelegtem Doktoreide hielt sie eine schöne Rede, worinn sie Gott, dem König und der Fakultät für ihr heutiges Glück Dank sagte. Schon im Jahr 1742 hatte sie auf 15 Bogen eine Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten, drucken lassen. Diese Schrift wurde im Jahr 1749 neu aufgelegt, unter dem Titel: Vernünftige Gedanken von dem Studiren des schönen Geschlechts.

Madame Erxleben prakticirte noch einige Jahre mit glücklichem Erfolg, starb aber am 13ten Junius 1762 an einer Verblutung im 47sten Jahre ihres Alters, geschätzt von allen, die sie kannten, nicht allein wegen ihrer Kunst, sondern auch wegen ihres edlen Herzens. Sie sah unter ihren Augen einen Sohn heran reifen, der unter den gründlichsten und gelehrtesten deutschen Naturforschern eine ehrenvolle Stelle behauptet. Es war Johann Christian Erxleben, Professor der Philosophie in Göttingen. Er war 1744 geboren, und hatte schon in seinem 32sten Jahre, die Beiträge zu Magazinen ungerechnet, über 12 Werke herausgegeben, die allen Beifall der Naturforscher erhielten. Er starb im Jahre 1777.

Der vierzehnte November.

Gest. Gottfried Wilhelm von Leibnitz.

Geheimer Justizrath in Hannover.

Selten haben sich in einem Manne so viele und so große Talente vereinigt, und schwerlich hat irgend jemand die Aufnahme der Wissenschaften, die Ausbreitung einer vernünftigen Denkungsart mit so vielem Eifer zu befördern gesucht, als der große Leibnitz. Er war am 21sten Jun. 1646 zu Leipzig geboren. Sein Vater, Friedrich Leibnitz, den er aber früh verlohr, war daselbst Professor der Philosophie. Seine ersten Studien betrafen die alte klassische Literatur, zu der er eine entschiedene Vorliebe hatte, und nachher, wie es die Sitte seiner Zeit mit sich brachte, giengen sie in Polyhistorie über; daher er in der Folge, da sein Genie geeignet war, eine große Masse vielfacher Kenntnisse zu umfassen, nicht blos als Philosoph und Mathematiker, sondern auch als Jurist, als Historiker, als Naturforscher erscheint.

Schon hatte er sein Genie und seine Gelehrsamkeit in einigen Schriften an den Tag gelegt, als man ihm in Leipzig in seinem 19ten Jahre die juristische Doktorwürde — versagte, unter dem Vorwande seiner Jugend, wahrscheinlich aber, weil er kein Freund der aristotelischen Philosophie war, die damals noch hoch-

geachtet wurde. Hierüber unwillig gieng er nach Altdorf, wo sein Wunsch sogleich erfüllt, und ihm überdieß eine Professorstelle angeboten wurde, die er aber ablehnte, weil er überhaupt der akademischen Lebensart abgeneigt war. Von Altdorf gieng Leibnitz nach Nürnberg, wo er mit einer Gesellschaft Adepten, durch eine listige Täuschung derselben, in Verbindung kam, und von dieser sogar einen Gehalt empfieng, um Auszüge aus alchemistischen Büchern zu machen. Er blieb aber nicht lange in diesem Verhältnisse, sondern gieng als Kanzleirath nach Mainz. Hier schrieb er den für Juristen so merkwürdigen Traktat: Nova methodus docendae distendaque jurisprudentiae, worinn er Vorschläge zur zweckmäßigern Einrichtung des Studiums der römischen Jurisprudenz that, die erst in unsern Tagen befolgt zu werden anfangen. Ein paar kleine Schriften, die er bald nachher verfaßte: Theoria motus concreti, und Theoria motus abstracti, die schon die Keime seiner Monadologie enthielten, und von denen er jene der Akademie der Wissenschaften zu London, diese der Akademie zu Paris widmete, brachten ihn mit beiden Societäten in Verbindung.

Außerordentlich belohnend für seine Studien war eine gelehrte Reise nach Frankreich und England, wo er einige Jahre zubrachte. Da aber indessen der Churfürst von Mainz gestorben war, und ihm seine Besoldung nicht mehr ausbezahlt wurde, so wandte er sich schriftlich an den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, und bat ihn um Unterstützung. Dieser Fürst ernannte ihn sogleich zum Hofrathe und Bibliothekar in Hannover, und zwar mit der Erlaub-

niß, so lange in fremden Ländern leben zu dürfen wie es ihm gefallen würde. Er führte jetzt seine Idee einer arithmetischen Maschine aus, und ließ sich 1677 in Hannover nieder.

Leibnitz hat sich um den hannövrischen Staat mannigfaltige Verdienste erworben. Er hat die königl. Bibliothek in Hannover geordnet und viel zu ihrer Bereicherung beigetragen. Er hat mehrere vortheilhafte Einrichtungen in dem Bergbaue auf dem Harze veranlaßt. Auf eine andere Art nützte er dem hannövrischen Hause bei dem Friedensschlusse, der zu Nymwegen verhandelt wurde. Der nachfolgende Herzog, Ernst August, ernannte ihn 1679 zu seinem geheimen Justizrath, und trug ihm auf, die Geschichte des braunschweigischen Hauses zu beschreiben. In dieser Absicht durchreiste er Deutschland und Italien, um die dahin gehörigen Materialien zu sammeln. Man muß über die rastlose Thätigkeit des Mannes erstaunen, wenn man seine Aufsätze in den Actis Eruditorum aus dieser Periode, so wie die Briefe, welche er während der Reise geschrieben, und die zum Theil sehr gelehrten Inhalts sind, erwägt. Die vornehmsten Früchte der Reise waren: die Sammlung der Scriptores rerum Brunsvicensium, die Leibnitz herausgab; und der Codex juris gentium diplomaticus, worinn er die authentischen und bis dahin noch nicht gedruckten Aktenstücke von öffentlichen Traktaten, Friedensschlüssen, und andern öffentlichen Negotiationen vom eilften Jahrhunderte an bekannt machte.

Nach Beendigung dieser historischen Studien, gieng Leibnitz wieder zu den philosophischen über. Es erschie-

nen die berühmten Schriften über seine Monadologie und sein System der prästabilirten Harmonie. Das Werk Locke's über den menschlichen Verstand veranlaßte die Nouveaux essays sur l'entendement humain. Ein Verdienst von anderer Art, wiewohl es ebenfalls die Literatur betraf, erwarb sich Leibnitz dadurch, daß er der Stifter der Akademie der Wissenschaften zu Berlin wurde. Im Jahr 1710 gab er seinen Essay de Theodicée heraus, und im folgenden Jahre hatte er das Glück, dem russischen Kaiser Peter dem Großen persönlich bekannt zu werden, der ihm eine ansehnliche Pension ertheilte. Nicht lange hernach wurde er auch vom Kaiser Karl VI zum Reichshofrathe ernannt. Er begab sich nach Wien, und kam hier in eine vertraute Bekanntschaft mit dem Prinzen Eugen und andern großen Männern. Gleichwohl kehrte er bald von Wien nach Hannover zurück, und zwar gab dazu die Veranlassung, daß der Churfürst von Hannover den englischen Thron bestieg. Leibnitz soll mehrere Schriften verfaßt haben, welche sich auf die damaligen politischen Angelegenheiten bezogen. Er starb im Jahr 1716 im 70sten Jahre seines Alters an den Folgen eines Blasensteins, mit dem sich gichtische Anfälle verbanden.

Leibnitz war ein großer und seltener Geist, der mit Bako's fast unbegrenzten Aussichten, mit Descartes Scharfsinn und mit Plato's Erhabenheit eine glückliche und regelmäßige Einbildungskraft vereinigte. In seinem literarischen Charakter ist es einer der wesentlichsten und rühmlichsten Züge, daß er für jede Gattung menschlicher Kenntnisse Sinn und Empfänglichkeit hatte, sich mit gleichem Eifer mit allen beschäf-

tigte, und mit bewunderswürdiger Leichtigkeit vom Studium der einen zum Studium der andern übergieng. Daher kam auch sein rastloses Bestreben, das Gebiet der Wissenschaften überhaupt weiter anzubauen, und in seinem Innern zu vervollkommnen, und er hat von dieser Seite um die wissenschaftliche Literatur der deutschen insbesondere unsterbliche Verdienste. Gelehrte aller Art fanden in ihm einen Gönner und Beförderer ihrer Untersuchungen, der keine Arbeit scheute, durch die er glaubte, ihnen nützlich zu seyn, und zur Aufklärung der Gegenstände, denen sie etwa ihren Fleiß widmeten, beitragen zu können. Niemand hat vielleicht jemals einen ausgebreitetern Briefwechsel geführt, als er. Er war nicht blos das Orakel, er war der Vater geschickter Jünglinge; er kannte kein größeres Vergnügen, als junge Genies, welche das Glück verfolgte, in Umstände zu versetzen, wo sie ihre Bestimmung erfüllen, und die Annehmlichkeiten der Wissenschaften genießen konnten. Weit entfernt, diejenigen, die einerlei Laufbahn mit ihm betraten, als seine Nebenbuhler anzusehen, betrachtete er sie vielmehr als Werkzeuge der Vorsehung, mit ihm zu einerlei Absicht bestimmt, das menschliche Geschlecht zu unterrichten. In die Philosophie hat er eine Menge neuer Begriffe und Sätze gebracht, die durch ihn als wahre Leibnitzische Eigenthümer in Umlauf gekommen sind, und die als fruchtbare Principien zur Erklärung der Phänomenen der Natur und der menschlichen Seele in den Werken der größten Philosophen vielfältig Anwendung gefunden haben. Wenn aber auch die von ihm neuaufgestellten Fundamentalsätze, auf die er seine theoretischen Philosopheme grün-

dete, durch die, der Philosophie noch immer bevorstehenden, Revolutionen, längst vom Schauplatze verdrängt sind, so wird er immer noch als Mathematiker unsterblich seyn, weil er, wo nicht der Erfinder, doch gewiß der Miterfinder der Rechnung des Unendlichen ist; obwohl seine Gegner in England ihn dieses Vorzugs verlustig machen wollten, und aus einem unwürdigen Nationalstolz sich ein rasches Richteramt über den Ersten unter Deutschlands Mathematikern anmaßten.

Bei einer mittelmäßigen Länge und magern Gestalt konnte sich Leibnitz einer starken Leibesbeschaffenheit bis in sein hohes Alter erfreuen. Er trank sehr wenig, vermischte den Wein immer mit Wasser, und nahm, um den Durst zu stillen, nichts lieber zu sich, als Wasser und Milch. Dagegen gehörte er zu den starken Essern. Wenn er nicht zu Gaste geladen war, so ließ er sich das Essen zweimal des Tages auf sein Zimmer bringen, gieng aber nicht eher zu Tische, als bis er von der Arbeit ermüdet war, oder bis ihn hungerte, ohne sich an eine festgesetzte Stunde zu binden. Vor seinem 60sten Jahre begab er sich selten vor 2 Uhr des Nachts zur Ruhe; er blieb auch oft auf seinem Stuhle sitzen und ergriff die Feder sogleich wieder, wenn er nur ein paar Stunden geschlafen hatte. — Durch die patriotische Bemühung einer Gesellschaft von edlen Männern in Hannover, ist den langen Klagen, daß diesem großen Manne noch kein würdiges Denkmal errichtet worden, im Jahr 1789 abgeholfen worden; da seine Büste in weißem Marmor, auf einem der schönsten Plätze in Hannover, aufgestellt wurde.

Der

Der funfzehente November.

Gest. Christoph, Ritter von Gluck.

Kaiserl. königl. Hof= und Theaterkapellmeister.

Dieser große Komponist, der in der Geschichte der Opernmusik eine neue Epoche angefangen hat, war am 14ten Febr. 1712 in der obern Pfalz, an der böhmischen Grenze geboren. Er studirte in Prag, machte schon hier durch seine Kunstkenntnisse Aufsehen, und wurde wegen seiner Fertigkeit auf verschiedenen Instrumenten bewundert. Zeitig wandte er sich nach Italien, und komponirte seine erste Oper zu Mailand, die aber beinahe nicht gespielt worden wäre, weil man mißtrauisch auf die Talente eines Jünglings war. Aber sie wurde gespielt, und entschied seinen Ruhm. Sein Name erscholl bald durch ganz Welschland, seine Opern wurden zu Rom, Mailand, Neapel, Venedig, Parma und andern italienischen Städten mit dem größten Beifall aufgeführt, und erhielten sich lange in ihrem Glanze.

Von Italien wandte sich Gluck im Jahr 1745 nach England, komponirte daselbst die Oper la Caduta de Giganti, und führte Verschiedenes von seinen andern Kompositionen auf. Er folgte jetzt ganz den Eingebungen seines eigenen Genies, verließ den gewöhnlichen italienischen Schlendrian, und sah vornemlich dahin,

seine Musik zu simplificiren. Alle Schwierigkeiten und Passagien, welche die Handlung unterbrechen, und nur der Kunst und dem Sänger zu gefallen vorkommen, ließ er weg, und auf diesem Wege gelang es ihm, sich unsterblichen Ruhm zu erringen. London, Paris und Wien bewunderten sein großes und unerschöpfliches Genie, und hörten seine Opern mit dem lautesten Beifall. Er ließ sich nach seiner Rückkunft aus England in der deutschen Kaiserstadt nieder, und erhielt hier die Stelle eines Hof- und Theaterkapellmeisters, machte aber von Zeit zu Zeit von da Exkursionen nach Italien und Frankreich, und ward in Rom zum Ritter des goldenen Sporns ernannt. Kaiser Franz I, ein vorzüglicher Verehrer seiner Kunst, überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen, und der reizende Garten bei Wien, in welchem er einige Jahre in einer philosophischen Muse verlebte, war der Sammelplatz aller Freunde des guten Geschmacks.

Gluck war in seiner Einsamkeit nicht so müßig, als er es zu seyn scheint; er setzte Klopstocks Hermannsschlacht, einige seiner Oden und verschiedene von Gellerts geistlichen Liedern in Musik; er dachte an ein neues Stabat Mater, und gieng überhaupt mit großen Entwürfen um. Der größte darunter, und der ihn nie verließ, war der Gedanke, der Oper eine neue Form zu geben. Er hatte schon in der Zueignungsschrift seiner Alceste, welche im Jahr 1764 auf die Bühne kam, sein System über diesen Punkt bekannt gemacht; dieses führte er in seiner Iphigenia aus, und der französische Dichter Bailli de Roulet war ihm durch die Umschmelzung des racinischen Trauerspiels dieses Namens dazu behülflich.

Sobald Gluck mit dieser Poesie versehen war, so vergaß er alles andere, und die Anstrengung seines Genies war auf diesen einzigen Punkt gerichtet. Als die Oper fertig war, erhielt er eine Einladung nach Paris, sie daselbst aufzuführen, aber — noch war keine Note zu Papier gebracht. Dieser große Künstler komponirte nemlich die weitläuftigsten Werke blos im Kopfe; er löschte Noten im Kopfe aus und setzte andere hinein, mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ein Schriftgelehrter auf dem Papiere verbessert. Als endlich das Meisterwerk niedergeschrieben war, reiste er nach Paris, und führte es daselbst im Jahr 1774 — troz allen Kabalen, die gegen ihn geschmiedet wurden — mit dem rauschendsten Beifall auf, und bewirkte dadurch schnell eine außerordentliche Revolution in der französischen Musik. Die alten steifen französischen Opern wurden vom Pariser Theater verdrängt, und Gluck war der Abgott der Nation. Man führte die Iphigenia am 17ten May 1782 zum 175sten male auf, und noch betrug die Einnahme dieses Tages 6500 Livres. Vorher waren die Einnahmen bis zu 9000, ja bis zu 15125 Livres gestiegen, wenn dieß Stück gegeben worden war. Auch sein Orpheus wurde in der Mitte des Sommers 1775 neun und vierzig mal hintereinander gegeben, und selbst die heftigsten Gegner des Komponisten wagten es nicht, den Werth dieser Oper herabzuwürdigen.

Glucks Belohnung war dem großen Beifall angemessen, den man seinen Werken zollte. Außer einem ansehnlichen Honorar, erhielt er 6000 Livres auf Lebenszeit, und seine Büste wurde auf Kosten der Nation neben die der großen Tonkünstler Lully, Rameau

und Quinault gestellt. Unter den glänzendsten Bedingungen trug man ihm Frankreich zum beständigen Aufenthalte an, aber der Kaiser und die Kaiserin wußten den großen Mann seinem Vaterlande zu erhalten. Er starb im Jahr 1787 in Wien am Schlage, und hinterließ ein Vermögen von 300,000 Gulden. Auch außer seinem Fache besaß er Welt und Lektüre, und im Umgange war er ein jovialer Mann.

Unstreitig verdient Glucks Musik von allen angehenden Theaterkomponisten sorgfältig studirt zu werden, denn es herrscht darinn wahre, fast unübertreffbare Darstellung der Charaktere. Aber man muß seine Opern schlechterdings auf der Schaubühne, und zwar gut ausgeführt gehört haben, um richtig darüber urtheilen zu können. Denn selbst im Konzertsaale, wo die Action u. s. w. wegfällt, thut Glucks, für das Theater bestimmte Musik, kaum die halbe Wirkung. Gluck verachtet die Operndichterey, worin nicht Wahrheit und Leidenschaft ist: aber wo er diese findet, da vereinigt sich seine Seele mit der Seele des Dichters zur Hervorbringung eines Werks, dessen Endzweck ist, Wahrheit und Leidenschaft lebendig und in der vollsten Kraft darzustellen. Alles, was ihm hierzu nicht ein Mittel wird, tritt er unter die Füße, und hält sich an das bloße wahre Geschrei der Natur. Man findet in allen seinen Werken mehrere Verstöße gegen den reinen Satz, und darum ist man öfters ungerecht gegen den großen Komponisten gewesen, besonders in Deutschland, wo seine Werke öfters nur nach magern Klavierauszügen beurtheilt worden sind.

Der sechszehnte November.

Gest. Friedrich Wilhelm der Zweite.

König von Preußen.

Erst der Nachwelt ist es aufbehalten, eine genaue, umständliche und getreue Geschichte dieses Monarchen zu schreiben. Hier nur ein Umriß von seinem Leben, seinem Charakter und seinen Thaten.

Friedrich Wilhelm II, ein Sohn August Wilhelms, Prinzen von Preußen, und der Prinzessin Louise Amalie, Tochter Ferdinand Albrechts, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, war am 25sten Sept. 1744 geboren. Körperliche Schönheit, Anmuth und eine gefällige, wohlwollende und heitere Miene zeichneten ihn schon in den frühern Jahren seiner Kindheit aus. Jeder, der den kleinen Prinzen sah, bewunderte ihn wegen seiner Schönheit, und liebte ihn wegen seines frohen, unbefangenen und gefälligen Lächelns, aus dem die treffliche Anlage zu einem herzlichen und wohlmeinenden Charakter hervorleuchtete. Vermuthlich war die Entdeckung dieser natürlichen Anlage anch die Ursache davon, daß man bei seiner Erziehung vorzüglich auf seine starken und lebhaften Gefühle zu wirken suchte, und diese zu einem liebens-

würdigen Ganzen zu entwickeln strebte. Der Hofprediger und Oberkonsistorialrath Sack und der Professor Benguelin waren unter Aufsicht des Generalmajors von Bork seine Lehrer. Es fehlte dem Prinzen nicht an Geisteskräften. Er las nicht nur die lateinischen Klassiker und sprach mehrere der neuern Sprachen, sondern er legte sich auch auf Geschichte und schöne Wissenschaften. Dabei zeigte er einen hellen Verstand und die richtigste Beurtheilungskraft. In seinem 14ten Jahre überreichte ihm der Doktor Krünitz sein Stammbuch. Ohne alle Vorbereitung und ohne vieles Nachdenken schrieb er die Worte aus dem Virgil: Me Pater Aeneas et avunculus excitat Hector.

Im Jahr 1765 vermählte er sich zum erstenmal mit der Prinzessin Christine Ulrike von Braunschweig. Als er sich hernach im Jahr 1769 von ihr scheiden ließ, heurathete er zum zweitenmal die Prinzessin Friedrike Louise von Hessendarmstadt. Friedrich der Große war mit dem ganzen Lande damals um die Thronfolge besorgt, da außer unserm Friedrich Wilhelm II und den beiden Brüdern des Königs gar kein jüngerer Prinz weiter vorhanden war. Man kann sich daher leicht denken, welche allgemeine Freude die Geburt des jetzigen Königs, am 3ten August 1770 verursachte. Friedrich lächelte, als er die Hoffnung seines herannahenden Alters zum erstenmal erblickte, nahm den neugebornen Prinzen mit einem feierlichen Kuß an Kindesstatt an, und für Freuden entfiel ihm eine Zähre.

Seinen Heldenmuth und die ihm eigene persönliche Unerschrockenheit bewies Friedrich Wilhelm

zuerst im baierischen Erbfolgekrieg vom Jahr 1778. Sein Regiment schlug zu Neustädtel in Schlesien den Angriff eines beträchtlichen österreichischen Korps mit dem größten Muth zurück. Als die Kolonne, die der Kronprinz führte, bei ihrem Rückzug beunruhigt wurde, griff er den Feind an und schlug ihn gänzlich in die Flucht, so daß Wurmser nun abstehen mußte, ihm weiter hinderlich zu fallen. Friedrich umarmte den Kronprinzen dafür und sprach: „Sie sind nun nicht mehr mein Neffe, sondern mein Sohn.“

Am 17ten August 1786 starb Friedrich der Große, und Friedrich Wilhelm trat nunmehr unter dem Namen des Zweiten die Regierung an. Friedrich hinterließ ihm einen beträchtlichen Schatz, ein zahlreiches und geübtes Kriegsheer, wohl verwahrte Festungen, reichlich gefüllte Magazine, bevölkerte Länder, und was noch mehr sagen will, einen großen Ruhm des Namens der Preußen. Die eilfjährige Regierung Friedrich Wilhelms übertraf, in Verhältniß des kurzen Zeitraums, an Mannigfaltigkeit von Merkwürdigkeiten und Abänderungen, die 46jährige Regierung seines großen Oheims, Friedrichs II, und sie hatte mit ihr frappante Aehnlichkeiten. Im Anfange war Friedrich Wilhelm, wie Friedrich II, der Gegner Oesterreichs, und mit einer furchtbaren Armee an Böhmens Grenzen, im Begriffe den Krieg anzufangen. Er wurde Freund und Alliirter Oesterreichs, wie man sie bei Friedrich in den baierischen Tauschungsplanen sah. Er war ein Alliirter von England, wie Friedrich, und gieng wieder, wie jener, von der Subsidien-Allianz

ab. Er führte Krieg mit Frankreich, wie Friedrich, und schloß einen Partikular-Frieden mit Frankreich, wie jener gegen das Ende des siebenjährigen Kriegs. Mit Rußland war er Alliirter zur Theilung Polens, wie Friedrich, und beobachtete, wie jener die cirkomspekteste Vorsicht in seinen Verhältnissen mit dem Petersburger Hofe. Wie Friedrich bot er seinen Protektions-Bund den Fürsten Deutschlands, nach dem Basler Frieden an. Die preußische Monarchie erweiterte und vergrößerte er, mehr noch als sein großer Vorgänger *). Die Herstellung

*) Friedrich Wilhelm stellte sich im Jahr 1793 selbst an die Spitze seiner Truppen, die wider die Polen zu Felde lagen, erfocht mehrere Siege, und rückte bis nach Warschau vor. In der Folge aber zog er sich zurück, um die in Südpreußen ausgebrochenen Insurrektionen zu vertilgen. Die russischen Truppen vollendeten indessen den polnischen Krieg, und Friedrich Wilhelm erhielt bei der gänzlichen Theilung Polens, noch einen großen Theil dieses Landes, im Jahr 1795. Die gesammten Erwerbungen von Polen betrugen mehr als ein Drittheil der ganzen preußischen Monarchie, an neuer Volksmenge, und 2 Drittheile an Größe und Umfang. Friedrich Wilhelm bekam einen Zuwachs von 2050 Q. M., und 2 Millionen 75,000 Menschen. Die vorigen Einkünfte dieser Länder waren gegen 8 Millionen polnische Gulden gestiegen. Daß sie unter der preußischen Regierung gar viel mehr eintragen, ist einleuchtend. Unter den vielen schönen neuerworbenen Städten befand sich die in mancherlei Betrachte wichtige Stadt Danzig, und die herrliche Residenz Warschau.

Eine andere Vergrößerung des preußischen Staats erhielt der König durch die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer Baireuth und Ansbach mit der Krone. Der Flächeninhalt dieser Länder wird zu 145 Q. M., und die Bevölkerung zu 350,000 Menschen angegeben. Also auf dritthalb Millionen Menschen,

der Ruhe in Holland, die Rettung Schwedens, die wohlthätige Friedensstiftung für die ottomannische Pforte, waren Auszeichnungen seiner eilfjährigen Regierung, die Friedrichs lange Regierung nicht hatte. Ein Viertheil der 46jährigen Regierung Friedrichs war kriegerisch. In der nur eilfjährigen Regierung Friedrich Wilhelms war beinahe die Hälfte kriegerisch.

Bei den mannigfaltigen und ausgebreiteten Beschäftigungen mit dem Auslande verlohr Friedrich Wilhelm die innern Angelegenheiten nicht aus den Augen. Er ließ das neue, unter Friedrich dem Großen entworfene Gesetzbuch vollenden und einführen, machte in den innern Staatsverwaltungen viele neue Verbesserungen und Einrichtungen, und ließ die neuerworbenen Länder nach preußischer Ordnung organisiren, unterstützte die Armuth mit Freigebigkeit und durch mehrere neue Anstalten, ermunterte den Handel, die Industrie, und die Künste durch Prämien und vielfache Belohnungen. Er wurde der Stifter einer neuen Akademie der mathematisch-mechanischen und bildenden Künste, welche unter der Kuratel des verdienstvollen Heinitz in kurzer Zeit zu einem hohen Ruhme empor kam. Er bezeugte den deutschen Gelehrten, die von seinem Vorfahrer ihnen

und 2200 Q. M. belief sich der Zuwachs der preußischen Staaten unter der Regierung Friedrich Wilhelms. Er fand beim Anfange seiner Beherrschung 6 Millionen Menschen, und hinterließ neunthalb Millionen, er erbte 3600 Q. M., und hinterließ 5800. Die erworbenen neuen Länder waren höchst fruchtbar, und noch vieler Kultur fähig. Ihre Einkünfte für den Staat vermehrten sich jährlich. Sie gaben ein Arrondissement mit einer Grenze, die die Natur durch die Weichsel formirte.

oft ungerecht entzogene Achtung, ehrte die deutsche Sprache, und schätzte die Wissenschaften. Zur Erziehung und Bildung der Jugend ließ er verschiedene neue Anstalten einrichten. Die Städte Berlin, Charlottenburg und andere verschönerte er mit vielen, zum Theil prächtigen Gebäuden. Ueberhaupt kann man von diesem Monarchen in Wahrheit sagen: daß er alles, was zum Glück seiner Unterthanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinne wollte, insoweit es ihm nicht verborgen blieb oder er sonst durch mannigfaltige Umstände nicht daran verhindert wurde und also nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion bald mißverstanden, bald übertrieben und wohl noch öfter von falschen Eiferern oder von irregeleiteten Schwärmern oder arglistigen Heuchlern gemißbraucht wurden. Daher manche Einschränkung der Denkfreiheit, manche harte, dem Zeitgeist widersprechende Verordnung in Religionssachen, die sich mit dem bekannten menschenfreundlichen Charakter des Königs nicht zu vereinigen schien.

Friedrich Wilhelm war einer der längsten, und einer der schönsten Menschen seiner Staaten. Sein Kopf schien nur, wegen der großen Korpulenz seines Körpers, etwas kleiner. Eben diese Korpulenz verursachte ihm manche Beschwerden. Er hatte zwar niemals eine eigentliche schwere Krankheit gehabt, aber sein starker Körper gab ihm keine feste Gesundheit, und die Beschwerden der Feldzüge untergruben sie. Er starb 1797 an der Wassersucht auf seinem Schlosse bei Potsdam, im 54sten Jahre seines Alters.

Der siebenzehnte November.

Gest. Katharina die Zweite.

Kaiserin von Rußland.

Das russische Reich, das größte auf dem ganzen Erdboden, das noch $1\frac{3}{4}$ mal so groß als ganz Europa ist, den 30sten Theil der ganzen Erde, und den 10ten Theil der ganzen Oberfläche des festen Landes der alten und neuen Welt enthält, — dieses ungeheure Reich wurde 34 Jahre lang von einer Kaiserin regiert, die noch bei ihrem Leben von vielen Schriftstellern die Große und die Einzige genannt wurde. Wir begnügen uns, sie mit dem historischen Beinamen Katharina die Zweite zu bezeichnen. Und ohne, wie manche — nicht etwa in förmlichen Lobreden, sondern in blos historischen Schriften thun — „ihre ganze Regierung für ein Wunder zu halten, das auch nur ein Geist, wie der ihrige, zur Wirklichkeit bringen konnte“ ist es genug, hier kürzlich das Merkwürdigste anzuführen, was unter ihrer langen Regierung in diesem größten Reiche der Erde geschehen ist.

Katharina II, zu Stettin am 2ten May 1729 geboren, war eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Ihr

Vater war Fürst Christian August zu Anhalt-Zerbst, königlich Preußischer General-Feldmarschall und Gouverneur zu Stettin. Bis zum 15ten Jahre lebte sie wechselsweise in Stettin, Dornburg oder in Zerbst, und wurde von ihrer vortrefflichen Mutter, einer Prinzessin von Schleswig Gottorp, sehr sorgfältig erzogen. Katharina war eine Prinzessin von auffallender Schönheit, dem gefühlvollsten Herzen und den ausgezeichnetsten Talenten.

In ihrem 16ten Jahre wurde sie mit dem Großfürsten von Rußland, nachmaligem Kaiser Peter III, der damals 17 Jahre alt war, vermählt. Erst nach 9 Jahren gebahr ihm seine Gemahlin ihren ersten und einzigen Sohn Paul Petrowitsch, nachmaligen Kaiser von Rußland; und 3 Jahre später eine Prinzessin, Anna Petrowna, welche nicht volle 15 Monate lebte. Mehr Kinder sind aus dieser Ehe nicht entsprossen. Der schwache Peter, welcher im Jahr 1762 zur Regierung gelangte, wollte Maßregeln gegen den unternehmenden, hochstrebenden Geist seiner Gemahlin nehmen, als sie ihn, mit zuvorkommender Klugheit, stürzte, und sich durch seinen Untergang zur Selbstbeherrscherin eines unermeßlichen Reichs (d. 9ten Jul. 1762) machte. Um sich auf dem Throne desto fester zu setzen, gewann Katharina durch gelindes Betragen den ohnehin schwachen Anhang ihres entfernten Gemahls; sie bestätigte den Frieden mit Dännemark und Preußen, und errichtete mit letzterer Krone ein Schutz- und Trutzbündniß. Bei der Durchsetzung neuer Anstalten bediente sie sich außerordentlicher Klugheit und Mäßigung. In Moskau schaffte sie die sogenannte geheime Kanzlei ab;

in Petersburg gab sie der von Elisabeth im J. 1758 gestifteten Akademie der Künste eine gemeinnützigere Einrichtung, und gründete unter der Aufsicht des Generals Betzkoy eine National-Erziehung, Schulen, Seminarien, Waisenhäuser. Dem Senat und andern Reichskollegien bestimmte sie eine regelmäßigere Verfassung; sie arbeitete an vortheilhafterer Anwendung der geistlichen Güter, verstärkte die Truppen, verbesserte die Gesetze und wendete ein Hauptaugenmerk auf Bevölkerung und Kunstfleiß. Feierlich lud sie geschickte Ausländer ins Reich, und verordnete zu ihrer Versorgung und Sicherheit eine Tutelkanzley; auf kaiserliche Unkosten schickte sie junge russische Gelehrte und Künstler zur Ausbildung der Talente auf Reisen, und sie selbst that verschiedene Reisen in ihre Provinzen. Sie ließ neue Städte errichten, und Petersburg durch herrliche Denkmähler der Baukunst verschönern. Den Bürgerstand suchte sie auf alle Art zu heben, und befreite ihn deswegen von dem Drucke, in welchem er bisher gewesen war. Im Jahr 1767 berief sie aus allen Provinzen des Reichs Abgeordnete zur Verfertigung eines neuen Gesetzbuches zusammen. Die Instruktion dazu, welche aus ihrer eigenen Feder geflossen, verräth ein gesetzgeberisches Genie, welches keine andere Rücksicht hat, als das Heil des Volkes. Besondere Bemerkung verdienen theils die Abschaffung der Folter, theils die Erleichterung und Verminderung der Leibeigenschaft. Sie ließ ihr weitläuftiges Reich durch viele Gelehrte bereisen, die Beschaffenheit und Merkwürdigkeiten desselben untersuchen und beschreiben, und die Wissenschaften selbst gewannen dadurch. Diese begünstigte sie auch auf manche andere Weise; aber der

Einfluß dieser Begünstigungen zeigte sich freilich nur langsam und vereinzelt.

Katharina führte glückliche Kriege gegen die Türken, und vergrößerte besonders durch die Besitznahme der Krimm (Tauriens), und der Kuban, Okzakow's, Litthauens, eines sehr großen Theils von Polen, und Curland, und durch Entdeckungen im östlichen Asien bis nach Amerika hinüber, ihr Reich mit 36,000 geographischen Q. M. Sie fand beim Antritt ihrer Regierung eine Volksmenge von 20 Millionen Menschen und hinterließ eine Anzahl von 36 Millionen; sie fand 16 Statthalterschaften im ganzen Reiche und hinterließ deren 48, die sie neu organisirte; die Staatseinkünfte betrugen im Anfange ihrer Regierung 30 Millionen Rubel, bei ihrem Tode über 60 Millionen. Sie fand die Seemacht in Verfall und stellte eine Flotte von 45 Linienschiffen, eine zahlreiche Macht an kleinern Kriegsschiffen, und eine Galeerenflotte von 150 Schiffen her. Sie gab der Landmacht eine neue Verfassung und vermehrte sie bis zu einer Anzahl von mehr als 400,000 Mann.

Die ganze neuere Geschichte kennt keine Regierung wie diese, denn bis zu einer solchen Diktatur in der großen europäischen Republik, wie Katharina II führte, hat es nie vor ihr ein Monarch gebracht, und keiner aller der Könige, die ehedem zu den Befürchtungen einer sogenannten Universalmonarchie Veranlassung gegeben, scheint etwas von ihrer Kunst verstanden zu haben, mit siegendem Stolz in den gefahrvollesten Lagen und mit ungewöhnlicher ganz neuer Würde in den alltäglichsten Vorfällen sich zu zeigen. Das ungeheure Reich, das ihr zu Füßen lag, die

unerschöpflich scheinenden Quellen, die sie aus einem Lande und aus einem Volke ziehen konnte, die beide, noch frisch und kräftig waren, der ausschweifende Luxus ihres Hofes, die barbarische Pracht ihrer Großen, die königl. Reichthümer ihrer Günstlinge, die ruhmvollen Thaten ihrer Heere und die Riesenplane ihres Ehrgeizes, zwangen dem erstaunten Europa die tiefste Bewunderung ab. Sie hatte nicht den Vortheil, über Völker, die schon gebildet waren, zu regieren, und sich von lauter großen und weisen Männern und Räthen umringt zu sehen. Sie besaß zwar einige geschickte und thätige Räthe, einige verschlagene Diplomatiker, einige tapfere und glückliche Generale, aber, Romanzow, Panin und Potemkin abgerechnet, keinen Mann von wahrem und großem Genie, und ein großer Theil ihrer außerordentlichen Unternehmungen und ihrer weisen Einrichtungen, vornehmlich des Guten, was sie gestiftet hat, muß lediglich auf die Rechnung der Kaiserin selbst gesetzt werden. So viel Weisheit und Einsicht aber ihre Staatseinrichtungen verriethen, so sehr sie das Gute, und Recht und Gerechtigkeit wollte, so gemeinschädlich wurde doch das System der morgenländischen Pracht und Verschwendung, das an ihrem Hofe herrschte, und die Macht und der Einfluß ihrer Günstlinge und der Kreaturen derselben. Während alles, was die Kaiserin umgab, Glück und Wohlstand verkündigte, wurde in der Ferne jede Art von Despotismus ausgeübt, und der arme Unterthan gedrückt, geplündert und erschöpft.

Nicht blos als Regentin, sondern auch als gelehrte und gebildete Fürstin, wetteiferte Katharina mit Friedrich dem Großen; unterhielt auch, wie er,

Briefwechsel mit Gelehrten, besonders mit Voltaire, an den sie herrliche Briefe schrieb, und mit mehrern deutschen Gelehrten, als Nikolai, Zimmermann u. a. Am glücklichsten fühlte sie sich in den reinmenschlichen Verhältnissen mit ihren nähern Verwandten, im Umgange mit ihren Enkeln, deren Erziehung sie sich sehr angelegen seyn ließ und durch eigene Bücher beförderte, die sie unter dem Titel: Bibliothek der Großfürsten, für sie herausgab. Auch eine nicht kleine Zahl dramatischer Stücke floß aus ihrer Feder.

Die glänzende und thatenreiche Regierung Katharinens endigte sich plötzlich und unvermuthet am 17ten Nov. 1797, da sie eben mit Zurüstungen gegen Frankreich beschäftigt war. Schon hat die Nachwelt das Gericht über ihre Thaten angefangen. Ihr sey der Ausspruch über ihre Thronbesteigung, über den Tod ihres Gemahls, über die Behandlung der polnischen Nation, über die Auswanderung der Kalmücken im Jahr 1771, über Potemkins Allgewalt, über die blutige Eroberung Oczakow's, Ismail's, Pragas, über die Kriege gegen die Pforte und gegen Polen, über die Vernichtung dieses letztern Staats, und über ähnliche Thaten vorbehalten.

Der achtzehnte November.

Geb. Peter Bayle.

Professor der Philosophie in Rotterdam.

Eine Hauptrolle spielte am Anfange des 18ten Jahrhunderts sowohl in der literarischen Welt überhaupt, als in der philosophischen insbesondere, Peter Bayle, einer der vortrefflichsten Köpfe, die je gelebt haben. Er wurde 1647 zu Carla in der Grafschaft Foix geboren. Von Jugend auf zeigte er einen lebhaften und scharfsinnigen Verstand, ein erstaunendes Gedächtniß und eine brennende Wißbegierde. Bis in sein 19tes Jahr unterrichtete ihn sein Vater, ein reformirter Prediger, dann gieng er nach Toulouse, um bei den Jesuiten Philosophie zu studiren. Die jesuitischen Lehrer benutzten seine skeptische Stimmung und ihre dialektische Kunst, und bewogen ihn, zur katholischen Kirche überzutreten. Aber bald bereute Bayle diesen übereilten Schritt; er beschloß, wieder zur protestantischen Religion zurück zu kehren, und da diese Apostasie in Frankreich ein tödtliches Verbrechen gewesen seyn würde, so entwich er 1670 heim-

lich zu seinen Freunden nach Genf, und lebte hier eine Zeit lang als Lehrer und Erzieher der Kinder mehrerer angesehener Familien.

Bayle sehnte sich nach einem größern Wirkungskreise; er gieng nach Paris, wo er zwar mehr Nahrung für seinen lebhaften Geist, aber keinen Unterhalt fand. Daher gieng er bald nach Sedan, wo ihm 1676 eine philosophische Lehrstelle ertheilt wurde. Da diese Akademie nach einigen Jahren aufgehoben wurde, so folgte er einem Rufe nach Rotterdam, als Professor der Philosophie und Geschichte. Bei der Erscheinung des großen Kometen im Jahr 1681, der so viele und mancherlei Bewegungen unter dem Volke und den Gelehrten veranlaßte, schrieb er seine Gedanken über die Kometen. Diese vortreffliche Schrift, in der er seinen ächten, über Aberglauben und Volkswahn erhabenen philosophischen Geist, bewies, war für ihn eine Quelle vieler Verdrießlichkeiten, und machte ihm besonders seinen Kollegen Jurieux abgeneigt, einen gelehrten aber eigensüchtigen Mann, der nun unaufhörlich gegen ihn schrieb und kabalirte. Der Jesuit Maimburg hatte damals eine Geschichte des Calvinismus herausgegeben, die zur Verunglimpfung der Hugenotten abzweckte, und auch einen für diese sehr nachtheiligen Eindruck in Frankreich machte. Bayle schrieb dagegen eine Kritik mit so viel Geist, Geschmack und Sachkenntniß, daß selbst sein Gegner gezwungen war, die Trefflichkeit der Schrift einzuräumen, aber eben deswegen nicht eher ruhte, als bis sie auf königlichen Befehl konfiscirt und verbrannt wurde.

Dennoch wurden von der Schrift in kurzer Zeit mehr Ausgaben veranstaltet, und Bayle erndtete davon den größten Ruhm ein.

Allgemein verbreitet ward dieser Ruhm durch das kritische Journal (Nouvelles de la republique des lettres) das er 1684 anfieng. War irgend jemand zu einem Unternehmen dieser Art gleichsam von der Natur geschaffen, und durch die Art seiner Studien gebildet, so war es Bayle. Er konnte hier seine Philosophie, seine Gelehrsamkeit, seinen Geschmack, hauptsächlich sein Talent der Kritik im hellsten Lichte zeigen. Auch gelang ihm die Ausführung des Unternehmens in so hohem Grade, daß seine Zeitgenossen wetteiferten, ihn mit Lobsprüchen zu überhäufen. Auf der andern Seite wurde aber auch Bayle durch die Natur dieser Arbeit fast in alle die Streitigkeiten mit verwickelt, welche damals unter den Gelehrten, und namentlich unter den Theologen und Philosophen obwalteten. Seine Feinde brachten es auch dahin, daß er 1693 abgesetzt und seines Gehaltes beraubt wurde.

Mit philosophischer Standhaftigkeit ertrug Bayle sein widriges Schicksal. Er wandte seine Muse vornehmlich dazu an, das historisch-kritische Wörterbuch zu schreiben, das ihm auch bei der Nachwelt einen berühmten Namen gesichert hat. Die beiden ersten Bände desselben erschienen, und zwar gegen seine sonstige Sitte, mit seinem Namen im Jahr 1697. Da sie die letzten Resultate seiner gelehrten Forschungen und seines philosophischen Genies enthielten, so erwarben sie ihm große Bewun-

derung. Allein viele fanden auch in einzelnen Artikeln Gift versteckt, das für die natürliche sowohl als christliche Religion eben so verderblich seyn könnte, wie für die Moralität. Nach Vollendung des Wörterbuchs gab er eine Sammlung historisch-kritischer, literarischer und philosophischer Bemerkungen heraus (Reponse aux questions d'un Provincial), die nicht blos für das gelehrte, sondern auch für das grössere gebildete Publikum bestimmt waren. Auch dadurch wurde er in neue Streitigkeiten verwickelt. Indessen arbeitete er bei aller Kränklichkeit und oft bei heftigen Kopfschmerzen an seinen gelehrten Werken, und starb unverehelicht, ohne Gebrauch der Arzenei, sitzend, mit der Feder in der Hand am 28sten Dezember 1706 an einem verzehrenden Fieber.

In Bayle's moralischen Charakter scheinen ungemessener Ehrgeiz, Leichtsinn und Unstetigkeit in der Denkart und den Maximen, seine vornehmsten Fehler gewesen zu seyn, die ihn oft zu einem wirklich tadelnswürdigen Benehmen verleiteten, und die Ursache vieler Verdrießlichkeiten und Leiden für ihn wurden. Er fühlte selbst seine Ueberlegenheit an Genie, Gelehrsamkeit und Geschmack zu sehr, und bestrebte sich, sie auch andern auf eine Art fühlbar zu machen, von der nicht sowohl ihre Achtung und Bewunderung, als vielmehr ihr Neid und Haß die Folgen seyn mußten. Sein Witz, sein Talent zur Satyre, seine leichte gefällige Schreibart, sein kritischer Scharfsinn waren Waffen, die seine Widersacher demüthigten, die er aber auch nicht selten durch einen unvorsichtigen, übereilten und zu weit getriebenen Ge-

brauch gegen sich selbst und seine eigene Ruhe und Wohlfahrt kehrte. Am unverzeihlichsten zeigte sich sein Leichtsinn in seiner Schriftstellerei, die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten und die damals herrschende positive Religion überhaupt betreffend, und dieß Verfahren schwächte auch die Achtung des Publikums gegen ihn vorzüglich.

Die ungünstigen Urtheile des Publikums mußten durch die Wandelbarkeit seiner Denkart überhaupt, die sich weder im Theoretischen noch im Praktischen gleich blieb, gar sehr bestärkt werden. Man konnte fast in Ansehung keines wichtigen Gegenstandes menschlicher Forschung mit Sicherheit behaupten, was Bayle selbst persönlich für eine Meinung hege, wenn er sie auch in seinen Schriften noch so gründlich ausgeführt und noch so eifrig behauptet und vertheidigt hatte; denn alle seine Behauptungen waren gleichsam Thesen, die er aufstellte, worüber er sich den weitern Disput vorbehielt, und die er, wenn ihm der Disput selbst oder sein Interesse bei demselben es mit sich zu bringen schien, wieder änderte; hingegen hartnäckig und sogar mit Sophistereien zu rechtfertigen suchte, sobald andere ihre Gültigkeit in Anspruch nahmen, und dadurch seine literarische Eigenliebe anfochten.

In manche seiner gelehrten Streitigkeiten wurde er freilich dadurch verflochten, daß seine literarischen Bemühungen auf Kritik der Arbeiten und Untersuchungen seiner gelehrten Zeitgenossen, vornehmlich in den letztern Jahren seines Lebens, gerichtet waren. Aber oft neckte er auch nur, um zu necken, und suchte literarische Händel, wo er sie gar wohl hätte vermeiden können.

Indessen muß man auch nicht verkennen, daß er durch diese seine Kritik und die dadurch veranlaßten Streitigkeiten der Literatur ausnehmenden Vortheil gebracht habe. Sie zeigte zuerst in einem schönen Beispiele, wie viel die Kritik, wenn sie mit Geiste, Geschmack und Gelehrsamkeit angewandt wird, zur Vervollkommnung der Wissenschaften, und ihrer zweckmäßigen Behandlung und Darstellung beitragen könne; sie deckte manchen neuen Gesichtspunkt auf, sie hob die Mängel und Lücken der damaligen wissenschaftlichen Verfassung hervor, und lenkte die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf Mittel, ihnen abzuhelfen; sie berichtigte manche Irthümer, und rügte mit Freimüthigkeit die Einseitigkeit, Anmaßung und Intoleranz mancher Schriftsteller. Bayle hat sich durch seine Kritik vorzüglich um die Literargeschichte Verdienst erworben, wiewohl er seinen Nachfolgern noch immer sehr viel zu verbessern übrig gelassen hat. Auch war er mit der neuern Literargeschichte vertrauter als mit der des Alterthums. Seine Beurtheilungen der damaligen Philosophie und positiven Religion, sein Kampf gegen den herrschenden Aberglauben, verrieth den liberalen philosophischen Denker — und dieser hellsehende Kopf, der wider manches Vorurtheil muthiger kämpfte, als es seine Umstände zu erlauben schienen, konnte das Rauschen des Wassers aus einem Hahne nicht ertragen.

Der neunzehnte November.

Geb. Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhof.

Königl. Preuß. Oberfinanz- Kriegs- u. Domainenrath.

Brenkenhof verdient vor Tausenden den Namen eines originellen Geistes und eines Wohlthäters der Menschen. Seine Größe war ganz seine eigene; ohne alle Kultur seines Verstandes, ohne allen wissenschaftlichen Anstrich, ohne Kenntniß einer andern, als seiner Muttersprache, von einem der rauhesten Helden nur zur Ordnung, Arbeitsamkeit und ausdaurenden Stärke des Körpers in strenger Zucht gebildet, entwickelte sich bei ihm ein Geist vom weitesten Umfang, der die größten Plane mit eben der Leichtigkeit schaffen als ausführen, der unüberwindlich scheinende Hindernisse überwinden, und tausend sich durchkreuzende Plane mit einander verbinden konnte; und dabei ein Herz voll ächt edler Gefühle, wahrer Menschenliebe und Eifers für das gemeine Wohl. Ohne zu wissen, wie viel Grade ein Winkel habe, unternahm Brenkenhof mit dem glücklichsten Erfolg die ansehnlichsten Bauen, Urbarmachungen, Austrocknungen ꝛc. Ohne alle gelehrte Kenntnisse entwarf er die ausgebreitetsten Handelsplane, und gab Tausenden Unterhalt und Beschäftigung;

ohne je Unterricht in der Politik gehabt zu haben, wußte er mit der äußersten Vorsicht und zugleich Entschlossenheit eine sehr schwierige Grenzbeziehung und Besitznehmung von einem neuen Lande auszurichten. Mit der thätigsten Betriebsamkeit eines Kaufmanns und der schnellsten Benutzung jeder Gelegenheit zum Gewinn, war Brenkenhof edel und großmüthig fast bis zum Uebertriebenen, uneigennützig bis zum Schaden seiner Familie. — Gewiß, ein solcher Mann verdient ein Denkmal!

Er war im Jahr 1723 zu Reideburg bei Halle geboren. Sehr frühe kam er als Page in die Dienste des Fürsten Leopold zu Dessau, eines großen Mannes in seiner Art, der ihm als seinem Zögling, eine von der gewöhnlichen höfischen ganz abgehende Erziehung gab, und der ebenfalls haben wollte, daß Brenkenhof, wie der Fürst selbst, fast alles der Natur und seinem eigenen Kopfe zu danken haben sollte. Ohne Sprachen und Wissenschaften zu kultiviren gewöhnte er ihn zur Thätigkeit, hielt ihn eingezogen, streng, und ein ganzes Jahr mußte er mit niemanden als mit seinem Herrn umgehen, und sich weder Tag noch Nacht von ihm und aus seinem Vorzimmer entfernen. So gewöhnte er ihn nach seiner Hand, gebrauchte ihn bei mehr gegebener Freiheit zu den Finanz-Angelegenheiten seines Staates und zu kriegerischen Geschäften, als seinen erklärten Vertrauten.

Im ersten preußisch-schlesischen Kriege brauchte er ihn in Pagenuniform als Adjutanten, und erst im 25sten Jahre nahm er ihm diese und machte ihn

zu seinem Oberstallmeister. Der Nachfolger des Fürsten, Maximilian, gab ihm die Stelle eines Kammerdirektors, und nach dessen Ableben erhielt er, nebst einigen andern, während der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Fürsten von Dessau, die Stelle eines Vormundschaftsraths.

In der Schule des rauhen Helden Leopolds — zugleich des größten Finanziers, der seine Einkünfte von 80,000 Reichsthalern jährlich, ohne sein Land zu vergrößern, bis an nahe vier Tonnen Goldes zu erhöhen wußte — lernte Brenkenhof jene in seinem Leben so nützlich angewandte Regeln der Kameralistik, der Haushaltungs- und Handlungswissenschaft. Sein erstes Vermögen, das er sich als Page erwarb, entstand aus einem Taubenhandel. Die Enkel des Fürsten Leopold, die Grafen von Anhalt, die sich nachher als Helden so berühmt gemacht, liebten Tauben und andere Vögel; diese verschaffte er ihnen mit einigem Gewinn. Der Fürst gab ihm ferner Gelegenheit, einen Pferdehandel anzufangen, worinn er ebenfalls glücklich war und sich einige Vortheile machte. Seines zweiten Herrn Vorschüsse setzten ihn in den Stand, Güter und Aemter zu pachten, und sich ein Landgut zu kaufen. Endlich half ihm der siebenjährige Krieg auf einmal zu einem Vermögen, welches er kaum von dem Fleiße seines ganzen Lebens erwarten konnte. Brenkenhof hatte eine minder bedeutende Lieferung für die preußische Arme übernommen, nachdem ihm Schimmelmann bei dem Hauptlieferungskontrakte zuvorgekommen war. Ein Ungefehr

ließ ihn aber die Plane der Schimmelmannischen Kommissarien, die sie zur Aufbringung der benöthigten Getreidevorräthe entworfen hatten, entdecken; mit Reasamkeit kam er ihnen durch seine Bevollmächtigten zuvor, und nahm die sämmtlichen Vorräthe, die die erstern ins Auge gefaßt hatten, in Beschlag. Schimmelmann gerieth in die peinlichste Verlegenheit, die doch Brenkenhof großmüthig dadurch hob, daß er mit ihm in Gemeinschaft trat, und sie den Gewinnst theilten. Damals trug es Brenkenhofen auf seinen Antheil 200,000 Thaler. Auf ähnlichen Wegen erwarb er ferner ansehnliche Summen und wurde einer der reichsten Kapitalisten. Um Dessau überhaupt machte er sich durch verbesserte Oekonomie, Anlegung ansehnlicher Stutereien, Wasserbau und durch sein weises Betragen im siebenjährigen Kriege sehr verdient. Er pachtete Güter um 4000 Reichsthaler, gab in jedem Jahre der Verpachtungszeit freiwillig einen höhern Pachtzins, und übergab beim Schluß der Pachtzeit diese nemlichen Güter, bis auf 12,000 Reichsthaler ihres Einkommens erhöht.

Friedrich der Große, der Brenkenhofs große Verdienste kannte, suchte ihn in sein Land zu ziehen, hauptsächlich um durch ihn die während des Kriegs aufs äußerste ruinirten Pommerschen und Neumarkischen Provinzen wieder in Flor zu bringen. Brenkenhof, ein warmer Verehrer des Königs, folgte dem Rufe, und trat 1762 als wirklicher geheimer Oberfinanz- Kriegs- und Domainenrath, mit Sitz und Stimme bei dem General-

direktorium, in preußische Dienste. Hier leistete er dem Könige und dadurch dem Staate selbst und der Menschheit 18 Jahre lang die wichtigsten Dienste. Er ließ verwüstete Länder wieder aufleben, unbeurbarte Gegenden schuf er in blühenden menschenvollen Gefielden um, ganze Ströme zwang er in nutzbare Laufbahnen: eine unglaubliche Menge Menschen schützte er in der Theuerung vor Hunger, in der Armuth vor Verschmachten, ja selbst in Lebensgefahr vor dem Tode. Er war es, der den Ertrag der königlichen Gefälle, und die Zahl der Unterthanen aufs Ansehnlichste vermehrte; der in die Grenzbeziehung mit Pohlen den wichtigsten Einfluß hatte; der einem dürftigen Striche Landes neue Zweige des Erwerbes öffnete, und mit eigener Aufopferung, durch ökonomische Versuche, vielleicht noch auf den Nahrungsstand mehr als eines Jahrhunderts heilsame Wirkungen hervorbrachte: so daß Friedrich der Große selbst eingestehen mußte: es gehöre unter die Vorzüge seiner Regierung, einen Diener wie Brenkenhof gehabt zu haben.

Aus reinem Patriotismus diente er dem König bis an sein Ende. Es wurden ihm russische Dienste mit einem jährlichen Gehalt von 12,000 Rubeln angeboten, er blieb aber bei seiner Besoldung von 2000 Reichsthalern, um nur nicht Plane sinken zu lassen, deren ersprießliche Ausführung ohne sein Mitwirken ohnmöglich war. Verschiedene Unglücksfälle hatten sein Vermögen gemindert, aber er war viel zu gewissenhaft, von den Millionen, die durch seine Hände giengen, sich nur das Mindeste

zuzueignen. Noch hatte er große Kassen unter sich, die er bei seinem Tode im verwickeltsten Zustande hinterlassen mußte, und die seiner Familie mancherley Gram und Einbuße zuziehen würden. Er diktirte deswegen vor seinem Tode einen merkwürdigen Brief an den König, in welchem er offenherzig sagte, was er gethan, wie er gehandelt, und wo er Einbuße gehabt. Noch an eben diesem Tage, da er den Brief diktirte, starb er, am 21sten May 1780. Wahrhaft sagt der Graf von Borke in seiner Beschreibung der Stargardtschen Wirthschaft von Brenkenhof: „Man kann diesen Mann nicht nennen hören, ohne zugleich Nützliches zu vernehmen. Er hatte gewiß die seltene Gabe, aus einem ökonomischen Gegenstande, das Bestmöglichste, oder doch in hohem Grade das Bessere zu machen. Solche Genies sind so selten, und wohl noch seltener, als schöpferische Köpfe in andern Theilen der menschlichen Kenntnisse.“

Der zwanzigste November.

Gest. Blasius, Reichsfreiherr von Bender.

Kaiserlich = Königlicher General = Feldmarschall.

Die Nachwelt ehrt das Andenken des Helden, der mit Muth und Einsicht für das Vaterland kämpfte, wenn auch nicht immer glänzende Siege die Folge seiner Unternehmungen waren. Oft hängt der Erfolg kriegerischer Unternehmungen von Zufällen und Umständen ab, die ganz außer der Gewalt des Anführers stehen. Die größten Helden erfuhren zuweilen die Launen des Glücks, und verloren da, wo alles mit dem weisesten Bedacht veranstaltet war. In solchen kritischen Lagen befand sich auch zuweilen Bender, der tapfere österreichische Heerführer, dem die unpartheyische Geschichte eine ehrenvolle Erwähnung nicht versagen kann. Das Haus Oesterreich verlohr in ihm einen seiner getreuesten und ausgezeichnetsten Diener, der Soldat einen Vater und die Bürgerschaft ihren Freund.

Blasius, Reichsfreiherr von Bender, des militairischen Marien = Theresiens = Ordens Großkreuz, kaiserl. königl. General=Feldmarschall, und Innhaber eines Regiments zu Fuß, war in dem Städtchen Gengenbach in Schwaben am 11ten November 1713 geboren. In

seinem 20sten Jahre trat er als Kadet in kaiserl. Kriegsdienste, wurde das Jahr darauf Fähndrich, und wohnte 1734 und 1735 den beiden Feldzügen unter dem Prinzen Eugen bei. In dem Türkenkriege, welcher 1737 ausbrach, half Bender Bajalukka belagern, und ward in der nahe bei der Festung vorgefallenen Schlacht verwundet. Auch befand er sich 1739 in der kurz vor der Belagerung von Belgrad, zum Nachtheil der Oesterreicher vorgefallenen Schlacht bei Krozka und Panzowa. Ueberall legte er Proben seines Heldenmuths und seines Diensteifers ab. Auch in dem österreichischen Successionskriege diente er, und befand sich 1741 in der unglücklichen Schlacht zu Molwitz in Schlesien, wo er durch den linken Fuß geschossen ward. Der Belagerung Prags wohnte er gleichfalls bei, und ward durch einen Bajonetenstoß im Halse verwundet. Ferner war er in der Schlacht bei Strigau und Trautenau, und ward durch den Leib geschossen. Gegen die Franzosen in den Niederlanden befand er sich bei Royan und Laffeld.

Im siebenjährigen Kriege war er in den Schlachten bei Prag, am Moisesberge in Sachsen und bei Breslau. Damals war er bereits Oberstlieutenant. Bei dem Ueberfalle von Berlin, unter dem Kommando des General Haddik, befand er sich gleichfalls, so wie in der Schlacht bei Torgau. Im Jahr 1769 ward er Generalmajor und Kommandant zu Philippsburg, und 1775 General-Feldmarschall-Lieutenant und Kommandant der wichtigen Festung Ollmütz. In eben dem Jahre erhielt er ein Infanterie-Regiment. Im Jahr 1785 ward er Kommandant von Luxemburg und vom Kaiser Joseph II zum Generalfeldzeugmeister ernannt, auch in den Freiherrn-

stand erhoben. Dieser tapfere General wohnte demnach 20 Feldzügen, und ohne die Schlacht bei St. Hubert 12 Schlachten und 9 Belagerungen bei, und ward viermal verwundet.

Besondere Beweise aber seines Diensteifers und seiner Tapferkeit gab Bender bei der im Jahr 1789 in den Niederlanden ausgebrochenen Rebellion. Der General, Graf d'Alton mußte mit seinen geschwächten Truppen die vornehmsten Provinzen der österreichischen Niederlande verlassen, und zog sich nach Luxemburg zurück. Der Rebellen-General van der Mersch folgte den Oesterreichern auf dem Fuße nach. Inzwischen verlohr d'Alton sein Kommando in den Niederlanden, und wurde nach Wien berufen, um sich zu rechtfertigen, starb aber unter Weges zu Trier plötzlich. Bender hatte nun das Kommando der in und bei Luxemburg versammelten österreichischen Truppen, er widersetzte sich mit aller Macht der durch die Insurgenten der Festung Luxemburg drohenden Gefahr, und trieb sie nach einem denselben beigefügten beträchtlichen Verluste, zurück. Wegen dieses Wohlverhaltens wurde hierauf Bender vom Kaiser Leopold II zum Feldmarsall und Großkreuz des Marien Theresien Ordens ernannt.

Da sich der Sieg im Jahr 1794 unvermuthet auf die Seite der Franzosen neigte, und sie ganz Belgien eroberten, vertheidigte er die Festung Luxemburg mit beispielloser Tapferkeit. Diese Festung wurde nemlich den ganzen Winter hindurch von der Moselarmee blokirt. Eine Menge tief in die Erde gebauter Hütten, mit 40,000 Franzosen angefüllt, bildeten, in einer Entfernung von einer Stunde, einen weiten Gurt um diese furchtbare

Felsenfeste her, welche der würdige Greis mit einer Besatzung von 15,000 Mann vertheidigte.

Nachdem die Belagerer alle Leiden und Beschwerlichkeiten der harten Jahrszeit bis an das Ende des Aprils ertragen hatten, so rückten sie an den Rhein zwischen der Nahe und Koblenz, vor, und ein neues, größtentheils aus der Sambre- und Maasarmee gezogenes Heer, trat in ihre Stelle. Der Divisionsgeneral Hatry kommandirte, aus seinem Hauptquartier Domeldau, die Belagerung. Aber die Franzosen vermochten nichts gegen die unbezwingbaren Werke und Felsen von Luxemburg durch das höllische Feuer, dem bisher keine Festung widerstanden war; durch Wachsamkeit, Muth und kluge Anordnungen trotzte Bender ihrer Macht. Luxemburg mußte eigentlich ausgehungert werden, und so ward es endlich eine Eroberung der 50,000 Republikaner, die um dasselbe her zusammen getroffen waren.

Nur bis auf den April war die Besatzung mit Lebensmitteln versehen; aber durch wirthschaftliche Einrichtungen reichte sie, freilich unter Hunger und Mangel, viel länger. Da es an Holz gebrach, wurden die Obstbäume in den Gärten gefällt, und die alten Häuser in der untern Stadt abgebrochen. Schlechte Nahrungsmittel erzeugten ansteckende Krankheiten, und man hatte keine Arzeneien, um sie zu heilen. Die Noth war aufs äußerste gekommen; kein Entsatz stand zu hoffen, und so ergab sich diese Hauptfestung am 5ten Junius, nach einer achtmonatlichen Belagerung, während Bender noch eine ehrenvolle Kapitulation erhielt, mit dem einzigen Vorbehalte, daß die noch 11,000 Mann starke Besatzung bis zu ihrer Auswechselung nicht wider Frankreich dienen sollte.

Die-

Dieses tapfere Betragen setzte Bendern vor ganz Europa in den wahren Heldenruhm, wie er dann auch mit allen Ehrenbezeugungen von dem Kaiser Franz II in Wien aufgenommen, und zur Belohnung seines heldenmüthigen Eifers, zum kommandirenden General im Königreiche Böhmen ernannt wurde. Er verschied endlich am 20sten November 1798 in Prag, im 86sten Jahre seines ruhmvollen Alters, und im 65sten seiner Dienstjahre.

Bender war ein edler, rechtschaffener Mann, voll Patriotismus und Diensteifer. Zu den vielen Zügen, welche seine patriotische Denkungsart bezeichnen, gehört auch dieses, daß er, zu Ende des Jahrs 1798, ungeachtet seiner ziemlich beschränkten Vermögensumstände, den baaren Betrag von 3400 Gulden, als einen freiwilligen Kriegsbeitrag dem Staate dargebracht, aber mit dem eigenen Bewußtseyn dieser patriotischen Handlung begnügt, die Uebergabe ungenannt und unbekannt dermaßen veranstaltet hat, daß man nur erst nach seinem Tode, bei Erhebung der Verlassenschaft, ihn als den Darbringer erkannt hat, durch welche edle Bescheidenheit er sich nun eine Blume mehr auf sein Grab pflanzte.

Der ein und zwanzigste November.

Geb. Christian Gottlob Frege.

Kaufmann in Leipzig.

Frege war 1715 zu Lampetswalde, einem Dorfe in der Gegend von Oschatz geboren. Sein Vater, der Prediger des Orts, hatte den vernünftigen Grundsatz, daß Aeltern den Kindern die Wahl ihrer künftigen Lebensart selbst überlassen müssen; der Jüngling erklärte sich für den Handelsstand. Sechs Jahre lang lernte er bei einem Gewürzhändler in Leipzig, und gieng dann zu einem andern Kaufmann in Dienst, der sich mit Wechselgeschäften abgab. Seinem eigenen Geständnisse zu Folge hatte er in den vier Jahren, die er in diesem Hause zubrachte, seine wichtigsten Kenntnisse vom Handel gesammelt, die den Grund zu seinem künftigen Glücke legten.

Schon im 24sten Jahre fieng er mit seinen kleinen Ersparnissen und entlehnten 1000 Thalern, eine eigene Handlung in Leipzig an. Sein ganzes Waarenlager enthielt aber nichts weiter, als einen sehr mäßigen Vorrath von getrockneten Früchten. Der Handel damit, und das Umsetzen verschiedener Geldsorten waren sein einziges Gewerbe. Es waren nemlich damals verschiedene fremde Münzsorten in Leipzig stark im Gange, die er alle genau nach ihrem innern Werth kannte. Er wechselte sie ein, und suchte sie bei den geringsten Leuten auf, die sich um seines gefälligen Betragens willen, bald an ihn gewöhnten.

Erst zwei Jahre hatte er gehandelt, und schon ein kleines Vermögens, und, was noch wichtiger war, so viel Kredit im In- und Auslande gewonnen, daß seine eigene Erwartung weit übertroffen wurde, und daß er im Stande war, neben seinen kleinern Geschäften noch einige größere anzufangen. Er brachte aber auch, außer seinem kleinen Kapitale an baarem Gelde, ein desto größeres von Fleiß, Pünktlichkeit und Sparsamkeit mit in seine Handlung.

Die Verbindung mit der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Leipzig setzte ihn in den Stand, seine Handelsgeschäfte weiter auszudehnen. Die Wechselgeschäfte blieben aber immer seine Hauptsache, und er widmete dem kleinsten Geschäfte, so gut wie dem größten, seine ganze Aufmerksamkeit. Nur eine sehr kurze Strecke begleitete ihn seine brave Gattin auf dem Lebenswege. Sie starb, und ihr Tod setzte ihn in die Nothwendigkeit, im Jahr 1750 eine zweite Heurath zu schließen, wodurch er sein Vermögen wieder ansehnlich vergrößerte. Während des siebenjährigen Kriegs verlohr er auch diese Frau, und er schritt zum drittenmal zur Ehe. Mit der dritten Frau erhielt er, außer einem ansehnlichen baaren Vermögen, auch das Rittergut Drossin, in der Gegend von Torgau. Nach seiner zweiten Verheurathung ward er erst Besitzer des Hauses, von dem er vorher als Miethsmann nur einen sehr kleinen Theil inne gehabt hatte. Außerdem kaufte er noch eine Pulvermühle, ein Vorwerk, und im Saalfeldischen verschiedene Alaun- und Vitriolwerke; auch legte er einige neue Werke dieser Art an. Alle diese Gegenstände umfaßte er so, daß er nicht nur keinen vernachläßigte, sondern auch nach und nach alle in bessere Aufnahme brachte.

Zahllos waren die Schwierigkeiten, mit denen Frege im siebenjährigen Kriege zu kämpfen hatte. Bald nach dem Ausbruche desselben mußte er Leipzig verlassen, um nicht den Feinden in die Hände zu fallen, weil er als Pachter der churfürstl. Münze viel Geld von seinem Landesherrn in den Händen hatte. Während der sieben Jahre, so lange der Krieg dauerte, war er bald in Erfurt, bald im Altenburgischen, bald auch auf seinen Bergwerken. Von da übernahm er öftere Lieferungen an die Reichsarmee, und diente seinem Vaterlande, so weit es seine damalige Lage zuließ. Mehreremale schickte der Feind Kommando's aus, um ihn zu arretiren, weil er es ihm nicht vergessen konnte, daß er das in der Münze vorräthige Geld gerettet hatte. Nach dem Kriege behielt er die Verwaltung der Münze noch auf ein Jahr, und in diesem Jahre kam er dem Verluste, den er im Kriege erlitten hatte, ziemlich wieder bei. Er wechselte nemlich das im Krieg enstandene schlechte Geld ein. Dieß Geschäft belief sich auf viele Millionen, und vermuthlich war diese Münzverwaltung zugleich die Veranlassung, daß Frege in Angelegenheiten des sächsischen Hofes nach Holland geschickt und bald darauf zum Kammerrath ernannt wurde. — Viel größer war sein Verlust bei der churfürstl. Kattunfabrik in Großhayn, die er durch Kauf an sich brachte, und auf die er sehr viel Geld verwendete.

Seine Unternehmungen setzten ihn auf eine vielfache Weise mit dem Auslande in Verbindung, und seine Geschäfte wurden immer ansehnlicher, wobei ihm seine beiden Söhne sehr wichtige Dienste leisteten. Der älteste war acht Jahre lang auf Reisen, größtentheils in Spanien und Portugall. Besonders wurden nach beiden Ländern

sehr ansehnliche Geschäfte in Leinwand gemacht. Der älteste Sohn suchte daselbst neue Aufträge zu erhalten, und der zweite mußte indessen in Schlesien und der Lausitz die Leinwand an Ort und Stelle kaufen, die dann auf erhaltene Bestellungen versendet wurde.

Frege war von rechtschaffenem und edlem Charakter; und ob er gleich seiner Höflichkeit und Bescheidenheit einen großen Theil seines Glücks zu danken hatte, so war doch beides bei ihm nicht übertrieben. Er verband damit eine gewisse offene Biederkeit, welche deutlich bewies, daß man bei ihm keine Verstellung, die gewöhnliche Gefährtin einer zu großen Höflichkeit, zu befürchten habe. Uebrigens hatte ihn sein Schicksal ganz in die Lage gesetzt, für die er von der Natur bestimmt zu seyn schien: er war im guten Sinne des Worts ganz Kaufmann; und alle die Eigenschaften, die jedes Mitglied dieses Standes haben sollte, besaß er in einem vorzüglichen Grade: Einsicht, Arbeitsamkeit, Unternehmungsgeist und Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Versprechungen; aber er war auch freimüthig genug, es andern ohne Zurückhaltung zu sagen, daß er von ihnen eine gleiche Pünktlichkeit fordere. Er liebte Gesellschaften, doch ohne ein Schwelger zu seyn. Als im Jahre 1771 die große Theuerung Sachsen so sehr drückte, bewies er sich als einen sehr edeldenkenden Mann. Vielen Einwohnern, die sich damals nicht sogleich helfen konnten, schoß er ansehnliche Summen vor. Um dem Getreidemangel abzuhelfen, ließ er ganze Ladungen Korn von Hamburg kommen. Der Armen und Dürftigen in Leipzig selbst nahm er sich besonders thätig an. Im Namen des Magistrats, dessen Mitglied er war, gieng er von Haus zu Haus, und bat um eine willkührliche Beisteuer, die man ihm monat-

lich zustellen sollte, und dafür versprach er, der Betteley abzuhelfen, welches auch zum Theil geschah. Er ließ von dem gesammelten Gelde eine Anzahl Backöfen bauen, gieng selbst alle Morgen früh nach dem Wall, und theilte Brod und Geld aus. Seine Gattin übernahm die Bekleidung der Armen, und man sah zu der Zeit eine ziemliche Anzahl Leute in Uniform gehen, die von dem gesammelten Gelde gekleidet worden waren. So bewies Frege, daß man auch im Besitz des Ueberflusses ein theilnehmendes, fremdes Elend mitfühlendes Herz behalten könne; ja, daß man sich desto mehr verbunden halten müsse, andern zu helfen, jemehr man selbst besitze.

Auf seinem Rittergute Drossin traf er zur Verschönerung des Guts selbst und des dazu gehörigen Dörfchens sehr zweckmäßige Anstalten. Er ließ nicht nur die Kirche, die Predigerwohnung und mehrere andere Gebäude größtentheils neu aufrichten, sondern er erbauete auch selbst noch ein eigenes Haus für alte treue Diener. Ueberhaupt hat Sachsen an ihm einen sehr guten Bürger und treuen Patrioten verloren. Er starb 1781, und sein ältester Sohn folgte ihm bald im Tode nach. Sein noch immer blühendes Handelshaus wird von seinem zweiten, eines solchen Vaters würdigen Sohne, thätig fortgeführt. Seine fünf Töchter verheurathete er noch bei seinem Leben, und diese schreiben, so wie ihre Familien, ihren Wohlstand größtentheils ihrem Vater zu, der sich ohne Vermögen etablirte, und durch Fleiß, Sparsamkeit und Glück bei seinem Leben, und auch nach seinem Tode noch, ihr und vieler Menschen Wohlthäter zu werden im Stande war.

Der zwei und zwanzigste November.

Gest. Robert, Lord Clive, Baron v. Plassey.

Gouverneur von Bengalen.

Clive, zu seiner Zeit der reichste Privatmann des Erdbodens, war am 29sten Sept. 1725 in Schropshire, auf dem kleinen Gute Styche geboren, das seinem Vater, einem Rechtsgelehrten, 500 Pf. Sterl. einbrachte. Er besuchte verschiedene Privatschulen in der Nachbarschaft, zeichnete sich aber mehr durch Kühnheit und Muth, als durch Fleiß und Lernbegierde aus. Sein Vater gab ihn als Schreiber in die Dienste der ostindischen Kompagnie, und er kam in dieser Qualität 1734 nach Madras. Allein die Comtoirgeschäfte und die Abhängigkeit von seinen Vorgesetzten waren seiner regen, empor strebenden Thätigkeit nicht angemessen. Er vertauschte daher bei der ersten guten Gelegenheit die Feder mit dem Degen.

Bei seiner Ankunft in Ostindien waren England und Frankreich über die österreichische Erbfolge in Europa in Krieg verwickelt worden, und da die Handelsgeschäfte beider Nationen an demselben Theil nahmen, so suchten ihre Befehlshaber in Madras und

Pondichery auch diesen Zeitpunkt zur Vertreibung oder Unterdrückung ihrer Nebenbuhler zu benutzen. Clives militairisches Talent fand hier bald Gelegenheit, sich hervorzuthun. Mit einem kleinen Trupp schlug er öfters ein weit überlegenes feindliches Heer, eroberte mehrere feste Plätze, und sein Ruhm war bereits nach England gedrungen, als er 1753 dahin zurück kam. Er ward mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, die ostindische Gesellschaft beschenkte ihn mit einem kostbaren Degen, ertheilte ihm das Obristlieutenantspatent, und bestellte ihn zum Kommandanten von St. David mit der Versicherung, ihm das Gouvernement von Madras zu ertheilen, sobald dasselbe erledigt wäre.

Clive gieng mit diesen günstigen Aussichten 1755 wieder nach Indien zurück. Sogleich wurde er zur Ausführung eines sehr gefährlichen Unternehmens bestimmt, dessen Schwierigkeit ihn aber nicht abschreckte. Es sollten nehmlich indische Seeräuber aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben werden. Unter ihnen zeichnete sich Conagi Angria durch seine Macht und Kühnheit aus. Dieser war dem Handel der Engländer so gefährlich, daß ihre Kauffahrer nie ohne hinlängliche Bedeckung schiffen durften, welche ihnen jährlich einen Aufwand von 50,000 Pf. Sterl. verursachte. Clive schlug den Korsaren, nahm ihm seine wichtigsten Seeplätze ab, und setzte ihn außer Stand, sein Handwerk fernerhin fortzusetzen.

Am verdientesten machte er sich im folgenden Jahre 1757 um die ostindische Gesellschaft in Bengalen, indem er auf den Trümmern ihrer zerstörten

Faktoreien ein gewaltiges Reich gründete, das noch fortdauert und eine bloße Handelsgilde zur Beherrscherin ausgedehnter reicher Provinzen erhob.

Surajah Daula, Nabob in Bengalen, war ein Feind der Engländer in Indien. Clive, der die Ankunft der französischen Völker beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges und die Vereinigung des Nabob mit diesen befürchtete, beschloß, den Surajah, mit Hülfe des Mihr Jaffier abzusetzen, und diesem die Nabobschaft zu übergeben. Natürlicherweise versprach Mihr Jaffier große Geldsummen. Ungeachtet nun die Regenzeit bald eintreten sollte, die man sonst in Indien für unbequem zu Kriegsoperationen hält, zog Clive doch ins Feld, schlug mit 1000 Europäern, 2000 Sipoys, 8 Sechspfündern und einer Haubitze den Feind, der 40,000 Infanteristen, 20,000 Reuter und 53 Kanonen hatte, und eroberte das Lager des unglücklichen Nabobs. Dieses ist das berühmte Treffen bei Plassey vom 26sten Jun. 1757, welches dem Sieger den Lordstitel, und den Titel eines Baron von Plassey erwarb. Sein Antheil an der Beute belief sich auf 234,000 Pf. Sterl. Das war aber bei weitem der ganze Reichthum nicht, der ihm in Bengalen zu Theil ward, den einige auf mehrere Millionen berechnen. Unter andern bekam er ein Lehn, das er bis an seinen Tod besaß, und das ihm jährlich 30,000 Pfund Sterling einbrachte.

Sobald wieder Ruhe und Ordnung in Bengalen hergestellt waren, Clive auch dort das Gebiet der Gesellschaft mit ansehnlichen Districkten vermehrt hatte,

begab er sich 1760 nach England, um seine zerrüttete Gesundheit zu pflegen. Er ward hier mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, und der König belohnte seine Verdienste um die Erweiterung der brittischen Macht in Ostindien, mit der Würde eines indischen Lords und dem Titel eines Baron von Plassey. Da aber während seiner Abwesenheit neue Unordnungen in Bengalen eingerissen waren, die Gesellschaft durch Habsucht ihrer Beamten in weit auffallende Kriege verwickelt ward, und bei der Zerrüttung ihrer Finanzen beinahe besorgen mußte, alle durch ihn erlangten Vortheile wieder zu verlieren, so ward er 1764 abermals als Gouverneur nach Bengalen geschickt.

Er langte gerade zu der Zeit in Bengalen an, wie der Krieg außer den Grenzen der Provinz geführt wurde, der Kaiser Shah Allum seine Zuflucht zu den Engländern genommen hatte, und diese für ihn in den damals unbekannten Gegenden des nördlichen Hindostans Länder zu erobern vorhatten. Gleich nach seiner Ankunft bei dem englischen Heere wurden alle vorher gemachten Bündnisse und Traktaten aufgerufen, und alle Streitigkeiten mit den an Bengalen grenzenden Fürsten beigelegt. Der aus seinen Ländern verjagte Nabob von Auhd erhielt diese größtentheils wieder, wie er den Engländern 50 Lac Rupien, und dem Kaiser Shah Allum, den Lord Clive aus Besorgniß in weitaussehende Händel verwickelt zu werden, nicht nach Delhi zu führen wagte, zwei Provinzen einräumte, welche ihm mehr einbrachten, als er von den Ueberbleibseln seines zerstückelten Reichs erwarten konnte. Für die ostindische Gesellschaft in Lon-

von erwarb Lord Clive aber eine kaum zu träumende Macht, und ein Gebiet, dergleichen in fernen civilisirten Ländern nie eine Handelsgesellschaft errungen hatte. Der Kaiser überließ der Londner Handelsgesellschaft die Verwaltung der Provinz Bengalen, nebst den seit langer Zeit damit verbundenen Ländern Bahar und Orissa. In Dekan verschaffte Lord Clive der Gesellschaft die nördlichen Circars, einen fruchtbaren industriösen Landstrich längs der Meereskűste.

Nachdem Lord Clive alle Aufträge erfüllt, die Finanzen von Calkutta in Ordnung gebracht, und den eingerissenen Mißbräuchen abgeholfen hatte, gieng er 1767 wieder nach Europa zurück. Vergleicht man den traurigen, hoffnungslosen Zustand der brittischen Angelegenheiten in Bengalen vom Jahre 1757, wie Lord Clive dieses Land zuerst betrat, mit der Macht, dem Ansehen, und den fast unerschöpflichen Hülfsquellen, welche die ostindische Gesellschaft einzig Lord Clives Bemühungen verdankte, so zeigt die Geschichte kaum ein ähnliches Beispiel des glücklichsten Wechsels der Dinge. In der ersten Zeit waren die Engländer blos eine Gesellschaft ohnmächtiger Kaufleute, jedem Feinde, jedem Unterdrücker Preis gegeben. Ihre Faktoreien waren zerstört, ihre Handelsagenten ermordet, und ihre Handelsniederlassung ausgeplündert. Im zweiten Jahrzehend waren sie Beherrscher eines mächtigen Reichs geworden, ihre Territorialeinkünfte waren bis auf drei Millionen Pfund Sterling gestiegen, und 15 Millionen Unterthanen ihren Befehlen unterworfen.

Lord Clive ward bald nach seiner Rückkunft mit dem Orden vom Bade beehrt, aber schon 1773 wegen seiner, bei der indischen Amtsführung, überschrittenen Gewalt vom Parlament in Anspruch genommen, und er lief beinahe Gefahr, Ruhm, Ehre und Vermögen zu verlieren. Zum Glück ward die Sache schnell zu seinem Vortheil entschieden, oder er durfte nicht, wie sein Nachfolger Hastings, eine Reihe von Jahren in Ungewißheit schweben, ehe seine Lossprechung erfolgte.

Als bald darauf die nordamerikanischen Unruhen ausbrachen, ward ihm das Kommando über die zur Stellung derselben bestimmten Truppen übertragen, er lehnte aber wegen seiner Kränklichkeit diese Stelle ab. Ueberhaupt hatte seine Gesundheit durch den langen Aufenthalt in Indien sehr gelitten, und seine Krankheit ward noch durch eine Art von Mißmuth oder Melancholie vermehrt, die seinen Geist völlig niederdrückte. In einem dieser schwermüthigen Anfälle nahm er sich 1774 durch einen Pistolenschuß das Leben. Seit 1753 war er mit einer Schwester des königlichen Astronomen Maskeline vermählt, und hinterließ zwei Söhne und eben so viel Töchter.

Der drei und zwanzigste November.

Gest. Alexander, Fürst von Menzikof.

Russisch kaiserlicher General-Feldmarschall.

Menzikof war ein Liebling und Spielball des Glücks. Das Schicksal steuerte ihn nicht mit Adel des Bluts aus, aber die Natur gab ihm dafür Kopf und Talente. Er war der Sohn eines armen Mannes, der sich mit seiner Familie aus Lithauen nach Moskau zog, und sich da niederließ. Ein Pastetenbäcker nahm den Knaben in seinem 10ten Jahre, 1684, zu sich, und gebrauchte ihn zum Verkauf seiner Waare. Der Junge war eines lustigen Charakters, er sang beständig, und brachte bei dieser Laune seine Waare mit Wucher an. Da er besonders auf dem Schloßhofe einen guten Absatz hatte, so gieng er gewöhnlich dahin. Der Zaar Peter bemerkte ihn hier täglich aus den Fenstern des kaiserlichen Zimmers, fand Vergnügen daran ihm zuzuhören, bekam unvermerkt eine Art Zuneigung gegen ihn, und nahm ihn als Pagen in seine Dienste.

Menzikof war in seiner ersten Jugend von auffallender Schönheit. Er wurde bald der Leibpage des Zaars, war beständig bei ihm im Zimmer, folgte seinem Herrn überall, selbst in den Staatsrath nach, und fügte, wenn daselbst Sachen von Wichtigkeit abgehandelt wurden, nicht selten seine Meinung dem Gutachten der Minister bei; er that es aber auf eine so launige und zugleich angenehme Art, daß er dadurch niemanden verdächtig wurde, und seinem Herrn selbst Freude darüber machte. Er sah aber wohl, daß er Geschicklichkeiten nöthig haben würde, um sich in der Gunst desselben zu erhalten. Deswegen legte er sich eifrig auf Staats- und Kriegswissenschaften; ein Umstand, wodurch er sich Petern und seinen Nachfolgern gleichsam nothwendig machte. Sein Fleiß wurde durch vorzügliche Talente unterstützt. Menzikof wurde bald ein geschickter Staatsmann, und legte auch mehrere Proben von Muth und Kriegsgeschick in dem Kriege des Zaars mit Karl XII ab. Er gelangte bald darauf zu den höchsten Ehrenstellen des Reichs, und wurde zum Knees oder Fürsten, zum Feldmarschall, zum ersten Rathsherrn und Ritter der russischen Orden ernannt.

Reichthum und Ehrenstellen reitzen die menschlichen Begierden immer nach mehrern. Menzikofs Sucht nach diesen Gütern hatte keine Grenzen. Er häufte unermeßliche Summen zusammen, und befand sich im Besitz so vieler Landgüter, daß man von diesem Günstling sagte: er könne von Riga in Liefland bis nach Derbent in Persien reisen, und alle Nächte

auf einem ihm zugehörigen Landgute schlafen. Bei der Berechnung seiner Domainen zählte man bis an 50,000 Familien, die ihm zugehörten. Seine unermeßlichen Reichthümer sättigten dennoch seine Begierde nach ihnen nicht; er wollte auch von fremden Fürsten Schätze haben. Alle diejenigen, welche vom Zaar etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, suchten die Protektion dieses Günstlings. Der deutsche Kaiser gab ihm die Würde eines Reichsfürsten, und das Herzogthum Kosel in Schlesien. Die Könige von Dännemark, Pohlen und Preußen machten ihn zum Ritter ihrer Orden, und verbanden um seinen Geitz und seine Eitelkeit zugleich zu befriedigen, mit denselben ansehnliche Jahrgehalte.

Peter der Große starb den 8ten Februar 1725. Der Senat kam zusammen, um sich über die Thronfolge zu berathschlagen; aber Menzikof, welcher Großmarschall des Reichs war, ließ den Palast, worinn sich die Versammlung befand, rings umher mit Soldaten besetzen. Ein Kunstgriff, wodurch er denen eine Furcht einzujagen suchte, welche sich der Wahl Katharinens, Peters Witwe, widersetzen dürften. Menzikof wünschte nichts mehr, als daß dieser Prinzessin die russische Krone gegeben werden möchte. Er war ehe der Zaar sie kennen lernte, ihr Liebhaber gewesen, hatte sich als ein schlauer Hofmann stets in ihrer Freundschaft zu erhalten gewußt, und hoffte nicht ohne Grund, daß sich sein Ansehen unter der Regierung dieser Prinzessin nicht vermindern, sondern vielmher vergrößern würde. Er erreichte seinen Zweck, Ka-

tharina bestieg den Thron, und ihre Regierung war im Grunde die seinige. Er taumelte nun auf dem Gipfel des Glücks, faßte chimärische Entwürfe, und glaubte Curland sich eigen machen zu können. Da dieß aber Hindernisse fand, so suchte er seine Familie mit der kaiserlichen durch Heurath zu verbinden.

Die Kaiserin Katharina starb im May 1727, und nach ihrem letzten Willen bestieg nun ein Enkel Peters des Großen, Peter II den Thron. Dieser neue Regent hatte den gutmüthigen Einfall, seine Großmutter, die verstossene Kaiserin Eudoxia, Peters des Großen erste Gemahlin, aus dem Kloster in Freiheit zu setzen. Von dieser konnte nun Menzikof sich nicht viel Gutes versprechen, weil er zu ihrer Verstoßung sehr vieles beigetragen hatte. Allein Menzikof achtete nicht darauf, und arbeitete seinem Plane gemäß so fleißig fort, bis er endlich sein Ziel erreichte, und Maria seine Tochter mit dem jungen Kaiser in Gegenwart aller Grossen des Reichs verlobt wurde. Er glaubte nun alles gewonnen zu haben, um so mehr, da der junge Monarch in seinem Palast wohnen mußte, um ihn bei allen Gelegenheiten nach seinem Gutdünken bemeistern zu können, und das Staatsruder allein zu führen. Aber Peter ward bald gegen die Despotie des Aufsehers aufgebracht, die Großen nährten den kaiserlichen Unwillen, und im September 1727 folgte Menzikofs Sturz. Die Beschuldigungen, die ihm zur Last gelegt wurden, bestunden darinn: daß er die Ursache von dem Tode des

Zarewitz, Vaters des damaligen Kaisers sey; daß er zur Verstoßung der Kaiserin Eudoxia alles beigetragen habe; daß er mit den Zöllen betrüglich umgegangen; bei der Tabackspacht die Hälfte unterschlagen, viele Personen fälschlich angeklagt und sie ihrer Ehren und Würden beraubte; nach dem Tode Peters des Großen seinem Ehrgeitz keine Grenzen gesetzt, auch daher seine Tochter an den Kaiser vermählt, um dadurch die Regierung allein in die Hände zu bekommen, und die Autorität der Kollegien zu unterdrücken; daß er sich bemüht habe, die Armee zu bestechen und auf seine Seite zu bringen; und endlich überaus große Summen in die Banken von Landon und Amsterdam gelegt habe.

Alle seine Würden und Reichthümer waren jetzt verloren, und unter den tiefsten Erniedrigungen wurde er mit seiner Familie gefänglich nach Bereson, einem Städtchen an den Ufern des Oby, weggeschleppt. Sobald er hier angekommen war, machte er alle nur mögliche Anstalten, das Schreckliche seines Aufenthalts zu mildern, und seinen armen Kindern, die allem Anscheine nach hier Lebens lang bleiben würden, einen bleibenden Unterhalt zu verschaffen. Er fieng mit Hülfe von acht Leuten, die ihm gefolgt waren, ein großes Feld zu bearbeiten an, und säete Korn, welches künftig zum Unterhalt seiner Familie dienen sollte. Bald darauf suchte er auch die elende Hütte, die man ihm angewiesen hatte, zu vergrößern, und fällte mit eigenen Händen Bauholz dazu. Sein Beispiel munterte seine Leute auf, und in kurzer Zeit hatte er ein Haus

aufgerichtet, welches groß und bequem genug für ihn, seine Kinder und Leute war. Es enthielt ein Gebetzimmer und vier Stuben. Die erste nahm er mit seinem Sohne ein, die andere bewohnten seine beiden Töchter, die dritte seine Leute, und die vierte war zu einer Vorrathskammer bestimmt. Seine älteste Tochter, die kaiserliche Gemahlin, übernahm die Sorge für die Kühe, die andere für das Hausgeräthe und die Garn- und Leinwandbleiche; die schweren Hausarbeiten wurden unter die mitgebrachten Leute vertheilt.

Das Haus Menzikofs glich einem Kloster. Alle Morgen gieng man in das gottesdienstliche Zimmer, worinn er selbst Betstunde hielt, welche des Abends und Mitternachts wiederholt wurde. Das Unglück hatte den gefallenen Mann religiös gemacht, und er überließ sich unvermerkt einer Seelenruhe, welche seinen Zustand hätte glücklich machen können, wenn er nicht oft durch den Anblick seiner Kinder, an deren Elende er schuld war, wäre verbittert worden. Er starb im November 1729. Seine Gattin war noch vor der Ankunft in Bereson unterwegs gestorben. Seine Tochter Maria starb ebenfalls noch vor dem Vater in der Verweisung an den Blattern. Eine andere Tochter und sein Sohn kamen hernach bei der Thronbesteigung der Kaiserin Anna wieder in Freiheit.

Der vier und zwanzigste November.

Geb. Lorenz Sterne.

Prediger zu Corwald in Irland.

Sterne, sonst Yorik genannt, der die empfindsame Schreibart zuerst eingeführt hat, war an einem sehr unempfindsamen Orte im Jahr 1713 geboren — zu Clomwell, im südlichen Theile von Irland, wo sein Vater, ein Lieutenant bei einem Infanterieregimente, damals im Quartier stand. Er mußte mit seinen Aeltern, nach militairischer Weise, von einem Standquartiere zum andern herum wandern, bis er in seinem 9ten Jahre in eine öffentliche Schule gegeben wurde. Als die gewöhnliche Schulerziehung, in welcher man weder einen kleinen noch einen großen Geist an ihm wahrgenommen hatte, zu Ende war, wurde er nach Cambridge geschickt, um sich zum Dienst der Kirche vorzubereiten. Er soll seine Universitätsjahre mit wenig Lesen und viel Lachen zugebracht haben. Es ist daher kein Wunder, daß er bei dem Abschiede von Cambridge mit dem Charakter einer seltsamen Art von Studenten bezeichnet wurde, wobei man doch zur Milderung dieses Urtheils noch hinzu setzte, daß in seinem Gemüth keine Bosheit wäre, und daß er Talente hätte, wenn er sie nur anwenden wollte.

Nach seinen Universitätsjahren gieng Sterne nach York, trat in den geistlichen Stand, und erhielt die geringe Pfarrei zu Sutton, wo er einige Zeit in der Stille und Einsamkeit lebte. Er würde auch vielleicht gänzlich unbekannt geblieben seyn, wenn nicht ein ungefährer Zufall seinen Genius entdeckt und ihm zugleich einen Gönner verschafft hätte, der ihn unterstützte. Die Gelegenheit hierzu war diese: Ein Mann, der eine einträgliche Pfründe genoß, und nicht zufrieden war, daß er dieselbe nur auf seine eigene Lebenszeit besitzen sollte, hatte durch allerlei unanständige Mittel versucht, dieselbe auf sein Weib und Sohn nach seinem Tode zu bringen, und dieses zum Nachtheil desjenigen, der die Anwartschaft darauf hatte, und ein Bekannter von Sterne und der würdigste Mann von der Welt war. Da die würdigsten Leute am wenigsten sich auf Eigennutz verstehen, so hatte dieser Mann die Geschicklichkeit nicht, den Maasregeln seiner Gegenparthey vorzukommen. Aber in dem Augenblicke stellte sich Yorik in den Weg, und hielt den Feind auf. Es ärgerte ihn zu sehen, daß ein so ehrlicher Mann auf einmal alle Hoffnung zu einer Versorgung, wozu ihm seine Verdienste und die Stelle, die er bekleidete, so vieles Recht gaben, verlieren sollte. Sein Geist erwachte und schrieb die „Geschichte eines guten warmen Schildwachmantels, bei dem der Besitzer sich nicht begnügt, seine eigene Schultern damit zu bedecken, sondern auch noch einen Ueberrock für sein Weib und ein paar Hosen für seinen Sohn daraus schneiden lassen möchte.“ Der bloße übrige Titel von dieser Schrift enthielt eine so scharfe Sa-

tyre, daß, als der eigennützige Geistliche davon hörte, er sein Wort von sich gab, daß er von seiner Forderung abstehen wollte, sobald diese Spötterei unterdrückt würde. Sterne ließ sich dieß gefallen, und sein Freund erhielt in weniger Zeit hierauf die erledigte Stelle.

Aehnliche Fälle machten den Pfarrer zu Sutton bekannt, und wegen seiner angenehmen Laune genoß er unter seinen Bekannten ein vorzügliches Ansehen. Indessen war sein Name noch nicht bis zur Hauptstadt durchgedrungen, als die zween erste Theile von Tristram Shandy erschienen. Sie waren in York gedruckt, und den Buchhändlern um einen sehr mäßigen Preis angeboten worden: aber die Leute, welche den Werth eines Originalwerks zu schätzen unfähig waren, wollten kaum etwas weniges mehr als die Kosten des Papiers und Drucks dafür bezahlen. Der Verfasser war also genöthiget, es selber zu verlegen. Zum Glück fanden einige Exemplare den Weg nach London, wo alle Neuigkeiten eine Aufnahme finden, und wo der schöpferische Geist nicht lange unentdeckt blieb. Die ganze Auflage war bald verkauft, und die Buchhändler, welche nun von ihrer Unwissenheit zurück gekommen waren, boten dem Verfasser große Summen für eine neue Auflage an. Sie wurde endlich für 600 Pfund verkauft; ein beträchtliches Geld für zween kleine Bände, und zehenmal mehr, als zuerst dafür gefodert worden war.

Sterne's Ruhm verbreitete sich jetzt durch ganz England; jedermann schaffte sich den Tristram Shandy an, las ihn, lobte ihn: aber nur wenige verstan-

den ihn: Yorik wurde als der Genius des Zeitalters angesehen, und seine Gesellschaft von Großen, Gelehrten, schönen Geistern, lustigen Köpfen gesucht. Man schätzte sich zur Ehre, wenn man einen Abend mit dem Verfasser des Tristram Shandy zugebracht hatte. Dieser machte sich seine neue Bekanntschaften so gut zu nutze, daß er nicht nur eine Präbende an der Yorker Kathedralkirche, sondern auch die einträglichere und angenehmere Pfarrei Coxwald erhielt. Nicht lange darauf gab er zween Theile Predigten heraus, in welchen man die strengste Kritik, die Reinigkeit der Schreibart, die Schönheit des Vortrags und die Vortrefflichkeit der Moral bewundern mußte: aber die Art, mit welcher sie in der Welt erschienen, wurde allgemein getadelt. Predigten von Yorik, dem Yorik im Tristram Shandy, schienen nicht anständig genug getitelt zu seyn. — Der dritte und vierte Theil von Tristram Shandy folgten hierauf: allein sie wurden nicht so begierig als die zween ersten aufgenommen. Nichtsdestoweniger fanden sie eine große Anzahl Bewunderer, durch deren Aufmunterung der Verfasser angetrieben, sein Werk bis zu dem neunten Theile fortsetzte.

Viele Jahre kämpfte Sterne mit Kränklichkeit. Da ihm eine Veränderung der Luft angerathen wurde, so gieng er im Jahr 1762 nach Frankreich, und drei Jahre später nach Italien. Hierdurch bekamen die empfindsamen Reisen ihr Daseyn. Bald nach der Ausgabe der zween ersten Theile derselben, und ehe noch das übrige zum Druck fertig wurde, starb Sterne im März 1768 zum großen Leidwesen aller wahren Liebhaber von Laune und Empfindungen. Er war

nicht viel über 50 Jahr alt, und seit langer Zeit hatte er schon mit Anfällen von Krankheiten so sehr zu kämpfen gehabt, daß sein Körper fast ganz entkräftet war. Er verlohr jedoch nie seine Laune und sein aufgeräumtes Wesen, sondern blieb munter und scherzhaft bis an sein Ende. Sein schwarzes Kleid, seine sammetne Hosen, und etwas Wäsche waren seine sämmtlichen Effekten. Was daraus gelöst wurde reichte nicht zu, seine Begräbnißkosten zu bestreiten, daher wurde er auf Kosten des Verlegers seiner Werke still beerdigt. Sein vertrauter Freund Garrik schrieb ihm folgende Grabschrift:

„Soll Stolz eine Masse von bearbeiteten Marmor aufbauen,
Einen nichtswürdigen, unbetrauerten Thoren mit Titeln zu preisen,
Und sollen wir nicht von einem armen Grabstein lernen,
Wo Genie, Witz und Laune mit Sterne schlafen?"

Der Lobspruch dieser letzten Zeile war gewiß nicht übertrieben; denn es gab unter den neuern witzigern Schriftstellern nur wenige, die so viel ganz eigenthümliche Laune, so viel feine Menschenbeobachtung, und eine solche Originalwendung beider, mit herzlicher Gutmüthigkeit und glücklicher Darstellungsgabe vereinigten. Daher denn auch die allgemeine Sensation, und der große Beifall, den seine Werke in und außer England bald nach ihrer Erscheinung erregten. Eine der vornehmsten Eigenheiten seiner Manier sind beständige Digressionen; daher ist es aber auch kein Wunder, daß manche Leser sich in das ganze Eigene und Sonderbare der Sternischen

Manier nicht recht gut zu finden wissen, und daß sie denen, die sich an die bloße Form zu halten pflegen, gar leicht Aergerniß und Thorheit werden kann. Auch ist es freilich nicht zu leugnen, daß die Sonderbarkeit dieses Schriftstellers zuweilen in Affektation und Witzhascherei ausartet. Aber die ächte, reich strömende Laune, das Neue und Lebendige der Charaktere, die treffende und tief aus den Falten des Herzens geschöpfte Wahrheit so vieler Schilderungen und Bemerkungen überwiegen doch jene kleinen Mängel gar sehr. Eine der schönsten von den vielen Episoden des Tristram Shandy ist wohl unstreitig die äußerst rührende Geschichte des le Fevre im 5. Bande; und in dieser seiner bessern Manier schrieb Sterne auch seine empfindsamen Reisen, die seinem Namen vollends die Schätzung und Liebe aller ächt empfindsamen Leser gesichert hat. Beide Werke fanden an Bode einen ganz dazu berufenen, klassischen Uebersetzer.

So wie Sterne in den empfindsamen Reisen sich darstellt, so war er in der That ganz der gutmüthige, weichherzige Mann. Billigkeit in allen Geschäften war ebenfalls ein sprechender Zug seines Charakters. Bei seinen Vorzügen besaß er aber auch viele Schwächen. Sein reizbares Gefühl verleitete ihn oft zu blos leidenschaftlichen Handlungen, welche die strengere Tugend nicht gut heißen kann. Von dieser Art war seine Neigung zum andern Geschlecht. Seine Ehe war unglücklich; Sterne und seine Frau waren einander höchst gleichgültige Geschöpfe.

Der fünf und zwanzigste November.

Geb. Thomas Abbt.

Schaumburg-Lippescher Regierungsrath zu Bückeburg.

Laute Klagen ertönten von allen Seiten, als Abbt ins Grab sank, denn er starb, den Jahren nach ein Jüngling, reifen Verdiensten nach ein Mann. Er besaß seltene Fähigkeiten, einen durchdringenden Verstand, den er mit einer glücklichen Einbildungskraft, und mit einem lebendigen Witze verband; Anlagen, die, wenn ein längeres Leben ihre Ausbildung begünstigt hätte, ihn zu dem Range der ersten Schriftsteller Deutschlands erhoben haben würden.

Er war im Jahr 1738 in Ulm geboren, der einzige Sohn eines dasigen Peruckenmachers, der ihn mit treuer Sorgfalt erzog. Spielend beinahe begriff er die Anfangsgründe der Wissenschaften, denn seine Fähigkeit glich seiner Wißbegierde, und in allen Klassen des ulmischen Gymnasiums behauptete er die erste Stelle. Mit den Jahren wuchs sein Fleiß, und trefflich vorbereitet bezog er im 18ten Jahre die Universität Halle. Nach dem Wunsche seiner

Aeltern widmete er sich dem Studium der Theologie, bald aber wendete er seinen meisten Fleiß auf Philosophie und Mathematik, und in der Folge verband er damit ein ernstliches Studium der schönen Wissenschaften und der Geschichte. Schon in seinen akademischen Jahren übersetzte er Verschiedenes auf Veranlassung anderer, schrieb auch einige kleine Abhandlungen und Blätter in der Wochenschrift: das Reich der Natur und der Sitten, und Gedanken über die Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande, die mehrmals gedruckt wurden, und noch jetzt lesens- und beherzigungswerth sind.

Im Jahr 1760 ward ihm eine ausserordentliche Professur der Philosophie auf der Universität Frankfurt aufgetragen. Er gieng im May dahin ab, trat seine akademischen Arbeiten an, unterließ aber nicht seine gewöhnlichen Studien fortzusetzen. Die Wuth des siebenjährigen Krieges war damals aufs höchste gestiegen, die Brandenburgischen Lande waren äußerst beängstigt, und die Macht der Feinde drang von allen Seiten ein. In diesen bedrängten Umständen schrieb Abbt eine treffliche Schrift vom Tode für das Vaterland, die seine niedergeschlagenen Mitbürger aufzumuntern bestimmt war, und ihnen ihre Pflichten gegen den Landesherrn und das Vaterland vorstellte. Von allen Kennern ward diese Abhandlung für eine der besten prosaischen Schriften angesehen, die seit langer Zeit erschienen waren. Die Schreibart ist einige kleine Fehler ausgenommen, rein, feurig, edel; die bei-

gefügten Beispiele aus der Geschichte, sind auf eine Art eingeführt, die einsichtsvolle Leser bei deutschen Schriften schon oft gewünscht, aber selten gefunden hatten.

Abbts Name war jetzt vortheilhaft bekannt, und dieß verschaffte ihm schon im Anfange des Jahrs 1761 einen Ruf nach Rinteln, als ordentlichen Professor der Mathematik. Nicht aus Neigung, sondern aus Zwang der Umstände, nahm er diesen Ruf an, aber mit der Bedingung, daß er sich erst ein halbes Jahr in Berlin aufhalten dürfte. Dieß ward ihm bewilligt, er lernte die vornehmsten Gelehrten Berlins kennen, schloß mit Nikolai und Mendelssohn einen festen Freundschaftsbund, und trat dann sein neues Amt an. Des Universitätslebens ganz überdrüßig, hatte er sich bereits seit einiger Zeit auf die Rechte und die damit verbundenen Wissenschaften gelegt, um sich zu einer bürgerlichen Bedienung tüchtig zu machen. Um sich dazu eine Aussicht zu eröffnen und neue Kenntnisse zu sammeln, unternahm er im Jahr 1763 eine Reise nach Oberdeutschland und die Schweiz. Bald nach seiner Rückkunft schrieb er sein Werk vom Verdienste — seine vorzüglichste und mit allgemeinem Beifall aufgenommene Schrift, bei welcher man vorzüglich empfindet, welch ein großer Verlust sein frühzeitiger Tod für Deutschland war. So treffliche Einsichten von mancherlei Art, eine nicht gemeine Kenntniß der Geschichte, durch gesunde Philosophie gemachte Anwendung derselben, eine edle und nachdrückliche Schreibart —

wenn man dieß alles bei einem kaum 26 jährigen Gelehrten findet, was könnten wir nicht erhalten haben, wenn er länger gelebt hätte! Abbt suchte den brauchbaren Theil der Kenntnisse der Schulgelehrten der übrigen Welt zuzuführen, und darinn war er einer der ersten, und das giebt seinen Verdiensten um die Aufklärung seines Vaterlandes keinen unbeträchtlichen Zusatz.

Unter den würdigen Männern, deren Achtung sich Abbt durch seine Schriften erwarb, war vorzüglich auch der berühmte Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Abbts Wahrheiten drangen diesem um so leichter in die Seele, da er so eben als Erretter Portugalls diese wichtigen Materien praktisch studirt hatte. Er berief den Weisen mehrmals zu sich nach Bückeburg, und da sich zwischen beiden eine besondere Zuneigung und ein inniges Vertrauen fand, so erlöste der Graf Abbten vom Universitätsleben, das ihm so lästig war, verband sich mit ihm als Freund, und nahm ihn als Hof- Regierungs- und Konsistorialrath, auch als Aufseher über die Schulen, in seine Dienste. Um seinen Freund ganz zu besitzen, gab er ihm nahe an seinem Schlafzimmer im Schlosse die Wohnung. Abbt wurde des Grafen Vertrauter, sein Liebling, sein treuer Rath, des Landes Stütze. Allein diese glücklichen Verhältnisse wurden nur zu bald durch den Tod aufgelöst, denn Abbt starb am 3ten Nov. 1766 nach zweitägigen heftigen Hämorrhoidalschmerzen, kaum 28 Jahre alt. Der Graf trauerte um ihn laut, klagte mit eigener Hand den erlittenen

Verlust Abbts Vater, begrub ihn zu Bückeburg in der Schloßkapelle zwischen Helm und Kronen, und setzte ihm ein marmornes Grabmal, mit einer sehr schönen Inschrift. Auf eigene Kosten ließ er die Uebersetzung des Verstorbenen von Sallusts Catilina drucken, und sandte dem Vater desselben dafür 100 Louisd'or.

Nach Abbts Tode besorgte sein Freund Nikolai durch Biester von 1768 bis 1781 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften in 6 Theilen. Vorzüglich interessant ist sein vertrauter Briefwechsel mit Blum, Möser, Mendelsohn, Nikolai, Klotz u. a. im 3ten und 5ten Theil. Seine Beiträge zu den Briefen die neueste Literatur betreffend, an denen er einen lebhaften Antheil nahm, unterscheiden sich, außer der freimüthigen Beurtheilung, durch eine gedrungene und zuweilen etwas ungewöhnliche Schreibart, und durch einen Reichthum eigener Betrachtungen und Aussichten, die ihn zwar öfters von seinem Hauptzwecke abführen, in denen ihm aber der Leser gerne folgt.

Abbt besaß das weichste Herz, jedem edlen Eindrucke offen, den Wohlwollen, Mitleid, Dankbarkeit, Freundschaft, Zärtlichkeit machen können; er war der wohlthätigste Menschenfreund, der edelste Patriot, der ehrerbietigste Sohn, der wahreste Freund. Alle gesellschaftlichen Tugenden besaß er in einem hohen Grade; jedem Charakter gefällig, ohne seinen eigenen zu verleugnen. Er konnte über alle Gegenstände mit Anmuth sich unterhalten, und

jeder Art von Gesellschaft ein guter Gesellschafter werden. Belebt ohne afterhöflich zu seyn, gesetzt ohne Feierlichkeit, anständig ohne Hochmuth, ernsthaft ohne Pedanterie, unterrichtend ohne Trockenheit, lehrreich ohne Lehrerton, aufgeräumt ohne Gernwitz, lustig ohne Possenreissen, scherzhaft ohne Beleidigung, war er für jedermann gesellig, Freund aber nur für Wenige, die er sich auserlesen hatte, und die er mit wahrer Zärtlichkeit liebte. Er war ein wahrer und eifriger Verehrer der Religion, ohne Aberglauben oder Verfolgungsgeist. Er zweifelte, um sich zu belehren, aber belehrt war er der standhafteste Bekenner der Wahrheit. Seine Amtsgeschäfte verwaltete er mit Treue und mit dem größten Eifer. So wenig er das Universitätsleben liebte, so sehr suchte er doch seine Pflicht als Lehrer zu erfüllen. Sein kurzer Aufenthalt in Bückeburg war eine bebeständige Geschäftigkeit in den verschiedenen Aemtern, die er bekleidete.

Der sechs und zwanzigste November.

Geb. Georg Forster.

Agent des ausübenden Raths zu Paris.

Forster wurde nicht immer unter freundlichen Sternen von den Wogen des Schicksals herum getrieben. Unvermuthet lief er in den Hafen der Ruhe ein, und seinen Tod beklagten die edelsten Menschen in mehr als einer Nation. Er war ein Sohn des berühmten Weltumseglers, Johann Reinhold Forster. Dieser bekleidete seit ohngefehr einem Jahr die reformirte Predigerstelle in dem kleinen Orte Nassenhuben bei Danzig, als ihm 1754 Georg geboren wurde. Die Familie vermehrte sich in wenigen Jahren sehr stark, und nöthigte den Vater, sich nach einer bessern Versorgung umzusehen. Er reiste deswegen im Jahr 1765 mit Empfehlungen des russischen Residenten von Rehbinder nach Petersburg und ward von der dortigen Tutelkanzley bis nach Saratof und Dinitrefsk an der Wolga geschickt, um die dort angelegten deutschen Kolonien in Augenschein zu nehmen, über ihren Zustand unpartheyisch zu berichten, die

Klagen der Pflanzer gegen die russischen Woywoden und andere Obrigkeiten zu untersuchen, und allenfallsige Verbesserungen und dergleichen vorzuschlagen.

Auf dieser Reise begleitete ihn sein damals eilfjähriger Sohn Georg. Dieser hatte Lesen, nicht auf die gewöhnliche Art, sondern aus eigenem Antrieb, in seines Vaters Bibliothek an den Büchertiteln gelernt, indem er seinem Vater um die Namen der Buchstaben frug, und die Sylben sodann selbst zusammen setzte. Die Anfangsgründe des Lateinischen und Französischen, das Schreiben und Rechnen bis in die Algebra waren ihm eben so leicht geworden. Sein Hang zum Wissen erstreckte sich ebenfalls auf natürliche Gegenstände, wodurch sein Vater sich genöthigt sah, das Studium der Natur, und insonderheit der Botanik, welches er seit einigen Jahren gegen historische und altgeographische Untersuchungen vertauscht hatte, wieder hervorzusuchen, um seinem Sohne keine Antwort schuldig zu bleiben. Diese Beschäftigungen aber, denen der junge Forster in seinem frühesten Alter sich schon freiwillig weihte, verbreitete eine frühzeitige Ernsthaftigkeit, und sogar Verachtung aller kindischen Spiele und Ergötzlichkeiten über seinen Charakter, welcher damals oft in Verachtung derer, die sich damit abgaben, ausartete. Auf der Reise im russischen Reich waren Linné's botanische Werke schon seine beständigen Handbücher und die Kräuterkunde seine Lieblingsbeschäftigung. Ein natürliches Talent für die Erlernung der Sprachen verhalf ihm in kurzer Zeit zu einer großen Fertigkeit im Russischen.

Mit

Mit angehendem Herbst 1765 kehrten Vater und Sohn nach Petersburg zurück, und letzterer blieb nun beinahe ein Jahr in der dortigen Petrischule, welche damals unter Büschings Aufsicht stand. Hier bauete er auf seinen vorhin gelegten Grund im Lateinischen, Französischen und Russischen fort, erhielt auch Unterricht in der Geographie, Statistik, im Zeichnen und in der Musik. Da Forsters Vater in Petersburg für seine Unpartheylichkeit übel belohnt wurde, so sah er sich genöthigt, auf anderweitige Aussichten zu denken. Er wagte es, zu Schiffe den Weg nach London zu nehmen, um in dem Vaterlande seiner Voråltern, wo möglich, sein Brod mit seiner Gelehrsamkeit zu verdienen. Schon auf der Seereise, die etwas lange dauerte, erlernte er mit seinem Sohne die englische Sprache, und letzterer hatte noch nicht sechs Monate in London zugebracht, als er bereits (in seinem 12ten Jahre) eine Uebersetzung von Lomonosofs russischer Chronologie drukken ließ, welche aber freilich noch voller Sprachfehler war.

Im May 1766 erhielt sein Vater einen Ruf als Professor der Naturgeschichte an eine Akademie zu Warrington in Lancashire, der Sohn aber blieb bei einem angesehenen Kaufmanne in London zurück. Allein die Beschäftigungen des Komptoirs waren dem schwächlichen Körper des jungen Menschen nicht angemessen; er verfiel in eine Auszehrung, die ihn mit schnellen Schritten dem Grabe zuzuführen schien. Zum Glück kam jetzt seine Mutter mit 6 Kindern von Danzig an, und er mußte sie, der englischen

Sprache unkundig, bis nach Warrington begleiten. Hier verhalf ihm ein geschickter Arzt binnen sechs Monaten wieder zu seiner Gesundheit, und nun wurden die Studien mit mehr Eifer als zuvor fortgesetzt. Unter seines Vaters Leitung machte er sich mit Mineralogie und Zoologie noch mehr bekannt, hörte Mathesis und Physik, besuchte auch einige philosophische Kollegien, und setzte seine Humaniora fort. Seine müssigen Stunden wandte er zu allerhand Uebersetzungen an, welche sein Vater mit Anmerkungen herausgab. In der Folge gab er auch in zwey großen benachbarten Schulen im Französischen und Deutschen Unterricht.

Gegen das Ende des Jahres 1770 kehrte er mit seinem Vater nach London zurück, arbeitete an Uebersetzungen und übte sich in seinem Lieblingsfache, der Natürgeschichte, bis er im Sommer 1772 als Naturkundiger vom Könige ernannt wurde, den berühmten Cook auf seiner Reise gegen den Südpol und rund um die Welt zu begleiten. Die Begebenheiten dieser merkwürdigen Fahrt sind aus seiner eigenen Beschreibung, die er Englisch verfaßte und selbst ins Deutsche übersetzte, hinlänglich bekannt. Noch in eben dem Jahre ihrer Wiederkehr, 1775, gaben Vater und Sohn eine Beschreibung der auf ihrer Reise neu entdeckten Pflanzen mit 78 Kupfertafeln heraus. Bald darauf erwählte ihn die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem ordentlichen Mitgliede; die königl. medizinische Akademie in Madrit that ein gleiches, und die Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde folgte diesem Beispiele. In

Paris, wohin er im Herbst 1777 reiste, erwarb er sich Buffons Freundschaft.

Im Jahr 1779 ward er Professor der Naturgeschichte am Karolinum zu Kassel, erhielt hierauf 1784 zu Wilna eben dieselbe Professur mit dem Charakter eines geheimen Raths, verließ aber diesen Posten nach einigen Jahren wieder, und würde noch eine Reise um die Welt unternommen haben, wenn nicht Katharina II, die dieselbe im Jahr 1787 veranstalten wollte, an der Ausführung ihres Plans durch den Türkenkrieg verhindert worden wäre.

Bald darauf wurde er nach Mainz als Professor und Bibliothekar mit dem Titel eines Hofraths berufen; und hier war es, wo ihn sein Enthusiasmus, der aber freilich nicht immer von kalter und unbefangener Ueberlegung unterstützt wurde, zu Fehltritten verleitete. Der Anfang der Revolution in Frankreich begeisterte ihn so sehr, daß er alles bürgerliche Gute blos von einer durch die Neufranken bewirkten Staatsveränderung erwartete, und sich bald an die zahlreichen Anhänger derselben in jener Stadt anschloß. Viele Freunde riethen ihm, Mainz in einem so kritischen Zeitpunkte zu verlassen: allein er hatte zu wenig Entschlossenheit, um einen festen Plan zu fassen; und es hielt ihn theils die Noth seiner Familie, die bei Niederlegung seiner Stelle wenig Unterhalt gehabt haben würde, theils der Wunsch, seinen Mitbürgern einige Dienste erweisen zu können, in der bedrängten Stadt bis zum Einmarsch der Republikaner zurück. Nun konnte er nicht mehr neutral bleiben: er erklärte sich ganz für die Revolution, ward Klubbist,

und nahm an den in Mainz gemachten Aenderungen den lebhaftesten Antheil. Im Jahr 1793 gieng er endlich nach Paris, und übernahm daselbst die Stelle eines Agenten des ausübenden Raths, ganz begeistert von der Hoffnung, in dieser Stadt wahre Freiheit und wahres Bürgerglück zu finden. Aber plötzlich verschwand der schöne Traum; die Gironde war hier eben gestürzt worden, ganz Frankreich beugte sich unter das Joch des Tyrannen Robespierre, und die Grausamkeiten des Bergs ließen nie den Gedanken an Erlangung der Freiheit Wurzel fassen. Forster sah nun, daß er hier nichts zur Beförderung des Menschenwohls thun könne, bereuete seinen Uebertritt, und schilderte die traurige Stimmung seiner Seele in vielen lesenswürdigen Briefen, die man in den Friedenspräliminarien, einer Monatschrift von Huber, findet. Nur selten dämmerte ihm ein Strahl der Hoffnung; der Kummer raubte ihm bald seine Gesundheit, und schon im 39sten Lebensjahre, am 11ten Januar 1794, endigte ein scorbutisches Fieber seine Tage, die er vielleicht, wenn er länger gelebt hätte, noch unter der Guillotine hätte beschließen müssen. — Forster ist ohne Zweifel einer der geistvollsten Schriftsteller unsrer Nation. Seine Ansichten vom Niederrhein, und seine kleinen Schriften verbürgen dieses Urtheil.

Der sieben und zwanzigste November.

Gest. Richard Glover.

Kaufmann in London.

Glover behauptet auf immer einen ehrenvollen Rang unter den berühmtesten brittischen Dichtern. Er war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in London, und daselbst im Jahr 1712 geboren. Seine ganze Jugendbildung verdankte er der sogenannten Cheam-Schule, welcher damals ein gewisser Daniel Saxay vorstand. Er liebte diesen Aufenthalt Zeitlebens, besuchte das Institut alljährlich wenigstens einmal, und pflegte auch im Alter gar gern von seinen Schulabentheuern zu sprechen.

Er war erst 16 Jahr alt, als er sich schon durch ein Gedicht bekannt machte, dessen Inhalt und Gestalt wenig oder nichts zu wünschen übrig ließ. Ein Lobgedicht auf Newton war der erste Erguß seines dichterischen Genie's, und dieser Erstling des Dichters zeugt schon von so viel Reife des Geistes, daß man von ihm sagen könnte, was Graf Oxford von seinem Freunde Gray zu sagen pflegte: „Er sey nie ein Knabe gewesen."

Ungeachtet seine Neigung sowohl als seine Talente Glovern eigentlich für die Wissenschaften bestimmten, so widmete er sich dennoch, ohne Zweifel aus Gefälligkeit für seine Familie, der Handlung. Er spielte als

Kaufmann eine bedeutende Rolle. Gleichwohl wußte er seinen Geschäften hinlängliche Muße abzugewinnen, um den Wissenschaften, vornehmlich aber der Dichtkunst, mit seltenem Erfolge obzuliegen. Auch fuhr er fort, mit den berühmtesten Gelehrten des Zeitalters, mit jenen vornehmlich, die zur Opposition gegen die Walpolische Administration gehörten, die genaueste Verbindung zu unterhalten. Er heurathete im May 1737 Miß Nunn, und bekam mit ihr ein Vermögen von 12,000 Pfund. In demselben Monat noch, im 25sten Jahre seines Alters, erschien sein Leonidas, ein episches Gedicht in neun Büchern, das seinen Dichterruhm für immer begründete. Eine Mannigfaltigkeit vortrefflicher Charaktere, heroische und edle Gesinnungen, Würde, Majestät und Stärke des Ausdrucks, herrliche Gleichnisse und vortreffliche Versifikation machen es zu einer der schönsten Epopeen der Neuern. Leonidas ward bei seiner Erscheinung mit einer Begeisterung aufgenommen, welche mit der gänzlichen Vernachlässigung, womit er seitdem selbst unter seinen Landsleuten gesunken ist, im seltsamsten Abstich steht. Freilich hatte er jene günstige Aufnahme nicht ganz allein seinen innern Verdiensten zu danken. Bei seiner Erscheinung herrschte in England eine, zu Zeiten fast in Raserei übergehende, Begeisterung für die Freiheit; eine Constellation von großen, durch Tugend und Talente gleich ausgezeichneten Männern, widersetzte sich den Maaßregeln des Hofes; jede Schrift, die den geheiligten Namen der Freiheit an ihrer Stirne trug, empfahl sich ihrem Schutze, und konnte auf die Volksgunst sicher rechnen. Kein Wunder dann, wenn ein

Gedicht, das von Freiheitsgrundsätzen ausgeht, und die schimmerndsten Beispiele der Vaterlandsliebe entfaltet, auf ein so gestimmtes Publikum den tiefsten Eindruck machte.

Glovers Leonidas, der in der Folge vom Dichter von neun bis zu zwölf Büchern erweitert worden ist, ist durch Eberts Uebersetzung auch in Deutschland zur Genüge bekannt geworden. Der geistreiche Dolmetscher hat erreicht, wornach er gestrebt hat: Genauigkeit, Feuer, Kürze, Sprachrichtigkeit und Wohlklang; er hat mit dem Geiste des Britten gerungen, und ist ihm nicht unterlegen; er hat ihn nicht eher gelassen, als bis dieser sich ihm ergeben mußte.

Im Jahr 1739 erschien Glovers London oder die Fortschritte des Handels, und bald darauf die berühmte Ballade: Admiral Hosier's Geist. Beide Stücke scheinen geschrieben zu seyn, um die Rache der Nation wegen der spanischen Verheerungen anzureizen. Die Ballade blieb auch wirklich nicht ohne Wirkung. — In der dramatischen Poesie machte Glover ebenfalls einige nicht unglückliche Versuche. Seine beiden Trauerspiele Bradicea und Medea haben viel poetisches Verdienst, sind aber mehr für den Leser unterhaltend als für den Zuschauer interessant. Auch wurde das letztere nicht zur Vorstellung von ihm bestimmt, sondern ganz im griechischen Geschmack verfertigt, und mit Chören, in den Zwischenräumen der Akte untermischt. Er scheint dabei die Medea des Seneka beständig im Auge gehabt zu haben, und dadurch noch mehr zum anhaltenden und oft ziemlich kalten deklamatorischen Tone verleitet worden zu seyn.

Glover nahm an den politischen Fehden seiner Zeit einen lebhaften Antheil, und spielte dabei eine sehr thätige Rolle. Er besaß ein hervorstechendes Talent zur öffentlichen Beredsamkeit, und seine im Londner Magazin und in den Europäischen Annalen gedruckten Reden sind voll Geist und Anmuth. Aber der Eifer, mit dem er den öffentlichen Angelegenheiten ergeben war, schadete ihm in seinen Handlungsgeschäften, und seine Vermögensumstände wurden sehr vermindert. Mit wahrhaft lobenswürdigem Zartgefühl beschloß er daher, für eine Zeit lang von der Bühne abzutreten, und so lange in der Dunkelheit zu leben, bis seine Angelegenheiten ein gedeihlicheres Ansehen gewönnen. Standhaft führte er diesen Entschluß aus, lebte mehrere Jahre in der Stille, und als seine Umstände sich indessen gebessert hatten, so ließ er sich für Weymouth wählen, als das erste Parlament bei der Thronbesteigung Königs Georgs III zusammen trat. Von nun an interessirte er sich sehr für die indischen Angelegenheiten, unterstützte Sullivan's Wahl aus allen Kräften, widerrieth aber den Kaufleuten in einer seiner Reden aufs ernstlichste jede kriegerische Unternehmung, als welche, wie er aus der Fabel vom Menschen, Pferde und Bären zu erweisen suchte, nothwendig früher oder später zu ihrem Untergange ausschlagen müßte.

Bei herannahendem Alter entsagte er nach und nach den Geschäften, und verlebte den Rest seiner Tage in einer würdevollen Muße. Er vollendete vor seinem Tode noch ein zweites episches Gedicht, The Athenaid in 30 Gesängen, welches gewissermassen eine Fortsezzung des Leonidas ist, und von seiner Tochter Mos

Halsay, im Jahr 1788, in drei Duodezbänden zum Druck befördert wurde. Glover starb 1785 in seinem 73sten Lebensjahre.

Sein Charakter war edel. In einem Zeitraume von mehr denn funfzig Jahren behauptete er, unter den mannigfaltigsten Glücksabänderungen, eine wahrhaft bewundernswürdige Einfalt der Sitten. Er hatte nicht blos seine Schreibart, sondern seinen ganzen Charakter nach den besten Mustern der Griechen gebildet, so daß er lebte, wie wenn er mit dem Arestides auferzogen, und unter den Zuhörern des Sokrates gebildet wäre. Daher seine staatsbürgerliche Stimmung, daher seine unauslöschliche Anhänglichkeit an und sein thätiger Eifer für die Freiheiten des Vaterlandes; daher das herzliche Frohlokken, womit er das Fehlschlagen frevelhafter und tyrannischer Plane in ältern und in neuern Zeiten zu schildern pflegte.

Der acht und zwanzigste November.

Gest. Deodat Guy Sylvain Tancrede de Dolomieu.

Ehemaliger Malthefer=Ritter ꝛc.

Unter Frankreichs Naturforschern ein geschätzter Name, dessen Schriften auch in deutschen Uebersetzungen mit Beifall gelesen werden. Er war am 24sten Junius 1750 geboren, und von der Wiege an Maltheser=Ritter. Als er sein 18tes Jahr erreicht hatte, gerieth er einst auf einer Galeere mit einem Waffengefährten in Streit, und hatte das Unglück, denselben im Zweikampf zu tödten. Bald ward ihm selbst, nach den Gesetzen des Ordens, das Todesurtheil gesprochen, und erst nach neunmonatlicher Gefangenschaft konnte er beim Pabst seine Begnadigung auswirken. Indessen hatte diese Gefangenschaft einen ganz andern Menschen aus ihm gemacht; die Einsamkeit hatte ihn ans Denken gewöhnt; er war auf seine frühern Studien zurückgekommen; er hatte neue Kenntnisse erlangt. Von jetzt an gewann er die Wissenschaften lieb, vornehmlich die Naturkunde, und er betrieb dieß Studium mit Eifer selbst noch während seiner militairischen Laufbahn.

Etwa 22 Jahre alt kam er mit dem Carabinier-Regimente, bei welchem er ungefähr im 15ten zum Offizier ernannt worden war, nach Metz. Schon damals übersetzte er Bergmanns Werk über die vulkanischen Substanzen, mit Anmerkungen, ins Italienische, und ließ Untersuchungen über die Schwere der Körper drucken. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ernannte ihn zu ihrem Korrespondenten, und Dolomieu verließ nun den Militairstand, um sich ganz den Wissenschaften zu weihen.

Jetzt begannen seine mineralogischen Reisen mit dem Besuche der berühmten Gegenden um das mittelländische Meer und der Insel Malta, wo er zuerst in die wissenschaftliche Laufbahn getreten war. Zunächst gieng er nach Sicilien. Erst 26 Jahre alt, voll Jugendkraft und Feuer, durchforschte er die Gegenden des Aetna und dessen Krater, besuchte mehrmals den Vesuv, die Apenninen, die Seen und Berge des alten Latinus, theils Reste, theils Produkte erloschener Vulkane, und durchstreifte die Alpen in mehrern Richtungen. Auch die liparischen Inseln entgiengen seiner Aufmerksamkeit nicht; er gab eine Beschreibung heraus, gerade in dem Jahre (1783), das sich durch das mit außerordentlichen Erscheinungen verbundene schreckliche Erdbeben in Calabrien auszeichnete. Dolomieu eilte in dieses verwüstete Land, um die Ursachen dieser furchtbaren Ereignisse zu studiren, und theilte im Jahr 1784 seine Ideen sowohl über diese Katastrophe als auch über die allgemeine Wirkung der Erdbeben mit. Einige Jahre später gab er eine Schrift über die Ponza Inseln, nebst einem

raissonnirenden Verzeichniß der Produkte des Aetna, heraus.

In den ersten Jahren der Revolution setzte Dolomieu seine naturhistorischen Forschungen und literarischen Arbeiten ungestört fort; da aber die neue Ordnung der Dinge eine andere und schrecklichere Gestalt gewann, so sah auch er sich verfolgt und genöthigt, aus einer Freistätte in die andere zu flüchten. Als die Ruhe einigermassen wieder zurück kehrte, wurde er bei der neuerrichteten Bergwerksschule Professor der Geologie, und gab als solcher mehrere Abhandlungen über die methodische Eintheilung der Materialien der vulkanischen Berge heraus. Um dieselbe Zeit wurde das National-Institut errichtet; und Dolomieu, der unter den ursprünglichen Mitgliedern war, lieferte in weniger als drei Jahren 17 Abhandlungen. Dann unternahm er eine neue Reise in das mittägliche Frankreich und die obern Alpen. Zu Fuß, mit dem Hammer in der Hand, durchwanderte er die Gegenden an den Flüssen Allier, Loire und Rhone, folgte der großen Alpenkette von der Iser nach dem Veltlin, besuchte das unter dem Namen der Allée blanche bekannte Thal, dessen steile Felsen 3000 Meter hoch sind, untersuchte den Montrose, diesen berühmten Rival des Montblanc, kam nach 6 Monaten mit einer reichen Sammlung von Steinen und Gebirgsarten nach Paris zurück, und erstattete von seinen Beobachtungen im Institute einen nachher gedruckten Bericht.

Als Bonaparte die Expedition nach Egypten unternahm, wurde Dolomieu ernannt, ihn mit andern Gelehrten zu begleiten. Er reiste mit der Flote

ab, und langte mit ihr vor Malta an. Tief betrübt verschloß er sich jetzt auf sein Schiff, weil er nichts davon gewußt hatte, daß die Expedition mit der Eroberung dieser Insel beginnen würde. Aber der Großmeister wünschte ihn zum Vermittler, und Bonaparte wählte ihn dazu. So wurde er denn der Ueberbringer der Vorschläge des Obergenerals an seine ehemaligen Gefährten, und er betrug sich dabei auf eine würdige Weise.

In Egypten besuchte Dolomieu Alexandrien, das Delta, Cairo, die Pyramiden, einen Theil der das lange Nilthal einfassenden Berge; und schon wollte er alle diese Gebirgsketten näher untersuchen, und diesen ganzen Theil der Küste des mittelländischen Meers durchstreifen, bis zu den Ufern des arabischen Meers vordringen u. s. w., als er seine Gesundheit zerrüttet fühlte, und sich zur Rückkehr nach Europa genöthigt sah. Am Tage nach seiner Abfahrt von Alexandrien wurde der Wind ungestümm; das Wasser drang gewaltsam in das Schiff; man warf alles Entbehrliche über Bord, und ließ es nicht an der äußersten Anstrengung fehlen. Mit Mühe entgieng das Schiff dem Sinken, und nachdem es acht Tage lang ein Spiel fürchterlicher Winde gewesen war, wurde es durch den Sturm in den Hafen von Tarent getrieben, als es eben aus einander gehen wollte. Tags darauf wurde ein Matrose von der Pest befallen, aber eine noch grössere Gefahr bedrohte die Franzosen. Drei Tage vorher hatte die blutige Gegenrevolution in Calabrien angefangen. Die Franzosen wurden zu Gefangenen gemacht, ans Land gesetzt, und unter dem Mordge-

schrei einer wilden Menge in einen Kerker gebracht. In dieser traurigen und gefahrvollen Lage machte Dolomieu Auszüge aus Plinius zu einem Werke über die Steine der alten Denkmäler, und unterhielt sich mit seinen Unglücksgefährten über naturhistorische Gegenstände, als plötzlich die Gefangenen, alles ihres Eigenthums beraubt, nach Messina übergeschifft wurden. Von hier sollten sie nach Frankreich gebracht werden; nur Dolomieu nicht, der, von seinen Feinden im Maltheserorden angeklagt, ein Opfer des Vorurtheils und des Hasses werden sollte. Standhaft trennte er sich von seinen Gefährten, und wanderte in einen Kerker, der nur durch eine Oeffnung Licht erhielt, die Nachts verschlossen wurde.

Sobald die Nachricht von seinem Unglücke in Frankreich angekommen war, reklamirte ihn das National-Institut, ja selbst die französische Regierung; die königl. Gesellschaft zu London und ihr berühmter Präsident Banks verwendete sich für den Naturforscher; Dänen gaben ihren Korrespondenten in Messina Anweisungen, ihn zu unterstützen; ein dortwohnender Engländer sorgte aufs großmüthigste für ihn, der berühmte spanische Staatsmann d'Azara, sein vieljähriger Freund, unterstützte aus allen Kräften die Bemühungen der Verwandten Dolomieus, selbst der König von Spanien schrieb seinetwegen zween Briefe; aber vergebens. Dolomieu wußte nicht einmal, ob seine schreckliche Lage seinen Freunden bekannt wäre. Unterdessen wählten die Professoren des naturhistorischen Museums den Gefangenen an des verstorbenen d'Aubentons Stelle zu ihrem Kolle-

gen, und bald darauf änderte sich das Schicksal der Waffen in Italien so, daß Neapel um Frieden bitten mußte. Eine der ersten Bedingungen war die Auslieferung Dolomieu's. Kaum im naturhistorischen Museum angelangt, eröffnete er einen Kursus der mineralogischen Philosophie; bald darauf aber besuchte er von neuem die Alpen, die er seine lieben Berge nannte. Er sah die höchsten Gipfel um den St. Bernhard, die berühmten Stellen, wo Bonaparte über die Alpen gieng, die Gemmi Berge, den neuen schönen Weg über den Simplon, das Ticino Thal, die Engpässe von Dissentis und Ursenern, das Thal der Reuß und die Gletscher des Geisner, und weiterhin die kleinen Berge. Er reisete über Lucern, die Gletscher des Grindelwalds, nach Chateauneuf zu einer geliebten Schwester, und einem auch durch seine Liebe zur Mineralogie mit ihm verwandten Schwager. Hier entwarf er den Plan zu zwei neuen Reisen — nach Deutschland, auf welcher er mit Werner und andern Mineralogen zusammen kommen wollte, und nach Dännemark, Norwegen und Schweden, nach deren Vollendung er seine mineralogische Philosophie herausgeben wollte, wovon ein Bruchstück unter dem Titel: De l'Espece mineralogique gedruckt wurde, das er in seinem sicilianischen Kerker auf den Band einiger ihm gelassenen Bücher mit einer aus dem Lampenrauche verfertigten Dinte und einem an einem Steine abgeschliffenen Knochen schrieb. Unvermuthet überfiel ihn aber eine Krankheit, die ihn am 28sten Nov. 1801 hinraffte.

Der neun und zwanzigste November.

Geb. Ludwig von Boissy.

Mitglied der französischen Akademie.

Es gab eine Zeit, da Boissys Theaterstücke mit großem Beifall auf französischen Bühnen gegeben wurden; diese Periode ist zwar vorüber, aber noch immer verdienen seine Geisteswerke die Aufmerksamkeit der Freunde einer geistreichen Unterhaltung, und in seiner ganz einfachen Lebensgeschichte liegt etwas Rührendes, das unsre innigste Theilnahme erweckt.

Er war im Jahr 1694 zu Vic in Auvergne geboren, und widmete sich anfangs den theologischen Wissenschaften. Seiner Neigung entsprachen aber diese ernsten Gegenstände nicht, daher beschloß er, dem Theater seine Kräfte zu weihen; er schrieb ein Trauerspiel Admet und Alceste, und das Publikum pfiff ohne Barmherzigkeit die Komposition des jungen Dichters aus. Aergerlich über diesen Streich, den ihm Melpomene gespielt, wandte er sich an Thalien, und hier gelang es ihm besser. Er schrieb Lustspiele und komische Opern, und seine Arbeiten begleitete ein ausgezeichneter Beifall. Allein seine Kasse befand sich dabei nicht in den besten Umständen. Er wandte zu vielen Fleiß auf seine dramatischen Arbeiten, als daß er deren oft und in großer

Anzahl

Anzahl hätte liefern können, und eben deswegen nährten sie ihn nur kümmerlich. Kaum reichte das, was er für dieselben erhielt, hin, um sich, seiner Frau und einem Kinde eine kümmerliche Subsistenz zu gewähren.

Doch auch diese nur für eine zeitlang. Seine Einnahmen wurden immer geringer, und seine Bedürfnisse vermehrten sich. Mangel und Sorgen besuchten ihn immer öfter, und nahmen seinem Geist je länger je mehr die Kraft, Kunstwerke hervorzubringen und Brod zu verdienen. Sein Mißmuth und seine Unthätigkeit vermehrten sich mit seinem Mangel, und mit diesem wieder sein Stolz und sein Murren über ein Schicksal, das er so wenig verdient zu haben fühlte.

Boissy hatte Freunde, die ihn schätzten und zu unterstützen bereit waren, aber nur bei den allerdringendsten Bedürfnissen sprach er sie um Hülfe an. Mit der zunehmenden Zerrüttung seiner häuslichen Umstände erhob sich in seinem Gemüth auch Mißtrauen gegen seine Freunde, und mit Empörung dachte er daran, eine Bittschrift einzureichen, oder um eine Unterstützung anzuhalten. Ein Amt konnte damals nur bekommen, wer es zu kaufen im Stande war, oder mächtige Gönner hatte. Der Abgrund des Elendes öffnete sich täglich schrecklicher vor Boissy und seiner ihn zärtlich liebenden Gattin. Sie sahen ihren unvermeidlichen Untergang vor sich, und der täglich mehr eindringende Mangel schien ihnen mit dem Hungertode zu drohen, sie entschlossen sich, demselben sich freiwillig zu weihen, um mit ihrem Dasein ihren Leiden ein Ende zu machen. Eine gewisse Erbitterung darüber, daß ihnen der

Hungertod doch bevorzustehen schien, hatte sie gerade diese Todesart wählen lassen. Sie bewohnten ein Dachstübchen, das durchaus keine Gemeinschaft mit den übrigen Wohnungen des Hauses hatte. Sie durften also nur die Thür verschließen, sich ruhig halten, und niemand konnte sie an der Ausführung ihres Entschlusses hindern.

Mit unerschütterlichem Muthe begannen sie nun ihr gräßliches Unternehmen unbemerkt und ungestört. Einer oder der andere ihrer Bekannten kam an ihre Thür, fand sie verschlossen und gieng wieder zurück, in der Voraussetzung, daß sie ausgegangen wären. Nur einer von den vielen, die sich seine Freunde nannten, ward bedenklich, als er die Thür zwei Tage hinter einander verschlossen fand. Er kam am dritten Tage wieder, klopfte anhaltend und stark, und hörte endlich ein leises Winseln. Er rief laut und heftig Boissy's Namen, horchte dann wieder und hörte deutlich einen Seufzer. In der höchsten Angst rief er Hülfe herbei, ließ die Thür aufsprengen, und — blieb starr vor Schrecken und Entsetzen auf der Schwelle stehen. Da saß Boissy und seine Gattin in krampfhafter Umarmung. Die schrecklichen Qualen des Hungers waren überstanden, sie waren matt, ohne Empfindung und beinahe ohne Bewußtseyn. Ihre gebrochenen Augen sanken auf das Kind herab, das sich an der Mutter Schooß hinauf krümmte, und dessen zärteres Leben es zu dem Wimmern veranlaßt hatte, wodurch es zuerst sich verrieth. Es war der dritte Tag, und nur mit Mühe konnte ihr Freund sie überreden, einige Erfrischungen

anzunehmen, denn sie hatten sich durch unsägliche Leiden schon beinahe aus dem Leben hinaus gearbeitet. Langsam erholten sie sich und bekamen wieder Lebenskraft und Empfindung. Der Freund wich nicht von ihrer Seite, er bediente sie, er pflegte ihrer, und als er sie endlich gerettet sah, verließ er sie nur, um für ihre völlige Wiederherstellung zu sorgen. Alles, was er an Geld bei sich führte, und was beinahe sein ganzer Reichthum war, ließ er ihnen zurück.

Die Begebenheit wurde bald allgemein bekannt, und der unglückliche Boissy und seine Familie auf einige Tage die Gegenstände der Gespräche bei allen Kaffee- und Theetischen in Paris. Auch am Hofe redete man davon, aber niemand dachte daran, den Unglücklichen zu helfen. Ein einziger edler Mann unter den Höflingen, der Graf von Termin, hatte das Herz, für die Unglücklichen Hülfe zu fordern. Er schilderte der Frau von Pompadur, damaligen Maitresse Ludwigs XV, das grenzenlose Elend dieser Familie, und rührte ihr Herz. Sie sandte dem armen Dichter ein ansehnliches Geschenk an Gelde, und verschaffte ihm die Stelle eines Controlleurs bei dem Mercure de France. Seiner Frau und seinem Kinde sicherte sie eine Pension zu, auf den Fall seines frühern Todes. Dieser erfolgte wirklich nach wenigen Jahren am 19ten April 1758.

Boissy schrieb für das französische Theater: la Rivale d'elle-même — l'Impatient — le Babillard — le François à Londres — l'Impertinent malgré lui — le Badinage — la Confidente d'elle-même — le Pouvoir de la Sym-

pathie — les Déhors trompeurs — l'Home indépendant — l'Embarras du choix — la Fète d'Autenil — l'Epoux par supercherie — le Médecin par occasion — la Folie du jour — le Sage étourdi — la Peruvienne; und außerdem noch verschiedene komische Stücke für das Theater aux Italiens, auch einige komische Opern. Unter diejenigen Stücke, die sich von ihm am längsten auf dem französischen Theater erhalten haben, gehört: La Vie est un Songe, ein Lustspiel in drei Akten. Es fehlte ihm nicht an einem leichten und lebhaften Witz und an einer glücklichen Gabe, das Lächerliche zu bemerken und wirksam darzustellen; nur vermißt man in seinen meisten Lustspielen einen reiflich überdachten Plan und eine geschickt angelegte und durchgeführte Verwicklung. Boissy besaß mehr Talent zur Bearbeitung einzelner Scenen, als ganzer Schauspiele; auch haben seine Charaktere nicht immer die erforderliche Wahrheit, sondern fallen oft ins Uebertriebene und Groteske. Seine Beiträge zum Mercure de France zeichnen sich vor den meisten übrigen sehr vortheilhaft aus; auch drei satyrische, ziemlich schlüpfrige Romane, hat man von ihm.

Der dreißigste November.

Gest. Moritz, Graf von Sachsen.

General-Marschall der französischen Kriegsheere.

Moritz war ein natürlicher Sohn Friedrich August I, Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, und der berühmten schwedischen Gräfin Maria Aurora von Königsmark, die ihn am 15ten Oktober 1696 auf einem Dorfe, unweit Magdeburg, gebahr. Der Churfürst äußerte eine lebhafte Freude über die Geburt des Neugebornen, und ließ ihm den Namen Moriz geben — wie man sagt, zum Andenken an den Aufenthalt in Moritzburg, dem der Vater den Besitz seiner Geliebten und der Sohn sein Daseyn verdankte. Als die Gräfin an den Hof zurückkehrte, vertraute man ihn, mit seiner Amme, einem treuen Kammerdiener an, der seinen Aufenthalt zu Berlin nehmen mußte. In der Folge ließ ihn der Churfürst nach Leipzig kommen, und ihn dort, unter dem Namen eines Grafen von der Raute, auf eine Weise erziehen, die bewies, daß er ihn für seinen Sohn erkenne, und ihm seine besondere väterliche Fürsorge widme.

Von frühen Jahren an entschied sich Morizens Vorliebe für den Militairdienst. Reiten und Fechten

waren seine einzige Beschäftigungen; man hatte alle Mühe von der Welt, um ihn Lesen und Schreiben zu lehren, und blos das Versprechen, daß er Nachmittags ausreiten dürfe, konnte ihn vermögen, des Morgens einige Stunden zu studiren. Er hatte gerne Franzosen um sich; daher auch das Französische die einzige fremde Sprache war, die er nach Grundsätzen zu lernen verlangte. Den König begleitete er bei allen seinen kriegerischen Unternehmungen, und er lernte zuerst in den Gefechten gegen Frankreich die Kunst, Frankreich zu beschützen. Schon im 12ten Jahre war er bei der Belagerung von Lille, dann bei Tournai und Malplaquet, und selbst Eugen und Marlborough bewunderten den Heldensinn, der sich bei dem Jünglinge in den drohenden Gefahren offenbarte.

Im Jahr 1711 begleitete er den König von Polen zur Belagerung von Stralsund, und schwamm vor den Augen des Feindes mit der Pistole in der Hand durch den Fluß. Drei Offiziers und über 20 Soldaten, die während dieses Ueberganges an seinen Seiten niedergeschossen wurden, rührten ihn nicht. Unter diesem Bestreben nach Verdiensten erhielt er den Titel und Rang eines Grafen von Sachsen von seinem Vater, der nach dem Tode Kaiser Joseph I das Reichsvikariat führte. Er errichtete ein Regiment Reuterei, bildete es nach seinen eigenen Ideen, und kämpfte mit demselben ruhmvoll gegen die Schweden, bis er 1717 nach Ungarn gieng, wo er unter Eugen gegen die Türken zu Felde zog.

Die Wiederherstellung des Friedens veranlaßte Moritzen im Jahr 1720 nach Frankreich zu rei-

sen, wo er bald als Feldmarschall in Dienste trat. Mit Eifer studirte er jetzt Mathematik, Ingenieurkunst, Befestigungswissenschaft und Mechanik, formirte und exercirte sein Regiment nach einer neuen Methode, und seine Reverien, die er in der Folge schrieb, zeigten, daß er in den Geist der Kriegskunst eingedrungen seyn. Dieses Werk ist eines Cäsar und Condé würdig, in einem unkorrekten, aber männlichen und raschen Styl geschrieben, voll tiefer Einsichten, kühn und neu, und eben so lehrreich für einen General als für einen Soldaten. Die lockende Aussicht, Herzog von Curland zu werden, führte ihn 1726 nach Mietau, und noch in diesem Jahre wurde er von den Ständen einmüthig zum Regenten ernannt. Die Russen und Polen widersetzten sich dieser Wahl; die verwitwete Herzogin von Curland aber, welche ihn zu heurathen gedachte, unterstützte ihn mit dem größten Nachdruck. Sie reiste selbst nach Riga und Petersburg, und verdoppelte ihre Bemühungen zum Vortheil der geschehenen Wahl; allein ein Liebeshandel, den der Graf während seines Aufenthaltes zu Mietau mit einem Hoffräulein der Herzogin gehabt, zerriß die Heurath, und vernichtete alle seine schönen Aussichten. Er gieng nach Frankreich zurück, und that sich 1733 am Rhein, unter der Aufführung des Marschalls von Berwick, besonders bei den Linien bei Ettlingen und in der Belagerung von Philippsburg hervor.

Als nach Kaiser Karls VI Tode ein neuer Krieg ausbrach, nahm Moritz am 26sten November 1741 die Stadt Prag mit Sturm, und hierauf

Eger und Ellnbogen ein. Er richtete ein Regiment Uhlanen auf, und führte die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück, wo er verschiedene Postirungen ausstellte, und die Linien bei Lauterburg eroberte. Am 26sten März 1744 ward er zum Marschall von Frankreich ernannt, und erhielt den Oberbefehl über eine besondere Armee in Flandern. Er beobachtete die Feinde, die ihm doch überlegen waren, so genau, und zeigte solche Kriegserfahrenheit, daß er sie in einer völligen Unthätigkeit erhielt. Dieser Feldzug in Flandern brachte dem Marschall von Sachsen viel Ehre, und wurde in Frankreich für ein Meisterstück der Kriegskunst angesehen. Er gewann, unter den Befehlen des Königs, am 11ten May 1745 die berühmte Schlacht bei Fontenay, wo er, obgleich krank und kraftlos, dennoch seine Befehle mit einer solchen Gegenwart des Geistes, Wachsamkeit, Unerschrockenheit und Geschicklichkeit ertheilte, daß die ganze Armee ihn bewundern mußte. Auf diesen Sieg folgte die Eroberung von Tournai, das die Franzosen eben belagerten, von Gent, Brigge, Audenarde, Ostende, Ath rc. und als man den Feldzug für geendigt hielt, nahm er am 28sten Febr. 1746 Brüssel weg. Der folgende Feldzug war eben so rühmlich für ihn. Er gewann am 11ten Okt. 1746 das Treffen bei Rauconx. Zur Belohnung für eine so ununterbrochene Reihe rühmlicher Dienste erklärte ihn der König zum General-Marschall seiner Lager und Armee. Er verfolgte seine Siege immer weiter, gewann die Schlacht bei Lawfeldt, und eroberte Mastricht, worauf der Aachner Friede (den 18ten Okt. 1748) allen Fehden ein Ende machte.

Moritz verlebte nun seine übrigen Lebensjahre auf dem Schlosse Chambord, das ihm der König geschenkt hatte. Er hatte daselbst eine schöne Stutterei und Menagerie, und beschäftigte sich vornehmlich mit der Mechanik. Er lebte als Fürst und führte einen glänzenden Hofstaat; unter andern kostbaren Gebäuden ließ er einen Komödiensaal bauen, dessen Dekorationen über 60,000 Livres kosteten. Seine Equipage war ungemein zahlreich und prächtig. Er hatte 400 Jagd- Reit- und Kutschenpferde, ohne die Pferde seiner beiden Kavallerie-Regimenter. Die trefflichsten Akteurs und Aktricen standen in seinen Diensten, seine Kammermusik war auserlesen, die Jagd glänzend, und 35 Köche bedienten seine Tafel. Feste und Lustbarkeiten wechselten beständig, aber schon im Jahr 1750 raubte ihm ein neuntägiges Fieber das Leben.

Moritz war einer der einsichtsvollsten und glücklichsten Generale des 18ten Jahrhunderts, von dem selbst Friedrich der Große, der ihn persönlich kannte und schätzte, schrieb: „er scheine ihm der Professor aller Generale von Europa zu seyn.“ Er führte den Krieg nach sichern Regeln und überließ dem Glück immer nur wenig. Seine Heere waren meistens dem Feinde überlegen, gleichwohl hielt ihn die Klugheit ab, aufs Ohngefähr viel zu wagen. Er ließ sich entweder selbst angreifen, wie bei Fontenay, oder wenn er angriff, war er seines Sieges schon halb gewiß, wie bei Rauconx. Die Fehler des Feindes sah er sogleich ein und wußte sie zu nutzen. Ihm selbst aber konnte man keine Fehler vorwerfen. Nur wenn er große Folgen voraus sah, schlug er, aber von seinen Siegen zog er allemal die größten Vortheile.

Man sagte zu Versailles: „er führe den Krieg mit der Gewißheit eines Geometers.“ Wo Moritz war, da war, nach der gemeinen Meinung, der Sieg gewiß, und der Marschall erhielt diese Meinung immerfort, durch sein daurendes Glück. Daher setzten die Truppen auf ihn ein blindes Vertrauen, und wären unter seiner Anführung zu allen bereit. Nie hat ein General das Blut der Soldaten mehr geschont. Seine Befehle waren so kurz gefaßt, daß 20 Zeilen die Disposition einer Schlacht enthielten. Demohngeachtet war alles verbunden, vorausgesehen und aufs deutlichste aus einander gesetzt.

Pracht und Verschwendung liebte Graf Moritz bis ans Ende, und seine Galanterieen in der Liebe waren ohne Zahl. Indessen mochte er mit Damen von hoher Geburt und Range, deren Fehltritte ein großes Aergerniß geben konnten, nicht viel zu thun haben. Ungewöhnlich war seine körperliche Stärke und Geschicklichkeit. Er war im Stande ein Hufeisen zu zerbrechen und den stärksten Nagel so mit den Fingern zu drehen, daß er zum Korkzieher dienen konnte. Sein natürlich hoher Geist konnte nicht wohl Widerspruch ertragen, aber er besänftigte sich bald wieder, und sein Gemüth war so wenig lange Zorn zu halten fähig, als jemanden, wer es auch sey, Schaden zuzufügen. Sein ganzes Aussehen war edel, kriegerisch und gefallend.

Der erste December.

Gest. Christian Garve.

Privatgelehrter in Breslau.

Einer der achtungswürdigsten deutschen Schriftsteller, der tiefes Denken und Popularität des Vortrags, theoretisches Forschen und praktische Uebung der Lehren der Weisheit, seltene Kenntnisse und einen der obersten Plätze des Ruhms mit Humanität und Anspruchlosigkeit verband, und durch seinen ganzen Charakter der Gesellschaft und seinen Freunden eben so schätzbar wurde, wie er es durch seine Schriften dem größten Cirkel gebildeter Stände und wahrer Schüler der lebendigen Weisheit war.

Geboren wurde er zu Breslau am 7ten Jan. 1742. Frühe verlohr er seinen Vater, der eine ansehnliche Schönfärberei besaß, und die Erziehung des einzigen Sohnes war nun das angelegentlichste Geschäfte der Mutter, einer der würdigsten Frauen, die von allen hochgeachtet wurde, welche sie kannten, aber von niemand mehr als ihrem Sohne, der sie noch in spätern Jahren häufig zur Richterin über seine

schriftstellerischen Arbeiten machte, ehe er sie dem Publikum vorlegte, und mit der innigsten Zärtlichkeit an ihr hieng. Sie war von musterhafter Bildung des Verstandes und Herzens, weder gelehrt noch witzig, aber durchaus verständig, und so weit unterrichtet, als ihre Umstände es mit sich brachten. Mit weiser Zärtlichkeit wachte sie über die sittliche Bildung ihres Sohnes, und den wissenschaftlichen Unterricht desselben vertraute sie einigen geschickten Hauslehrern. Er sollte sich der Theologie widmen, trieb daher die vorbereitenden Studien, und las mit vielem Eifer die Alten, vornemlich die lateinischen Schriftsteller. Im 21sten Jahre trat er seine akademische Laufbahn zu Frankfurt an der Oder an, setzte sie in Halle fort und beschloß dieselbe zu Leipzig. Da ihn körperliche Umstände zeitig nöthigten, den Gedanken an ein theologisches Amt aufzugeben, so widmete er sich vornemlich dem Studium der Mathematik und Philosophie, und die Abhandlung über die Prüfung der Fähigkeiten, welche Weiße in die Bibliothek der schönen Wissenschaften einrückte, war die erste gereifte Frucht seiner eingesammelten Kenntnisse.

Leipzig gefiel Garve'n, und eine Professur daselbst war damals schon sein Wunsch für die Zukunft. Indessen kehrte er 1767 nach Breslau zurück, lebte daselbst sehr eingezogen, und legte durch vieles Schreiben und Sitzen wahrscheinlich den Grund zu den hypochondrischen Zufällen, die nachher sein Leben verbitterten. Sein Freund Gellert, dessen ganze Liebe er besaß, ernannte ihn im weissagenden Geist zu

seinem Nachfolger, und wirklich erhielt er nach dem Tode desselben, im Jahr 1770, eine außerordentliche Lehrstelle der Philosophie in Leipzig. Er habilitirte sich durch eine Abhandlung über die rechte Methode, die Geschichte der Philosophie zu behandeln, und las nun Kollegien über reine Mathematik, Logik und über einige Schriften des Cicero. Aber schon 1772 nöthigte ihn seine schwache Gesundheit, nach Breslau zurückzukehren, und von der Zeit an verließ er seine Vaterstadt nur selten, um seine Freunde in Leipzig, Altenburg, Göttingen oder Berlin (zu denen Mendelssohn, Spalding, Nikolai und Biester gehörten) zu besuchen, oder die Sommermonate in dem schlesischen Gebirgsdorfe Charlottenbrunn zuzubringen, wo sein Lieblingsplätzchen Garve's Ruh genannt wird, und unter diesem Namen noch in heilger Ueberlieferung den späten Nachkommen bekannt seyn wird.

In den Jahren von 1770—80 war Garve, der bei steter Kränklichkeit beständig den Wissenschaften huldigte, durch seine meisterhaften, mit eigenen Anmerkungen bereicherten Uebersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphilosophie von Ferguson; Gerards Abhandlung über das Genie, und durch seine 1779 gesammelten Abhandlungen, den Freunden der philosophischen Lektüre immer mehr bekannt geworden; man prieß an ihm den reinen klassischen Vortrag geläuterter und populairer dargestellter Ideen; aber die Schätzung seines eigentlichen Werthes im ganzen Umfange war doch mehr auf den kleinen Kreis sei-

ner Freunde eingeschränkt, die ihn außer jenen Schriften noch als den Verfasser mehrerer scharfsinniger Aufsätze und Beurtheilungen in der Bibl. der schönen Wissenschafen (z. B. des Lessingischen Laokoon, der Dramaturgie, der kritischen Wälder, der Hemsterhuischen Schriften) kannten. Erst durch Friedrich II von Preußen wurde er auf die Bahn geführt, die seinem Namen die höchste und allgemeinste Celebrität verschaffte. Dieser große König unterredete sich mehrmals mit dem Philosophen in Breslau, und foderte ihn in einer dieser Unterredungen auf, eine mit Anmerkungen bereicherte Uebersetzung des Ciceronianischen Buchs, von den Pflichten, zu unternehmen. Dieser Arbeit widmete Garve einige Jahre, und er hatte die Freude, von diesem klassischen Werke, das 1783 zum erstenmal erschien, vier Auflagen zu erleben. Tausende von Menschen sind durch dasselbe belehrt und zum fruchtbaren Nachdenken über moralische Gegenstände gebracht worden, die ohne dasselbe schwerlich auf diese Meditationen gekommen wären, indem sich nemlich die vortrefflichen Betrachtungen Garve's an ein klassisches Buch des römischen Alterthums anschlossen, das jeder deutsche Studirende liest, drangen sie auch bis zu denjenigen, die an sich weniger Interesse an philosophischen Untersuchungen finden, und lehrten überhaupt durch ein glückliches Beispiel, wie nützlich die Lektüre der Alten auch in sächlicher Hinsicht für uns gemacht werden könne, wenn man nur den rechten Sinn dazu mitbringe.

Seiner steten Kränklichkeit ungeachtet, war Garve doch immer ein warmer Freund des gesellschaftlichen Umgangs, besonders mit den vornehmen Ständen, weil er vorzüglich in seiner Vaterstadt unter ihnen noch die mehresten fand, die ein wissenschaftliches oder überhaupt geistreiches Gespräch unterhalten konnten. Um so empfindlicher war es ihm, daß ein offener Schaden im Gesichte, unter dem einen Auge, der immer bösartiger wurde und sich immer weiter erstreckte, seit etwa 1790 zu seiner übrigen Kränklichkeit hinzukam, ihn allmählig immer mehr der vermischten Gesellschaft entzog, und ihn endlich nur auf die Unterhaltung weniger ihn besuchenden Freunde einschränkte. In diesen letzten traurigsten Jahren seines Lebens war seine Feder noch ungemein fruchtbar an schätzbaren Produkten, wohin unter andern seine Fragmente zur Schilderung Friedrichs II, seine Uebersetzung und Bearbeitung der Ethik und Politik des Aristoteles und vornehmlich seine Versuche über Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben gehören. Diese letzten enthalten einen Schatz von Bemerkungen, die von dem geübten Scharfblicke, mit welchem Garve die Welt und das menschliche Herz beobachtete, und von dem unbefangenen Wahrheitssinne zeugen, der ihr bei allen seinen Untersuchungen leitete.

Bewundernswürdig war die Geduld, mit der er alle seine Leiden trug. Das beste Mittel zur Ertragung großer unüberwindlicher Uebel schien ihm die Verschließung derselben in sich selbst zu seyn, und

dazu suchte er sich durch religiöse Betrachtungen zu stärken. Noch 15 Stunden vor seinem Tode, wo ihm schon Auge und Zunge beinahe den Dienst versagten, war er am Geist noch immer derselbe, und diktirte etwas für den Druck. Er starb 1798, in einem Alter von 56 Jahren.

Garve stellte in seinem ganzen Wesen das Bild einer sich selbst beherrschenden Weisen auf. Er war für Empfindungen offen, nie aber giengen sie in heftige Gemüthsbewegungen über; man sah ihn nie lustig, wohl aber vergnügt; nie erzürnt, aber wohl unwillig; nie vor Schrecken außer sich, sondern nur bedenklich. Die zärtlichen Neigungen schränkten sich bei ihm von jeher auf seine Mutter, seine edlen Freunde und Freundinnen ein; die Vertrauten seiner Jünglingsjahre bezeugen die stete Reinheit und Unschuld seines Wandels. Vielseitige, scharfe Beobachtung der Natur des Menschen in allen Verhältnissen, Entwickelung dieser Erscheinungen, Bestreben nach Deutlichkeit in der Einsicht und der Darstellung derselben, machten das Eigenthümliche seines Geistes aus. Wer ihn als Menschen kannte, kannte ihn auch als Schriftsteller, und fand umgekehrt diesen in jenem wieder. Das Landleben hatte große Reize für ihn. Die Stille desselben that seinen reizbaren Nerven wohl, und seine Meditationen erhoben sich dann immer zu moralischen und religiösen Gegenständen. Er war überhaupt ein sehr religiöser Mann, in dem edelsten und schönsten Sinne des Worts.

Der

Der zweite December.

Gest. Johann Christoph Döderlein.

Geheimer Kirchenrath und Prof. der Theologie in Jena.

Döderlein, der Sohn eines würdigen und gelehrten Predigers zu Windsheim in Franken, war am 20sten Januar 1746 geboren. Die Zeit seiner ersten Bildung zum künftigen Gelehrten fiel in die glückliche Epoche, da das vaterländische Gymnasium mit den besten Lehrern besetzt war. Besonders dankte er dem vortrefflichen Rektor Diez beinahe alle seine Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen; in der reinen Mathematik und Geschichte und in der Bibliographie. Er bezog daher sehr gut vorbereitet in seinem 18ten Jahre die Akademie Altdorf, und verlebte seine akademischen Jahre in einer musterhaften Thätigkeit.

Frühe wurde Döderlein ins geschäftige Leben gezogen. Denn kaum hatte er einige Zeit auf dem Lande, als Hauslehrer bei einem nürnbergischen Patricier zugebracht, so wurde er in seinem 22sten Jahre zum Diakonus an die Hauptkirche seiner Vaterstadt berufen. Dieß war die eigentliche Zeit seiner Bildung zum Gelehrten. Alle Muße, die ihm sein Amt ließ, war gelehrten Forschungen gewidmet; aus Man-

gel an anderer Lektüre studirte und excerpirte er oft alte Kirchenväter und Theologen, ohne zu ahnden, daß diese Vorübungen ihm in seinen künftigen Aemtern so nützlich werden konnten. Das Jahr 1772 entschied für diese Bestimmung, da er im Oktober, vornehmlich auf Nagels und Wills Empfehlung, zur theologischen Profession in Altdorf berufen wurde, womit das Diakonat verbunden war. Der Beifall der Studirenden und der Gemeine gab ihm bald alle Ermunterung, die ein angehender Akademiker bedarf; die vielen literarischen Hülfsmittel kamen seinem Fleiße glücklich zu statten; und die glücklichen Verbindungen mit vielen gelehrten und rechtschaffenen Männern machten diese Lage für ihn so angenehm und anziehend, daß er mehrere auswärtige Anträge nach Greifswalde, Königsberg, Jena und Gießen ablehnte. Erst im Jahr 1782 ließ er sich bewegen, den Ruf zur zweiten theologischen Lehrstelle in Jena anzunehmen, wo ihn der Tod nur zu frühe, gegen das Ende des Jahres 1792 ereilte.

Döderlein war einer der berühmtesten Theologen seiner Zeit, ausgezeichnet als ein vortrefflicher akademischer Lehrer und als ein Schriftsteller, der in einem weiten Kreise um sich her wirkte, und an der Spitze der moderaten Neuerer stand. Sein Verstand faßte schnell und leicht, und war mit einer blühenden und fruchtbaren Phantasie verbunden; sein Gedächtniß war eben so treu in Aufbewahrung als in Darstellung der Ideen. Das Verhältniß, das unter seinen Seelenkräften Statt fand, zeigt sich nicht undeutlich in seinen Schriften. Allenthalben

erblickt man den scharfsinnigen Mann mit dem durch ein glückliches Gedächtniß zusammen gebrachten Vorrath einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, den er durch eine blühende Phantasie und einen lebhaften und rednerischen Ausdruck gefällig einzukleiden wußte. Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die nichts zu wünschen mehr übrig läßt, war in den Gegenständen, über die er arbeitete, oft an sich nicht möglich, oft nicht rathsam, zuweilen auch wohl für seine Art zu untersuchen und die ganze Richtung seines Geistes nicht erreichbar. Dann half ihm der Reichthum des Ausdrucks, den er im Deutschen und Lateinischen besaß, um die Schwäche der Beweise oder auch seine eigentliche Meinung unter vieldeutigen Worten und Rednerblumen zu verbergen.

Exegese des alten Testaments, Dogmatik und Moral sind vornehmlich die Fächer, um die sich Döderlein als Schriftsteller auf mannigfaltige Art verdient gemacht hat. Seine Bildung zum gelehrten Theologen fiel gerade in die Periode, wo der Kritik des alten und neuen Testaments durch die Bemühungen von Kennicot, Michaelis, Semler, Ernesti u. a. ein neues Licht aufzugehen anfieng. Von gründlichen Sprachkenntnissen unterstützt, drang er an der Hand der Kritik und Exegese ins innre Heiligthum der Theologie. Schon seine ersten Versuche und Abhandlungen verriethen den Denker, der durch Fleiß und eigene Kombinationen auf neue Resultate hingeführt wird, und in seiner ersten Bearbeitung des Jesaias behauptete er schon den Rang eines Auslegers, der Geschmack,

Beurtheilungskraft, Gedrängtheit, Fülle und Klugheit in sich zu vereinigen weiß. Seine deutsche Uebersetzung der Sprüche Salomo's, des Predigers und hohen Liedes kommt dem Original so nahe, als es der Genius beider Sprachen leidet. — Als Dogmatiker war er im südlichen Deutschlande der erste, der von dem ältern Lehrsysteme so bedeutend abgieng, so streng in der Wahl der Beweisstellen, so reichhaltig in Anführung der verschiedenen ältern und neuern Meinungen, so bündig in ihrer Beurtheilung und doch dabei so vorsichtig war, seine Winke und Erläuterungen mehr nur in den Noten anzubringen und dadurch die Annahme seiner Dogmatik (Institutio theologi christiani) zu erleichtern. Dieses Werk hat sichtbar viel dazu beigetragen, die Zeitgenossen in theologischer Aufklärung weiter zu bringen. Liberale Grundsätze, der jedesmaligen Kultur der Zeit angemessen, in der Theologie zu verbreiten, machte überhaupt Döderlein's literarischen Charakter aus, und dazu hat seine Dogmatik, und die theologische Bibliothek (ein rezensirendes theologisches Journal, das er größtentheils selbst besorgte) viel gewirkt. In Rezensionen war er häufig freier, als er es in seinem dogmatischen Vortrage war. — Sein Lehrbuch der christlichen Moral zeichnet sich durch Umfang und Wahl der Materien aus; es herrscht darinn eine große Fülle der Gedanken, eine ungemein scharfe Uebersicht der möglichen Verknüpfungen der Gegenstände, und eine musterhafte Anleitung ihres Gebrauchs für Prediger.

Als Docent wurde ihm sein Beruf dadurch sehr erleichtert, daß schon sein großer Ruf die Zuhörer geneigt machte, ihn mit Achtung und Aufmerksamkeit zu hören; sein lebhafter, und man kann sagen glänzender Vortrag, erhielt diese Aufmerksamkeit in Thätigkeit. Als angehender Lehrer hielt er sich streng an seinen Heft; oft fehlte ihm der Ausdruck und er stotterte. Aber nach ein paar Jahren war dieß überwunden, und er war sonderlich in der Moral, schon in Altdorf oft mehr Redner als Docent. Er las in Altdorf fast über alle theologische Disciplinen, in Jena aber vornehmlich Dogmatik und Moral. Alle seine Vorlesungen waren sehr praktisch, um aber ganz zweckmäßig zu seyn, war sein Vortrag oft zu deklamatorisch. Zuweilen bewirkte seine edle, hinreissende Sprache tiefe Rührung und wahre Erschütterung in seinem Auditorium, und noch mehr auf der Kanzel. Jeden Sonntag Nachmittag unterhielt er ein Predigerinstitut bei sich, worinn sich sein Talent und sein Scharfsinn oft bis zur Bewunderung der Mitglieder desselben zeigte. Hier brachte von einer oft beträchtlichen Anzahl von Studenten einer nach dem andern kritische Bemerkungen über eine eben vorgelesene oder am Morgen in der Universitätskirche gehaltene Predigt vor; da erregte es oft Bewunderung, mit welcher Treue des Gedächtnisses er die verschiedenen vorgebrachten Bemerkungen der Anwesenden, die er sich zuweilen nicht einmal mit Bleistift anmerkte, am Ende wiederholte, mit welchem Scharfsinne er sie würdigte und dann sein eigenes Urtheil über die Predigt vorlegte. Ueberhaupt

stiftete er auch durch dieses Institut ungemein viel Gutes.

Die Tugend, welche Döderlein lehrte, strebte er auch selbst zu üben, ob ihm gleich die Lebhaftigkeit seines Temperaments manchen Kampf verursachen mochte. Sein ganzes Leben verfloß beinahe in ununterbrochener Thätigkeit. In den ersten Jahren seines Lebens in Altdorf arbeitete er mit angestrengtem Fleiße bis in die Nächte; in der Folge aber erlaubte er sich etwas mehr Erholung. Man schätzte ihn als einen jovialischen, unterhaltenden Gesellschafter, aber er lebte gewöhnlich sehr eingezogen. Freundschaftlich gegen jedermann, wählte er nur wenige zu seinen Vertrauten; an diesen hieng er aber dann mit Leidenschaft und setzte die Verbindung mit ihnen auch in der Entfernung fort.

Der dritte December.

Geb. Friedrich Leopold, Fürst von Hohenlohe-Kirchberg.

Kaiserlich-Königlicher General-Feldzeugmeister.

Ein verdienter General, im Jahr 1732 zu Kirchberg im Hohenlohischen geboren. Er fieng im Jahr 1750 bei dem kaiserl. Infanterie-Regimente Altwolfenbüttel (jetzt Olivier Wallis) zu dienen an, und befand sich als Grenadier-Hauptmann 1757 in der Schlacht bei Leuthen, wo er durch einen Kartätschenschuß an der rechten Hand stark verwundet wurde. Als hierauf am 18ten Dec. die Preußen Breslau wieder einnahmen, wurde er darinn zum Kriegsgefangenen gemacht. Er blieb es bis im August 1758, da er ausgewechselt wurde. Bald hernach gieng er wieder zur Armee, und die Kaisern ernannte ihn zum Major beim obigen Regiment. Im Jahr 1773 wurde er Generalmajor, 1781 Eigenthümer eines Infanterie-Regiments, 1783 Feldmarschall-Lieutenant und 1789 Feldzeugmeister.

Bei Landshut wurde er 1760 gegen die zwei feindlichen Hauptredouten kommandirt, welche er

muthvoll angreifen und erobern half. Ohne eine Schußwunde durch den rechten Arm zu achten, wußte er den weit überlegenen Feind, bis zur Annäherung eines Succursus, in Respekt zu halten; bei der Stürmung einer Redoute bekam er einen Kartätschenschuß am linken Arm, der ihn zwang, den Kampfplatz zu verlassen. Das Kleinkreutz des Marien-Theresien-Ordens war der Lohn für die bewiesene Bravour.

Im Türkenkriege war er 1788 bei der Hauptarmee, bekam aber nach dem Tode des Feldzeugmeisters Fabri 1789 das Generalkommando in Siebenbürgen. Hier schlug er im August ein Korps feindlicher Truppen beim Buczaner Passe gänzlich. Im October griff er dann den Pascha Kara Mustapha an, welcher von der Pforte den Namen eines Unüberwindlichen bekommen hatte, und gewann gegen ihn das wichtige Treffen bei Porczeny und Waideny. Diese Siege verschafften ihm im nemlichen Jahre die Kommandeurswürde des Marien-Theresien-Ordens. Am 18ten Dec. 1791 ernannte ihn der Kaiser zum kommandirenden General in Böhmen. Im Frühjahr 1792 wurde er mit geheimen Aufträgen nach Potsdam gesendet, und der König von Preußen, der ihn einer vorzüglichen Achtung würdigte, beschenkte ihn mit einer sehr kostbaren, reich mit Brillanten besetzten Tabacksdose.

Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, erhielt Fürst Hohenlohe ein eigenes Heer zu kommandiren, womit er am ersten August gegen Landau vorrückte, worauf er aber bald seine schönen Plane aufgeben

mußte, um sich nach dem Operationsplane des Herzogs von Braunschweig zu richten. Nun half er Longwy und Verdün erobern. Im December schlug er mit einem eigenen Korps den feindlichen General Bournonville bei Trier und Pellingen, und rettete durch diese Siege den niederrheinischen Kreis. Zur Belohnung seiner außerordentlichen Verdienste wurde er am Ende des Jahrs vom Kommandeur zum Großkreutz des Marien-Theresien-Ordens befördert. — Im März 1793 machte er wichtige Vorschritte gegen das Limburgische, und im folgenden Monate May befand er sich mit einem Korps bei der ersten Kolonne, welche der Herzog von York in Begleitung unsers Fürsten Hohenlohe in der Bataille bei Famârs anführte, worinn sich beide (nach dem Bericht des Feldmarschalls Prinzen von Coburg) durch ihre unermüdete Thätigkeit und persönliche Tapferkeit, großen Ruhm erworben haben. Das General-Quartiermeisteramt versah er in den letzten Monaten von 1793 und in den ersten des folgenden Jahres bei der Koburgischen Armee in den Niederlanden. Im May kam er darauf zu der Armee des Herzogs Albert bei Heidelberg, gieng dann mit einem eigenen Korps über den Rhein, vertrieb den Feind aus mehrern verschanzten Dörfern, und eroberte die Stadt Speyer. Nun aber verließ er, seiner zerrütteten Gesundheit wegen, den Kriegsschauplatz, und begab sich über Wien nach Prag, bat um seine Entlassung und erhielt sie nebst einer ansehnlichen Pension.

Die Ruhe wurde dem bald lästig, der an stete

Thätigkeit und an die Beschwerden des Kriegs gewöhnt war. Sobald er sich daher erholt und neue Kräfte gesammelt hatte, beschloß er, sich wieder auf den Schauplatz zu begeben. Er bot im Junius 1796 dem Kaiser aufs neue seine Dienste an, ohne weder Avancement noch Gehaltsvermehrung zu verlangen. Die kaiserliche Antwort, in welcher ihm ein Kommando übertragen wurde, kam aber erst nach Prag, als er dort schon tödtlich krank darnieder lag. Er erholte sich nicht wieder, sondern starb am 10ten August des nemlichen Jahres.

Der Fürst von Hohenlohe besaß wahren Heldenmuth und vorzügliche kriegerische Talente. Biedersinn und Geradheit zeichneten seinen Charakter aus; er war kein Hofmann, aber ein desto besserer Krieger. Durch die treuen und nützlichen Dienste, die er dem Staate leistete, und durch seine klugen Anstalten rechtfertigte er das Vertrauen, welches die Monarchen, denen er diente, in ihn gesetzt hatten. General Laudon war sein Freund, und ihre Freundschaft gründete sich auf Aehnlichkeit der Gesinnungen und Absichten.

Der vierte December.

Geb. Laura Maria Katharina Bassi.

Lehrerin der Philosophie zu Bologna.

Wenn es auf richtige Würdigung des Talents und des davon gemachten Gebrauchs ankommt, um den Werth und das Verdienst eines Menschen zu bestimmen, so verdient Laura Bassi gewiß eine Stelle in dieser Gallerie. Eine kurze Nachricht von ihrem Leben muß jeden überzeugen, daß sie mit Recht unter die Zahl der Berühmtesten ihres Geschlechts gesetzt wird.

Sie wurde im Jahr 1711 zu Bologna geboren. Ihr Vater war ein Rechtsgelehrter und Regierungsrichter, der seine Tochter in denjenigen Geschäften, die der Bestimmung des weiblichen Geschlechts angemessen sind, erziehen ließ. Aber die Geistesgröße unserer Laura ließ sich nicht lange in diesen engen Schranken halten, sie ergriff begierig jedes gute Buch, verwendete alle ihre, von den gewöhnlichen Geschäften übrig bleibende Zeit, um ihre außerordentliche Neigung zu den Wissenschaften zu befriedigen, bat ihren Vater, so oft ihr Dunkel-

heiten aufstießen, um Aufklärung, und fand diesen immer bereitwillig, ihre rühmliche Wißbegierde zu befriedigen. Sie fieng zuerst mit dem Studium der lateinischen Sprache an, und brachte es durch die Hülfe, die sie bei ihrem Vater fand, in Kurzem so weit, daß sie nicht nur lateinische Schriftsteller las, sondern die Sprache selbst fertig redete. In der Logik, Physik und Metaphysik genoß sie hierauf den Unterricht des gelehrten Kajetan Taconi, öffentlichen Lehrers der Arzeney- und Zergliederungskunst zu Bologna.

Kaum hatte Laura diese Bahn angetreten, als sie mit Riesenschritten ihrem vorgesetzten Ziele zueilte: der Fortgang in ihren philosophischen Studien war schneller, als es ihre Führer nur irgend erwarten konnten, und sie setzte diese dadurch in die höchste Verwunderung. Nach Verlauf einiger Jahre wollte sie sich öffentlich hören lassen, jedoch nur vor einer geringen Zahl ächtgelehrter Männer: ihre Absicht war, nicht zu glänzen, sondern sich zu prüfen, wie weit sie durch ihren Fleiß gekommen wäre.

Es geschah, und die außerordentliche Gelehrsamkeit dieses jungen Frauenzimmers versetzte alle Anwesenden in Erstaunen, besonders da man von ihren großen Talenten vorher wenig oder nichts gehört hatte: denn sie hatte nie die Eitelkeit gehabt, mit ihren Kenntnissen zu prahlen, und war niemals in Gesellschaften mit Machtsprüchen, Prätensionen, und gelehrten Deklamationen den Nichtgelehrten lästig gefallen. Jetzt aber verbreitete sich der Ruf dieser ungewöhnlichen Gelehrsamkeit in der ganzen Stadt,

und jeder brannte vor Begierde, dieses Wunder von weiblicher Gelehrsamkeit zu sehen und zu hören. Der berühmte Astronom Manfredi versicherte, daß kein Punkt in der alten und neuen Philosophie sey, worüber sie nicht disputirt und die ihr vorgelegten schweren Materien in so schöner Ordnung, mit einer so anständigen Freiheit und einer solchen vortrefflichen Deutlichkeit und Beredsamkeit aus einander gelegt habe, daß ihre Widerlegungsgründe von weit größerm Gewicht zu seyn schienen, und sie ihre Gegner insgesammt überzeugten oder zum Nachgeben nöthigten.

Nach vielem Zureden entschloß sie sich endlich, eine öffentliche Probe ihrer gelehrten Kenntnisse abzulegen, und in einer feierlichen Disputation zu zeigen, wie weit sie es bei allen ihren, dabei niemals versäumten weiblichen Geschäften, gebracht habe. Der 15te April 1732 war dazu bestimmt, und ein großer Palast war der Ort, wo man dieses seltene Genie im 21sten Jahre ihres Alters in seiner ganzen Größe bewundern sollte. Der Kardinal Legat und Erzbischoff, der Vicelegat, die Richter und Bürgermeister, die Herren des Raths, die vornehmsten des Adels, die öffentlichen Lehrer der Akademie und viele Fremde, welche die Neugierde nach Bologna zog, fanden sich zur gesetzten Stunde ein. Unsere Philosophin erschien mit ihrem Lehrer Taconi, der den Vorsitz führte. Jedem Anwesenden war erlaubt, Gegensätze zu machen, insbesondere aber waren sieben gelehrte Männer dazu bestimmt, die Stelle der Opponenten zu vertreten. Laura erwarb sich bei dieser

Feierlichkeit, durch ihren feinen Verstand, ihren seltenen Scharfsinn und ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit den allgemeinsten Beifall, und sie verdiente daher wohl alle diejenige Belohnungen, welche die gelehrte Welt ertheilen kann; welche ihr auch dadurch zu Theil wurden, daß sie in die vom Grafen Marsigli gestiftete gelehrte Gesellschaft aufgenommen ward, und die philosophische Fakultät zu Bologna beschloß, ihr die Doktorwürde zu ertheilen, und sie zugleich zur öffentlichen Lehrerin zu ernennen.

Der Tag zu dieser seltenen Handlung war der 5te May. Sie fuhr in einer ehrenvollen Begleitung nach dem Palaste und nahm in dem prächtig zugerichteten Saale ihren Platz zwischen dem Archidiakonus Formogliari und dem Professor Bazzani. Jener eröffnete die Feierlichkeit mit einer schönen Rede, und erklärte Laura Bassi zu einer Magisterin der Weltweisheit. Als diese mit einer bezaubernden Beredsamkeit geantwortet hatte, hielt Bazzani die Schlußrede, legte ihr die Bücher vor, steckte ihr den Ring an die Hand, krönte sie mit einem silbernen Lorbeerkranz, und hieng ihr einen kostbaren Doktormantel um. Hierauf nahte sich die neue Magisterin dem Throne des Kardinals, und hielt an diesen eine Rede, welche sehr gnädig beantwortet wurde. Nach vollendeter Handlung fuhr sie unter einer zahlreichen Begleitung der vornehmsten Gelehrten nach dem konsolonierschen Palaste, wo ihr zu Ehren ein prächtiges Gastmahl angeordnet war. Man ließ es aber nicht bei diesen Beweisen von gerechter Anerkennung und Würdigung des Ver-

dienstes bewenden, sondern der Rath beschloß, es noch nachdrücklicher zu belohnen. Es ward ihr also eine Lektur der Philosophie mit einer ansehnlichen Besoldung bestimmt, und damit das Andenken dieser gewiß seltenen Feierlichkeit verewigt werden möchte, so wurde eine große Schaumünze auf dieselbe verfertigt, auf welcher das Bild der Heldin in einem philosophischen Kleide geprägt, auf der Rückseite aber die Göttin der Weisheit vorgestellt, welche eine brennende Kerze in einer Hand, in der andern aber den Medusenschild hielt, womit sie sich einem Frauenzimmer zu erkennen gab, welches einen Lorbeerkranz auf der Brust hatte.

Alle diese glänzenden Ehrenbezeugungen konnten für ein Mädchen wie Laura war, nichts anders, als Aufruf zu fernerer Vervollkommnung in fast allen Theilen der Gelehrsamkeit seyn. Die Algebra war für ihren rastlosen Geist weder zu schwer noch zu unangenehm; sie übte sich darinn mit unermüdetem Fleiße: auch in der griechischen Sprache erreichte sie eine seltene Fertigkeit. Sie widmete sich endlich mit vielem Nutzen der Dichtkunst, und machte ein Heldengedicht über die letzten Kriege in Italien, welches mit ungetheiltem Beifall gelesen ward.

Im Jahr 1733 besuchte sie die vornehmsten Akademieen in Italien, um den Vorrath ihrer gesammelten Kenntnisse noch zu erweitern, und alle ertheilten ihr das Lob einer ganz vorzüglichen Gelehrsamkeit. Bei allen Vorzügen, die sie in der gelehrten und großen Welt genoß, entzog sie sich aber nie den Pflichten ihres häuslichen Berufs. Sie heu-

rathete dem würdigen Arzt, Joseph Veratti, und ward eine sorgfältige Erzieherin vieler hoffnungsvoller Kinder. Bis an ihren Tod hielt sie Vorlesungen über die Philosophie, zwar nur selten öffentlich, weil sie von solchen freigesprochen worden war, aber täglich in ihrem Hause. Sie war die erste, die auf der Universität zu Bologna die Philosophie nach Newtons Lehrgebäude in einem ordentlichen Kursus zu lehren anfieng. In den Kommentarien der dasigen Akademie der Wissenschaften stehen mehrere Abhandlungen von ihr. Mit den vornehmsten Gelehrten Europens stand sie in einem beständigen Briefwechsel, und starb am 21sten Februar 1778.

Der

Der fünfte December.

Gest. Wolfgang Gottlieb Mozart.

Kaiserlich = Königlicher Kapellmeister.

Mozart, ein Stern der ersten Größe am musikalischen Himmel, war den 27sten Jan. 1756 zu Salzburg geboren. Sein Vater, Leopold, war daselbst Vicekapellmeister, und ein rühmlich bekannter Tonkünstler. Schon im vierten Jahre lernte dieß ausgezeichnete Genie kleine und größere Stücke in kurzer Zeit mit Ausdruck und Takt auf dem Klavier spielen, und im fünften komponirte er schon kleinere Piecen. Einst traf ihn der Vater über der Komposition eines Concerts an, betrachtete, lächelnd über des Knabens Kühnheit, das Blatt, fand aber bald zu seinem freudigen Erstaunen, daß die Komposition richtig, jedoch für die Ausführung zu schwer war. Er gab letzteres dem Knaben zu verstehen und erhielt die zuversichtliche Antwort: Dafür ist's auch ein Concert!

Der Vater unternahm nun 1762 mit dem sechsjährigen Jungen eine Reise nach München und Wien, und 1763 nach Paris. Hier erschienen von ihm die ersten beiden Werke, Claviersonaten. Im April 1764 reisten sie nach London, und der Sohn dedicirte hier der Königin in seinem 8ten Jahre 6 Sonaten von seiner Komposition. Die schwersten Stücke von Bach, Händel ꝛc. spielte er vom Blatte weg. Sie setzten ihre Reisen in den Nieder-

landen, Deutschland und der Schweiz fort, und kehrten erst nach drei Jahren wieder nach Salzburg zurück.

Im Jahre 1768 unternahmen sie eine nochmalige Reise nach Wien, und hier dirigirte Mozart als zwölfjähriger Knabe eine feierliche Musik, bei Einweihung der Waisenhauskirche, in Gegenwart des ganzen kaiserl. Hofes. Im folgenden Jahre bereiseten sie Italien, und auch hier erndtete Mozart allgemeinen Beifall und allgemeine Bewunderung. In Rom setzte er das berühmte Miserere, welches er durch bloßes aufmerksames Zuhören in der Sixtinischen Kapelle aufgefaßt hatte, indem bei Strafe der Exkommunikation kein päbstlicher Musiker eine Kopie davon nehmen durfte, und wurde vom Pabst mit dem Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns beehrt. Zu Mailand komponirte er im 14ten Jahre die Oper Mitridate mit großem Beifall, und verließ nun Italien, in welchem er den Namen Cavaliere Filarmonico erhalten hatte.

Sein 20stes Jahr war die Epoche seiner Vollendung als Meister; denn so zeigte er sich von dieser Zeit an im glänzendsten Lichte, und mit einer entschiedenen Ueberlegenheit des Geschmacks und Genies. Eine Menge von Aufträgen veranlaßten ihn in Deutschland zu vielen Reisen und vortrefflichen Kompositionen, wodurch sein Ruhm immer entschiedener sich verbreitete, so daß die größten Musiker seiner Zeit ihm ihre Bewunderung nicht versagten, und die Erwartungen, zu welchen seine frühen Fähigkeiten berechtigten, vollkommen erfüllt wurden. Wie sehr der große Haydn ihn schätzte, erhellet aus einem Briefe, den er 1787 an einen Freund schrieb: „Könnt' ich, heißt es darinn, jedem Musik-

freunde, besonders aber den Großen, die unnachahmlichen Arbeiten Mozarts so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung, in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde: so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod zu besitzen. — Mich zürnet es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bei einem kaiserl. oder königl. Hofe engagirt ist." Auch Gluck war ein Verehrer seiner Kunst. Und Dittersdorf sagt von ihm: „Mozart ist unstreitig eines der größten Originalgenies, und ich habe bisher noch keinen Komponisten gekannt, der so einen erstaunlichen Reichthum an Gedanken besitzt. Ich wünschte, er wäre nicht so verschwenderisch damit. Er läßt die Zuhörer nicht zu Athem kommen; denn kaum will man einem schönen Gedanken nachsinnen, so steht schon wieder ein anderer herrlicher da, der den vorigen verdrängt, und das geht alles in einem so fort, so, daß man am Ende keine dieser Schönheiten im Gedächtnisse aufbewahren kann."

Die Menge seiner Werke ist außerordentlich groß, und sein Genie war wirklich unerschöpflich. Seine Sonaten und Concerte für das Clavier, seine Symphonien und Quartetten sind in den Händen aller Liebhaber, und seine Opern, z. B. Idomeneo, Entführung aus dem Serail, Figaro, Don Juan, Zauberflöte und viele andere erhielten den Beifall und die Bewunderung der Kenner nicht weniger als der Liebhaber. Die Zauberflöte allein wurde im Jahre 1791 in Wien 33mal aufgeführt, und machte den Direkteur Schikaneder reich. Ueberhaupt zeichnen sich alle Mozartischen Produkte durch Reichthum an neuen Gedanken, glückliche

Melodien, immer wechselnde harmonische Wendungen, außerordentlichen Ausdruck und große Wirkung so sehr aus, daß sie nur das Werk eines unermeßlichen Genies seyn konnten.

Sein Schwanengesang war das berühmte Requiem, das ein Unbekannter bei ihm bestellt hatte, um bei der Aufführung desselben sich zu seinem Tode vorzubereiten. Auch Mozart weihte sich dadurch zum Tode. Sein Geist war Tag und Nacht mit dieser Arbeit beschäftigt, und seine Ideen nahmen den erhabensten Schwung. Als es fertig war, ließ er es in seinem Hause aufführen. Tief dadurch gerührt und erschüttert legte er sich in einem fieberhaften Zustande zu Bette, und des andern Morgens, den 5ten Dec. 1791 war er nicht mehr. Seit seinem 24sten Jahre war er in kaiserl. Dienste getreten, und in Wien fand seine körperliche Hülle ihr Grab.

So groß Mozart als Künstler war, so zeigte er sich doch in den übrigen Verhältnissen des Lebens nicht immer als großer Mann. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und vernünftige Wahl im Genuß hatte er keinen Sinn, immer bedurfte er eines Führers, eines Vormunds, der an seiner Statt die häuslichen Angelegenheiten besorgte, da sein eigener Geist beständig mit einer Menge ganz anderer Vorstellungen beschäftigt war, und dadurch überhaupt alle Empfänglichkeit für andere ernsthafte Ueberlegung verlohr. Das Billiard liebte er leidenschaftlich und gewöhnlich hatte er eins auf seiner Stube, auf dem er sich allein zu unterhalten pflegte. Von Statur war er

klein und aufgedunsen. Uebrigens war die Musik nicht allein sein Hauptgeschäfte, sondern auch zugleich seine angenehmste Erholung. Nie brauchte man ihn zum Spielen anzuhalten; vielmehr mußte man zu verhüten suchen, daß er sich darüber nicht vergaß und seiner Gesundheit schadete. Mit edler Bescheidenheit verband er doch auch ein edles Bewußtseyn seiner Künstlerwürde. Es fehlte ihm nicht an mancherlei Kenntnissen, und es ist zu bedauern, daß er nicht über seine Kunst geschrieben hat.

Seine Werke lassen sich füglich in eilf Klassen eintheilen, nehmlich: dramatische Werke, Claviersachen, Sinfonien, Gelegenheits-Kantaten, einzelne Scenen und Arien, deutsche Lieder mit Klavierbegleitung, Concerte für verschiedene Instrumente, Quartette und Quintette für die Violine, Parthien für Blasinstrumente zu Tafel- und Nachtmusiken, Tanzstücke und Kirchenmusiken. Diese letztern waren sein Lieblingsfach, ob er sich gleich denselben am wenigsten widmen konnte.

Der sechste December.

Geb. Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes.

Königlich = Französischer Minister.

Alle Stimmen vereinigen sich, daß Malesherbes ein edler und um Frankreich höchst verdienter Mann gewesen sey, von einer Aufrichtigkeit und Geradheit, die gegen sein Zeitalter einen großen Abstich machte. Reine, schlichte Natürlichkeit war die Hauptzierde seines Geistes, und bis an sein Ende waren Wohlthätigkeit, Freiheit und Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften die großen Gegenstände, für die er mit dem Enthusiasmus der Jugend wirkte.

Sein Vater, den er im Jahr 1721 geboren wurde, war Kanzler von Frankreich — ein achtungswürdiger Mann, der seinen Sohn durch das gründlichste Studium der Geschichte und Jurisprudenz zu dem Berufe eines Justizbeamten vorbereiten ließ. Dieser wurde auch bald zum Gehülfen des Generalprokurators ernannt, und bewies in dieser subalternen Stelle mehr als einmal, daß das Talent sich

allenthalben auszeichnen könne. Im 23sten Jahre bekam er die Stelle eines Parlamentsraths, und sechs Jahre nachher folgte er seinem Vater als erster Präsident der Steuerkammer. Eine gedruckte Sammlung aller seiner Verhandlungen während dieser Präsidentschaft, die er 25 Jahre lang verwaltete, zeugt von der Rechtschaffenheit und den Kenntnissen, die er darinn entwickelte. Ohne sich durch irgend eine Rücksicht erschüttern zu lassen, widmete er sich ganz dem öffentlichen Wohl. In demselben Jahre, in welchem er Präsident der Steuerkammer wurde, erhielt er auch die Aufsicht über die Pressen und den Buchhandel, und that nun alles mögliche, um die damals aufkeimende Philosophie zu begünstigen. Er beschützte die Gelehrten, beförderte heimlich den Druck ihrer Werke, und vertheidigte sie gegen die Angriffe der Intoleranz und des Fanatismus.

Im Jahr 1775 legte Malesherbes seine Stelle als Präsident der Steuerkammer nieder, und wurde sogleich zum Minister und Staatssekretair ernannt. Mitten unter einem glänzenden Hofe behielt er alle Einfalt seines Aeußern und seiner Manieren bei. Die Hofleute, voll Falschheit und Ziererei, machten sich über seine Naivetät herzlich lustig, und nannten ihn mit einem Spottnamen unter sich den Bonhomme. Er war durchaus unfähig, in den neidsüchtigen, boshaften Hofton einzustimmen, aber er sagte den Hofleuten Wahrheiten mit aller Würde und Feinheit, wie man sie nur von einer erhabenen Staatsperson erwarten konnte, und wenn sie ihm durch unziemliche Zumuthungen beschwerlich wurden, so war

ein halbes Lächeln alles, was er ihnen entgegen setzte. Dieß Lächeln war der einzige Zug von Bosheit, dessen er gegen Menschen fähig war, die er verachtete, oder deren Grundsätze den seinigen widersprachen.

Voll Muth kündigte der rechtschaffene Minister dem Despotismus und dem Aberglauben den Krieg an. Die Aufhebung der Lettres de Cachet, war unter andern eine Sache, mit welcher er sich während seines Ministerums äußerst ernsthaft beschäftigte; er würde auch ohne Zweifel das verhaßte Werkzeug der willkührlichen Gewalt zerstört haben, wenn ihn nicht gebietende Umstände hierinn etwas nachzugeben gezwungen hätten. Er that wenigstens was er konnte, um diesen Gebrauch zu der Grundlage der Gerechtigkeit zurück zu bringen. Aber an einem ganz verdorbenen Hofe konnte sich der gerade, ehrliche Mann nicht lange gegen die Kabalen seiner Feinde halten. Er legte daher am 12ten May 1776 seine Stelle nieder, gieng in die Einsamkeit, und benutzte seine Muße zu wichtigen Werken für das Wohl der Menschheit und seiner Mitbürger. Er unternahm um diese Zeit Reisen nach verschiedenen Provinzen Frankreichs, nach Deutschland, Holland und der Schweiz, wo er mit Eifer und Einsicht alles sammelte, was für die Wissenschaften und Künste nur irgend wichtig war. Oft reiste er zu Fuß, um alles besser beobachten zu können, sammelte eine Menge Bemerkungen über das, was er sah, und, bedacht auf das Wohl seines Vaterlandes, machte er auch von seinen Untersuchungen die nützlichste Anwendung zur Verbesserung verschiedener Zweige der Kultur und der Industrie.

Mitten unter diesen Arbeiten wurde Malesherbes wieder nach Hofe gerufen. Er bekam Sitz und Stimme im Conseil, aber ohne, daß ihm die Direktion eines besondern Departements übertragen wurde. Die Folge hat erwiesen, daß diese der Tugend und Einsicht Malesherbes öffentlich erwiesene Ehre nur ein geschickt angewandtes Mittel der damals machthabenden Minister war, um ihre Operation durch den ehrwürdigen Namen eines braven und aufgeklärten Staatsmannes zu decken. Er argwöhnte diesen Machiavellismus nicht; er glaubte noch den Triumph nützlicher Wahrheiten bewirken zu können, und besiegte seinen Widerwillen, in der Mitte eines Hofes, von dem er sich freiwillig verbannt hatte, wieder zu erscheinen. Da aber seine im Rath des Königs muthig geäußerten Meinungen stets an der Intrigue scheiterten, so entschloß er sich zu schreiben. Und so entstanden seine beiden Denkschriften, welche er dem König über die Lage Frankreichs, und die Mittel, den drückenden Uebeln abzuhelfen, zustellte. Ludwig XVI las sie nicht, und zwar zu einer Zeit, wo er sie zu seinem und zu Frankreichs Wohl benutzen konnte. Als er sie in der Folge, aber zu spat, zu lesen bekam, vergoß er bittere Thränen darüber, daß er diese Berichte zu lesen vernachläßigte.

Malesherbes hatte endlich die schmerzliche Ueberzeugung erlangt, daß alle seine Bemühungen nur fruchtlos wären, und suchte um seine Entfernung an, die ihm auch bewilligt wurde. Er eilte zu seinen Gärten und Feldern zurück, wo er allein

mit der Natur, mit seiner Familie und mit seinen Freunden, seine ruhigen und nicht minder nützlichen Arbeiten wieder vornehmen konnte. Die Abende und einen großen Theil der Nächte brachte er mit Studiren und Lesen zu; den Tag über durchstrich er, eine Hacke in der Hand, seine Gärten und Holzungen, vertheilte die Arbeiten, beobachtete die Resultate seiner Versuche, und ordnete neue an; jeder Schritt, jedes Unternehmen hatte stets das öffentliche Wohl zum Zweck. Bald machte er eine niedrige und sumpfigte Wiese urbar, bald ließ er an den Ufern des Flusses eine Promenade und niedliche Pflanzungen anlegen. Hier baute er feste und solide Brücken, um die Kommunikation zu erleichtern; dort ließ er einen schattichten Weg an der Landstraße anlegen, um die Reisenden vor der Hitze der Sonne und der Heftigkeit des Windes zu schützen. Mit unermüdetem Bestreben brachte er diejenigen auswärtigen Pflanzen und Bäume zusammen, die ihm für das Klima von Frankreich die passendsten schienen, und seine Beobachtungen und Erfahrungen theilte er dem Publikum mit.

So verlebte Malesherbes seine Tage glücklich, als die Stürme der Revolution ihn aus seiner Einsamkeit trieben. Er wurde angeklagt, daß er ein Theilhaber einer Verschwörung, die seit 1789 gegen die Republik vorhanden wäre, und im Einverständnisse mit den äußern Feinden sey. Er vertheidigte sich auf die rühmlichste Art, fand aber kein Gehör, und mußte 1794, als ein 73 jähriger Greis, sein Leben unter der Guillotine enden.

Malesherbes war ein Philosoph in der wahren Bedeutung des Worts. Die Stärke seiner Vernunft hatte ihn frühzeitig von den Fesseln der Gewohnheit und des Vorurtheils befreit. Er betrachtete die Gegenstände in ihrem wahren Lichte, und bewahrte sich vor übertriebenen Gefühlen, die zum Enthusiasmus oder zur Furcht führen. Gleichgültig bei den Vergnügungen der Tafel und den Bequemlichkeiten des Luxus, bequemte er sich zu allem. Das einfachste Kleid gefiel ihm am besten, oft hielt man ihn daher für einen Handwerksmann oder Arbeiter. Seine Leutseligkeit gewann ihm jedermanns Zutrauen, er sprach mit den geringsten Leuten und wußte aus der Unterhaltung mit ihnen Nutzen zu schöpfen. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, und las mit besonderm Vergnügen die alten klassischen Autoren. Er erzählte mit einer nur ihm eigenen Leichtigkeit und Interesse, und seine Unterhaltung war voller Anekdoten, von denen eine immer neuer als die andern war. Die drei Akademieen und die Ackerbau-Societät hatten ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seine Wohlthätigkeit gieng oft bis zur Verschwendung, und er war gezwungen, sich selbst in dieser Art von Ausgaben eine strenge Oekonomie aufzulegen.

Der siebente December.

Guillotinirt, Gräfin von Dubarry.

Maitresse König Ludwig XV von Frankreich.

Die Verschiedenheit der Meinungen über die Herkunft dieses berüchtigten Weibes giebt einen hinlänglichen Beweis, welche Gesinnung sie selber von den Urhebern ihres Daseyns empfangen haben konnte. Lange hieß es, sie sey aus den Umarmungen eines Bettlermönchs und einer Köchin entsprungen. Die meisten Stimmen vereinigen sich darüber, daß sie die Tochter eines Kommis beim Steuerwesen zu Vaucouleurs, Namens Gomart von Vaubernier, war, und im Jahr 1744 geboren wurde. Ein gewisser du Monceau, Proviantverwalter aus Paris, der gerade zur Zeit ihrer Geburt in Vaucouleurs war, vertrat bei ihr Pathenstelle. Als nach des Vaters Tode Mutter und Tochter, weil sie nichts zu leben hatten, Paris zu ihrem Aufenthalte wählten, in der Hoffnung, hier sich leichter fortzubringen, so wandten sie sich zuerst an du Monceau, und baten ihn um seinen Beistand. Er unterstützte sie mit Geld, verschaffte der Mutter eine Stelle als Köchin auf dem Lande, und brachte die Tochter in eine Kommunität, um darinn erzogen zu werden.

Mademoiselle Vaubernier war schön, wie Amor, aber frühe gerieth sie in die Schule der Unsittlichkeit, und schon im 15ten Jahre hatte sie einen Liebeshandel mit dem Abt von Bonac. Sie kam zu einer Modehändlerin, durchstrich mit einem Körbchen voll Plunderkram die Straßen von Paris, machte mit einer berühmten Unterhändlerin Bekanntschaft, und besuchte dieselbe fleißig. Einsmals traf sie ihren Pathen dort an, dem diese Frau gesagt hatte, sie habe ein neues, reizendes Mädchen. Der Pathe erstaunte, sie in diesem Hause zu finden, und machte ihr die bittersten Vorwürfe darüber. Ganz treuherzig sagte sie zu ihm: „Ist es denn etwas Böses, wenn ich an einen Ort gehe, den Sie auch besuchen?“ Die Antwort des Pathen bestand in einigen Schlägen mit dem Stock.

In dem Hause der Modehändlerin wohnte ein junger hübscher Mensch, auf den Madem. Vaubernier ein Auge warf, und nach einigen vertraulichen Besuchen that sie ihm den Antrag, sie zu sich zu nehmen. Dieser hatte aber einen Liebeshandel mit einer reichen Dame, und schlug es ab. Nun nahm sie ihren Friseur zum Amant, brachte mit ihm in etwa 4 Monaten sein Vermögen von 1000 Thalern durch, sandte ihm aber zur Zeit ihres Wohlstandes dafür 1000 Pfund Sterling nach London, wohin er sich gewendet hatte. Einige Zeit war sie Gesellschafterin bei der Witwe eines Generalpächters, verführte die beiden Söhne der Dame und mußte das Haus räumen. Nun zog sie zu ihrer Mutter, die indessen einen Zollschreiber geheurathet hatte, und blieb

ungefähr anderthalb Jahre ohne sonderliche Liebeshändel bei derselben, bis sie im Jahre 1767 der Graf Dubarry zu sich nahm. Er war von Levignan gebürtig, drei Meilen von Toulouse, ein junger Wüstling vom schlechtesten Rufe, der sich in öffentlichen Häusern umher trieb. Dieser verkuppelte sie an die jungen Herren vom Hofe, an die ersten Kommis und endlich an Saint-Foix, der eine der höchsten Stellen in dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete, und der sie zu seiner erklärten Maitresse erhob. Er trat sie aber wieder dem Dubarry ab, welcher sie an die Spitze eines Spielhauses stellte, das er errichtete, und das bald einen Namen bekam. Hier war es, wo le Bel, der erste Kammerdiener Ludwigs XV sie des Königs für würdig erkannte.

Dieser le Bel war der Vorsteher und Erfinder des berüchtigten Hirschparks, der aus einer Reihe von schlechten Häusern nahe bei Versailles bestand, woselbst er die schönsten Mädchen, die nur in der Hauptstadt aufzutreiben waren, für das Vergnügen des alten Herrn einquartirte. Bekanntlich brachte es die Etikette der französischen Könige mit sich, daß sie nicht eher von einer Schüssel aßen, als bis einige Leute von Rang davon gekostet hatten. Diese Etikette trug le Bel auf die Parties de Plaisir des Königs über, und überlieferte seine Mädchen dem Monarchen nicht eher, als bis er sich selbst persönlich von ihrer vollkommensten Gesundheit überzeugt hatte. Der Mademoiselle Vaubernier kam es natürlich nicht schwer an, sich dieser Probe zu unterwerfen. Die

sinnreichsten Anweisungen des Marschalls Richelieu, der diesem Geschäfte vorstand, und der ihr selbst empfahl, sich durch nichts überraschen zu lassen, begünstigten den Erfolg.

Für Ludwig XV, dessen Imagination eben so abgenutzt war, als sein Körper und sein Charakter, hatte es etwas Anziehendes, sich mit einem Geschöpfe dieser Art zu vergnügen. Er war mit der neuen Favorite ausnehmend zufrieden, und sie war dafür wieder dem le Bel und dem Marschall Richelieu mit Leib und Seele ergeben. Nur mußte man daran denken, sie unter einem anständigen Namen aufzuführen. Dubarry, der sie zur Wahl vorgeschlagen hatte, übernahm es, eine Heurath mit seinem Bruder zu unterhandeln. Das Geschäft kam zu Stande, und so ward sie denn nun als Gräfin Dubarry dem Könige vorgestellt, und durch die Intriguen des Marschalls Richelieu förmlich zur königlichen Maitresse erklärt.

Die neue Halbkönigin, obgleich in der weitesten Entfernung vom Throne geboren, fand sich mit unglaublicher Geschwindigkeit in die Revolution ihrer Lage, und sah seit dem ersten Augenblicke die Krone Ludwigs für nichts besser, als eine gemeinschaftliche Nachtmütze an. Der Hof verwunderte sich, Paris lachte, und der König gab dem Marschall Richelieu auf die Frage, was er an ihr Liebenswürdiges fände, zur Antwort: „Es ist die Einzige in Frankreich, die das Geheimniß besitzt, mich vergessen zu machen, daß ich ein Sechziger bin.“

Die erste große Unternehmung der königlichen Maitresse war, daß sie ihren Feind, den Herzog von Choiseul, stürzte, und ihren Anhänger, den Herzog von Aiguillon, an dessen Stelle zum Minister machte. Unter ihrer Maitressenschaft und durch ihre Unterstützung geschah auch die Verbannung der Parlamente in Frankreich. Fast alle Große des Hofs, selbst einige Prinzen von Geblüt, bewarben sich um ihre Protection. Desto auffallender war auf der andern Seite der Haß, den die königliche Familie auf sie warf. Ihre Kreaturen schmeichelten ihr mit einer Vermählung mit dem Könige, und sie ward wirklich von dem Grafen Dubarry geschieden; aber die Hauptsache kam nicht zu Stande. Dieser Dubarry, ein Saufer und Spieler, machte ihr viel Verdruß, und kostete sie große Summen, so wie ihr Schwager, der sich öffentlich rühmte, alle damaligen Ministers gemacht, und über 5 Millionen aus den königlichen Kassen verschwendet zu haben, denn er nahm sich gerade, wie die Gräfin selbst, die Freiheit, nach Gefallen große Summen sich daraus zahlen zu lassen. Ihr Stolz, ihre Rachbegierde und ihre Ausschweifungen kannten keine Grenzen.

Endlich kam die unglückliche Zeit, da der König auf ihren Rath, um eine kleine Melancholie zu vertreiben, nach Trianon reiste. Hier sah er eine junge schöne Tischlerstochter. Diese brachte man theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen dahin, eine Nacht bei dem Monarchen zuzubringen. Unglücklicherweise hatte dieses Mädchen, ohne es zu wissen,

das Blettergift in sich, welches den andern Tag so heftig hervorbrach, daß sie den dritten daran starb. Der König ward davon angesteckt und mußte am 10ten May 1774 ebenfalls seine unrühmliche Laufbahn beschließen. Die Maitresse wurde in ein Kloster verbannt, und sie lebte im Stillen bis zum Ausbruche der Revolution, da sie nach England auswanderte. Um ihr Vermögen nicht konfisciren zu lassen, kam sie im Sommer 1793 nach Frankreich zurück. Allein die Habbegierde des Konvents hatte schon lange die Hände darnach ausgestreckt. Man nahm sie als eine Verbrecherin in Verhaft und am 7ten December 1793 verlohr sie ihr Leben unter der Guillotine, weil sie sich gegen die Einheit und Untheilbarkeit der Republik verschworen hätte. Ihr Vermögen, auf das es hauptsächlich abgesehen war, wurde konfiscirt.

Der achte December.

Gest. Ernst Wilhelm Wolf.

Kapellmeister in Weimar.

Welcher Freund der Tonkunst spricht nicht Wolfs Namen mit Achtung aus, und kehrt gern wieder zu seinen Kompositionen zurück, wenn ihm die geprieseſnen Werke einiger neuen Komponisten nur eine geringe Befriedigung gewähren? Wolf war ein ächtes musikalisches Genie, und in seinen Kompositionen herrscht wahre Laune und Originalität. Er war nach Hillern einer der ersten, der die deutsche Operette mit ausgezeichnetem Glück bearbeitete. Seine dramatischen Werke haben größtentheils natürliches Leben, Anmuth, Charakter, Wahrheit, Freundlichkeit und eine gewisse Popularität, die geradehin die Empfindung anspricht, und ihm das Verdienst eines gebildeten Volkskomponisten geben. Die Dorfdeputirten, die treuen Köhler, das Gärtnermädchen und mehrere andere seiner Operetten, gefielen sonst allgemein. Wenn Benda's und in der Folge Mozarts vollendetere und geistreichere dramatische Werke die Wolfischen Opern von unsern Bühnen verdrängt haben, so wird man dagegen seine zahlreichen Sonaten und

Concerte fürs Clavier so lange geistreich und vortrefflich finden, als ächter musikalischer Geschmack herrscht. Wolfs Claviersachen dürfen in keiner Sammlung meisterhafter Kompositionen für's Clavier fehlen. Alles was er für dieses Instrument schrieb, trägt den Stempel seines Genies und zeichnet sich durch ächten Geschmack, durch Erfindung, Witz u. s. w. aufs vortheilhafteste aus. Weit leichter wurde es übrigens seinem Genie, für jede Gattung des musikalischen Styls vortreffliche Muster aufzustellen, als die Regeln der Kunst selbst gründlich und deutlich zu entwickeln. Wenn daher sein musikalischer Unterricht (Dresden 1788) und was er sonst gelegentlich über die Theorie der Musik schrieb, längst vergessen seyn wird, so wird man seine praktischen Werke mit immer neuem Vergnügen hören.

Wolf wurde im Jahr 1735 zu Großen-Behringen unweit Gotha, wo sein Vater als Förster in Diensten stand, geboren. Seine ausgezeichnete Anlage zur Musik äußerte sich schon in seinem 4ten Jahre; denn nicht älter war er, als ihn sein ältester Bruder, der nachher Organist in Kahla wurde, und nach Aussage aller Kenner, ein vortrefflicher Komponist und einer der geschicktesten Orgelspieler war, in einer einzigen Stunde die Noten nicht allein kennen, sondern auch eine kleine Menuet auf dem Clavier lehrte; als er 7 Jahre alt war, spielte er schon einen Choral ohne Fehler auf der Orgel, und den Generalbaß lernte er spielend. Indeß bestimmte ihn sein Vater zum Jäger und der Gutsherr zum Bereiter, und er mußte in beiden Künsten die Anfangsgründe versuchen, machte

aber in beiden nur sehr geringe Fortschritte. Musik blieb ihm seine liebste Beschäftigung und daher entschloß sich endlich der Vater, ihn im 13ten Jahre nach Eisenach auf die Schule zu bringen. Beim Scheiden erhielt Wolf eine kleine Summe Geld von seinem Vater, aber seit der Zeit auch nichts wieder; er mußte nun ganz allein für sein Forkommen sorgen.

Bei einem geschickten Kantor in Eisenach machte er einige Fortschritte im Gesang, und da er als Präfektus des Chors die Aufmerksamkeit auf sich zog, so erhielt er von vielen musikliebenden Bürgern den Tisch und beträchtlichen Zuschuß an Geld. Nach einigen Jahren, die er in Eisenach zugebracht hatte, zog ihn der Ruf der gutbesetzten herzoglichen Kapelle nach Gotha; hier hörte er den Tod Jesu von Graun aufführen, und noch in spätern Jahren erzählte er, daß er beim erstenmal Anhören dieses Stücks ganz in Freude und Entzücken verloren gewesen wäre; so offen war seine Empfindung der Einwirkung der Musik. Seine gute, etwas an Tenor gränzende Stimme, verschaffte ihm auch im dasigen Chore bald die Stelle eines Präfekts, und er erwarb sich auch hier die Aufmerksamkeit und Zuneigung der Musikfreunde unter den Bürgern so sehr, daß er beinahe ganz von der Unterstützung derselben leben konnte.

Schon als einem Jünglinge von 17 Jahren übertrugen ihm seine dortigen Mitschüler bei einer feierlichen Gelegenheit die Verfertigung eines musikalischen Stücks; zufälliger Weise war eben damals der berühmte Hamburger Bach in Gotha, hörte die Musik,

und lobte den Komponisten, ohne ihn zu kennen; dieser Umstand gereichte Wolfen zu großer Aufmunterung. Auf Anrathen einiger von seinen Gothaischen Freunden gieng er nach Jena, hörte da einige Kollegia, unterwies wohlhabende Studirende in der Musik, fand dadurch seinen Unterhalt, und wurde durch mancherlei gelegentlich verfertigte musikalische Arbeiten so bekannt, daß man ihm dort die Stelle eines Direktors der Musik zutheilte. Von Jena gieng er auf einige Zeit nach Leipzig und Naumburg. In diesem letzten Orte machte er Bekanntschaft mit einem gewissen von Ponikau, der ihm eine Reise nach Italien als sehr angenehm vorzustellen wußte, auf welcher er ihn mitzunehmen gedachte. Diese projektirte italienische Reise verwandelte sich in eine Reise nach Weimar; hieher brachte ihn Ponikau, und verließ ihn heimlich in einer Nacht.

So unangenehm dieses Ereigniß schien, so verschaffte es ihm doch Gelegenheit, der Herzogin Amalie in Weimar bekannt zu werden. Sie verlangte ihn auf dem Clavier zu hören, nahm ihn in Dienste, und ließ den jetzigen Herzog und dessen Bruder Konstantin von ihm in der Musik unterrichten. Außerdem ward ihm die Hofmeisterstelle aufgetragen, die er eine kurze Zeit verwaltete. Im Jahr 1770 verheurathete er sich mit Karoline Benda, einer Tochter des bekannten Franz Benda, Kapellmeisters des Königs Friedrichs des Großen, die damals Kammersängerin bei der Herzogin Amalie war. Einige Jahre darauf reisten beide nach Berlin, wo Wolf auf dem Clavecin

und seine geschickte Gattin im Gesange vor dem nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm II, als damaligem Kronprinzen, sich hören ließen, und so vielen Beifall fanden, daß der Kronprinz sie in preußische Dienste wünschte; allein ihre Anhänglichkeit an die Herzogin Amalie machte, daß sie sich, ihren Dienst zu verlassen, nicht entschließen konnten. Für den mecklenburgischen Hof, Ludwigslust, verfertigte er mehrere Kirchenstücke, die ihm reichlich bezahlt wurden, und dort noch jetzt aufgeführt werden. Nach dem Tode des berühmten Hamburger Bachs war es der einstimmige Wunsch seiner auswärtigen Freunde, daß er doch diese Stelle suchen möchte, die ihm gewiß nicht versagt worden wäre; aber Weimar war ihm einmal zu lieb.

Wolfs Kompositionen verbreiteten seinen Ruf durch ganz Deutschland; besonders schätzte man seine Arbeiten für die ernsthafte und feierliche Gattung, für Kirchenmusiken, geistliche Lieder ꝛc. Aber in den neuern Operngeschmack konnte er sich nicht finden, und da er seine dramatischen Arbeiten immer mehr vernachlässigt sah, so entspann sich ein Unmuth in ihm, der nachher immer zunahm. Die Herzogin Amalie ließ den wackern Wolf auch da nicht sinken, als man seinen musikalischen Geschmack in Weimar altmodisch zu finden anfieng; sie nahm, hauptsächlich um ihn zu zerstreuen, selbst Clavierstunden bei ihm, und distinguirte ihn bei jeder Gelegenheit. Allein sein Mißvergnügen nahm zu, und das Mittel, das er ergriff, um es zu zerstreuen, nemlich Angewöhnung an starke Getränke, schwächte

sein Nervensystem immer mehr. Indeß wurde er durch die zärtliche und musterhafte Behandlung seiner vortrefflichen Gattin auch davon zurückgebracht.

Etwa vier Jahre vor seinem Tode bekam Wolf ein geistliches Stück zu komponiren, das ihm überaus viel Mühe verursachte, weil ihm der Text mißfiel; kaum war er damit fertig, so klagte er öfters über Kopfweh, bekam zugleich einen starken Schnupfen, und endlich erfolgte ein Schlagfluß, der ihm theils die Sprachwerkzeuge lähmte, theils der Gedanken und des Bewustseyns beraubte. Er wurde in so weit hergestellt, daß er wieder Antheil an dem nahm, was in seiner Gegenwart gesprochen wurde, und den ganzen Tag Geschichte und Reisebeschreibungen lesen konnte. Im Jahr 1792 erfolgte sein Tod.

Der neunte December.

Gest. Johann Reinhold Forster.

Professor der Naturgeschichte zu Halle.

Eine große Strecke auf der Reise durchs Leben, legte Johann Reinhold Forster in Gesellschaft seines berühmten Sohnes Georg zurück, dessen Schicksale am 26sten Nov. erzählt worden sind. Beide waren im eigentlichen Sinne die vertrautesten Freunde, und beide haben, reich an Verdiensten, ihre Wallfahrt vollendet.

Johann Reinhold wurde am 29sten Okt. 1729 zu Dirschau in Westpreußen geboren. Seine Erziehung ward größtentheils dem Zufalle überlassen, bis er im 15ten Jahre auf das Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin kam, wo er in alten und neuen Sprachen, in Chronologie und Völkerkunde bewunderswürdige Fortschritte machte. Diese Studien beschäftigten ihn auch in seinen akademischen Jahren, die er in Halle zurücklegte, und nur der Drang der Umstände bewog ihn, sich zu einer Predigerstelle einigermaßen vorzubereiten. Aus Liebe zu seinem Vater, der ihn noch gern vor seinem Ende versorgt zu sehen wünschte, nahm er 1753 eine wenig einträgliche Predigerstelle bei der reformirten Gemeinde zu Nassenhuben, bei Danzig an.

Die ganze Woche hindurch trieb er seine Lieblingsfächer, Mathematik, Philosophie, Länder- und Völkerkunde, nebst alten und neuen Sprachen ausschließend, und that, außer den Katechisationen und dem herzlichen Umgange mit seinen Bauren, weiter nichts für sein Amt, als daß er im Laufe der Woche die Materie zur Predigt wählte, die Ausarbeitung aber bis zu den letzten Stunden der Woche versparte.

Praktisches Wirken und Treiben war das Element, nach welchem Forster sich sehnte, und der beschränkte Kreis des Landpredigers wurde ihm um so unerträglicher, da er bei dem fast jährlichen Zuwachs seiner Familie immer mehr in Schulden versank. Er gieng daher 1765 mit glänzenden Aussichten nach Rußland, fand sich aber in seinen Hoffnungen so ganz betrogen, daß er seine Bibliothek verkaufen mußte, nur um seine zahlreiche Familie nothdürftig zu erhalten. Jetzt wurde er zu dem Entschlusse bestimmt, sein Glück in England zu suchen. Dort lebte er, außer einer Unterstützung, die er von Rußland bekam, von literarischen Arbeiten, wohin eine Einleitung in die Mineralogie (An Introduction to Mineralogy 1767), ein Verzeichniß nordamerikanischer Thiere, mit einer Anweisung Naturalien zu sammeln und zu erhalten (Catalogue of the Animalis of North-America etc. 1771), eine Anweisung Mineralien zu ordnen (An easy Method of classing mineral substances 1772), und Uebersetzungen mehrerer, insbesondere Kalms, Bossu, Osbets rc. Reisen, ins Englische gehören, — dann vom Unterrichte bei einer Akademie der Dissenters zu Warring-

ton, und hierauf wieder zu London von einer Boarding-School. Alles dieses konnte indessen Forstern nur sehr kümmerlich nähren.

Von 1772 bis 1775 begleitete er den Weltumsegler Cook auf seiner zweiten großen Entdeckungsreise. Er entdeckte mit seinem Sohne, dem er selbst dankbar das zuschrieb, was ihm gebührte, auf jenem jungfräulichen Eilande des stillen Oceans eine neue Welt vom Pflanzen- und Thierreiche, die er selbst größtentheils zeichnete, und nach seiner Zurückkunft in Kupfer stach. Aber vorzüglich lehrreich wurde diese Reise für die Erweiterung seines Blickes über Sitten und Denkart roher Völkerschaften, und hätte diese Reise nichts, als seine Bemerkungen auf einer Reise um die Welt über physische Geographie und Sitten der Menschheit, die er 1778 zuerst englisch herausgab, hervorgebracht, so wäre die Ueberbringung dieser schönen Frucht allein so viel werth, als die auf jener Reise auch schon beschlossene Verpflanzung des Brodbaums, dessen Frucht Forster der Vater zeichnete, Forster der Sohn so schön beschrieb.

Der redliche Forster kannte die Menschen in Tahiti weit besser, als die in London. Mit seiner etwas zu läppischen Geradheit und unbändigen Wahrheitsliebe beleidigte er den Minister Sandwich. Die Admiralität glaubte ihm nichts schuldig zu seyn, und er stand in Gefahr, die ganze Härte der englischen Gesetzgebung gegen Schuldner zu empfinden, als der edle Herzog Ferdinand von Braunschweig sich noch durch die Vermittlung der Ober- und Nie-

dersächsischen Freymaurer-Loge ins Mittel schlug, und einen Mann loskaufte, dessen Herz nur für Alt-England schlug. So lohnte das reiche England dem armen gemißbrauchten Deutschen, der sich durch sein Tableau d'Angleterre de l'année 1780, nur schwach an seinen Gegnern rächte. Der unglückliche Forster kam nun 1780 als Professor der Naturgeschichte nach Halle, aber der Mann, der die Welt umfahren hatte, konnte sich in die oft kleinlichen akademischen Verhältnisse nur mit Mühe, und oft laut ausbrechendem Widerwillen schmiegen. Er fand, wie er sich oft ausdrückte, seine Thätigkeit in eine Nußschaale gepreßt, glaubte sich oft zurück gesetzt, und machte nun eben darum vielleicht zu oft, vielleicht am unschicklichsten Orte, auf das, was er gethan und gesehen hatte, selbst aufmerksam, daher er öfters der Prahlerei beschuldigt wurde. Auch in seinen Vorlesungen sprach er manchen zu viel von seinen Erfahrungen. Da er den Werth des Geldes nicht hinreichend zu schätzen, und eine unglückliche Neigung zum Spiel nicht zu besiegen wußte, so kam er oft in Verlegenheiten, aus welchen ihn nur die Klugheit seiner in allen Rücksichten ehrwürdigen Gattin, die er oft den Fremden als seine Pythia vorstellte, zu retten wußte. Lebenssatt und voll froher Hinsicht auf eine bessere Zukunft, verschied er 1798, in einem Alter von 69 Jahren.

Forster hatte einen fehlerlosen gedrängten Körperbau und eine feste Gesundheit; seine Gesichtszüge waren voll Ausdruck und verriethen einen lebhaften, beharrlichen Geist. Sein fester Gang, sein musku-

löser Bau, der durch Freundlichkeit gemilderte Ernst auf seiner Stirne, kündigten einen vorzüglichen Mann an, und nahmen für ihn ein. Zu Scharfsinn und schneller Fassungskraft war ihm noch ein bewunderns-würdiges, festhaltendes Gedächtniß zu Theil geworden; Vorzüge, die ihm auch in seinem höhern Alter seine Neider und Gegner nicht streitig machten. Er verstand 17 lebendige und todte Sprachen, die er größtentheils redete oder schrieb, und es war bewunderswürdig, wie er sich so ganz verschiedene Mundarten eigen gemacht hatte. In Oxford, wo er Doktor der Rechte wurde, sprach er einst in einem Tage acht verschiedene Sprachen, und selbst über die Sprachen der Wilden machte er die feinsten Bemerkungen. Durch seine Schicksale war es ihm möglich geworden, mit einer höchst seltenen Kenntniß der Literatur jedes Fachs, ungemein viele, wohlbenutzte Erfahrungen zu verbinden. In der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, und der Geschichte, wußte er erstaunlich vieles, was der bloße Literator nicht einmal ahndet. Wie mühsam Forster arbeitete, wie gewissenhaft er historische Forschungen anstellte, das lehrt seine Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden 1784, ein Buch voll der ächtesten Gelehrsamkeit, und sein schöner antiquarischer Versuch über den Byssus der Alten, (liber singularis de Bysso Antiquorum, Lond. 1775). In der klassischen Literatur besaß er die ausgebreitetsten Kenntnisse, wie wenig praktische Gelehrte. Man konnte ihn nicht glücklicher machen, als durch eine zierliche la-

teinische Epistel, worauf gewiß sogleich wieder eine ähnliche Antwort folgte. In der Geschichte der Botanik und Zoologie wird er mit seinem großen Sohne als einer der ersten Entdecker des 18ten Jahrhunderts glänzen. Bis an seinen Tod war er unabläßig mit Uebersetzung der neuesten Reisen aus mehrern europäischen Sprachen beschäftigt, die er mit Anmerkungen aus der Fülle seiner Erfahrungen bereicherte, und man erstaunt über den Katalog dieser Arbeiten, der sich in der 5ten Ausgabe von Meusels gelehrten Deutschlande befindet.

Ohne sich an die Ceremonien irgend einer Kirche ängstlich zu binden, betete er den ewigen Urheber aller Dinge in dem großen Tempel der Natur mit feuriger Andacht an. Ungeachtet eines oft rauhen Aeußern war er ausnehmend gefällig und dienstfertig. Seine Pünktlichkeit und Ordnungsliebe darf an diesem Manne, der in so mancher Hinsicht als Beispiel aufgestellt zu werden verdient, nicht übersehen werden. Er empfahl sie beständig als die beste Unterstützung des Studirens.

Der zehnte December.

Geb. Wilhelm Whiston.

Ein Fanatiker.

Vor hundert Jahren war Whistons Name einer der genanntesten in und außer seinem Vaterlande, unter Mathematikern und Theologen; aber mehr verachtet und belacht, als geschätzt. Jetzt gedenkt man seiner vielleicht noch in der Geschichte astronomischer, oder vielmehr geologischer und theologischer Meinungen; weniger mit Verachtung und Lachen, als mit Gleichgültigkeit. Dennoch verdient er als Mensch und als Gelehrter höhere Achtung, als seine Zeitgenossen ihm erwiesen, und ein bleibendes Andenken.

Whiston wurde im Jahr 1667 zu Norton in Leicestershire geboren, und bis ins 17te Jahr genoß er den Unterricht seines Vaters, eines frommen Predigers. Schon damals zeigte sich in ihm ein Hang zum Grübeln, Schwärmen und Träumen über die Religion. Nachdem er zwei Jahre die Schule zu Tamworth besucht hatte, gieng er 1686 nach Cambridge und studirte mit Eifer Mathematik, Philosophie und Theologie. Eine Frucht seiner philo-

sophischen Studien, nach Newtons Grundsätzen, war die neue Theorie der Erde, die er 1696 herausgab, und welche ein großes und allgemeines Aufsehen erregte. Er erklärt in diesem Buche die mosaische Erzählung nach seinen eigenen Hypothesen, und schreibt die Veränderungen unsrer Erde dem Einflusse der Kometen zu. Die Lebhaftigkeit und der hohe Aufschwung der Einbildungskraft, mit welcher er sich durch so viele Schwierigkeiten hindurch arbeitete, die Treue, mit welcher er seine Schlüsse an die vermeinte heilige Urkunde anschloß, und die sinnreiche Kunst, mit welcher er alles auszugleichen verstand, mußte jeder bewundern, der auch nicht seine Vermuthungen annahm. Das Buch wurde mehrmal aufgelegt, in verschiedene Sprachen übersetzt, und durch eine Menge von Prüfungen englischer, französischer und deutscher Gelehrten verherrlichet. Er selbst war von der Gründlichkeit, und noch mehr von der Schriftmäßigkeit seiner Vernünfteleien fest überzeugt, und brachte dieselben für sich selbst und in seinen übrigen Schriften mit vielen andern theologischen und exegetischen Meinungen in einen artigen Zusammenhang. Fast beschäftigte er sich auch nicht in höherer Hinsicht mit den Wissenschaften, als weil er sie für Dienerinnen und Handwerkszeug hielt, zum vollen tiefen Verstande der Geheimnisse in den Offenbarungen Gottes zu gelangen.

Vielleicht hätte sein Geist eine andere Richtung genommen, wenn er dem geistlichen Stande gänzlich entzogen worden wäre, und das Lehramt der Mathematik zu Cambridge, welches ihm Newton

abtrat, früher erhalten hätte. Aber im Jahr 1698 wurde er Pfarrer zu Lowestoft, einer Seestadt in Suffolk. Das Geschäft des Seelsorgers und vornehmlich des genauen Sittenrichters in einer Gemeinde, war ihm von Kindheit auf das Liebste, und er widmete ihm seine ganze Zeit. Auch als er 1703 nach Cambridge zurückkehrte, übernahm er zugleich Kirchendienste daselbst, predigte fleißig, und mit solchem Ruhm, daß er von den Verwaltern der Boylischen Stiftung aufgefordert wurde, zu London die in derselben angeordneten acht Predigten zur Vertheidigung des Christenthums für das Jahr 1707 zu halten. Er wählte die Erfüllung der Weissagungen zu seinem Stoff. Schon in diesen Predigten lagen die Grundzüge seines nachher weiter ausgearbeiteten seltsamen Systems vom biblischen Kanon. Zu eben der Zeit fieng er an, seine antitrinitarischen und arianischen Meinungen frei zu entdecken.

Gab es je einen Gottesgelehrten, der in seinen Untersuchungen über die Dogmen von der Dreieinigkeit und der Person Christi ehrlich und gewissenhaft, in seinen Erklärungen muthig und standhaft zu Werke gieng, so war es W h i s t o n. Nach langwierigen Studien gelangte er für sich zu der festen Erkenntniß von vielen groben Gebrechen und Mängeln in dem Lehrbegriffe seiner Kirche, und von dem einzig richtigen, supernaturalistischen Religionsglauben der Christen. Wenigstens war er sich selbst der innigsten Wahrheitsliebe bewußt, und wissentlich frei von aller Begierde, Aufmerksamkeit und Streit

zu

zu erregen, so sehr er es auch that. Dabei verachtete er alle billige Rücksichten auf seine bürgerliche Ruhe und Wohlfahrt. Die wichtigste Entdeckung, die er gemacht zu haben glaubte, war, daß in den Schriften des neuen Testamentes und fast aller Kirchenväter vor der Nicäeischen Synode, der Arianismus gelehrt werde, und daß also dieser die ursprüngliche Lehre Jesu, aller seiner Apostel und der meisten ersten Christen gewesen sey. Er trennte sich förmlich von der englischen Kirche, vertheidigte seine Meinung in vielen Schriften, und verlohr deswegen sein Kirchenamt und seine Professur. So tief ihn dieß kränkte, so gleichgültig und froh bewies er sich, wenn er nur hoffen durfte, wie er zuversichtlich hoffte, daß dennoch die von ihm wieder an das Licht gebrachte Wahrheit gewiß siegen werde. Er gieng nach London, und gab daselbst 1711 sein vornehmstes theologisches Werk: das wiederauflebende ursprüngliche Christenthum betitelt, in 4 Bänden heraus. Es machte großes Aufsehen, verwickelte den Verfasser in eine langwierige Inquisition, und beinahe wäre er gefänglich verhaftet worden, wenn ihn nicht mächtige Gönner geschützt hätten.

In Armuth und unter Verfolgungen blieb Whiston immer heiter, und war bis ins höchste Alter der munterste Gesellschafter. Er lebte mit seiner Familie meistens vom Bücherschreiben, von Geschenken einiger Großen und von kleinen Vermächtnissen gelehrter Freunde. Doch hielt er auch von Zeit zu Zeit astronomische Vorlesungen, oder unterrichtete

junge Leute in der Mathematik und Naturlehre. Denn in diesem Fache fuhr er fort, sich durch seine Vorlesungen über Newtons Philosophie und durch andere Schriften, großen Ruhm zu erwerben. Vornemlich erwarben ihm seine dreimaligen Vorschläge, wie die Meereslänge zu entdecken sey, eine einträgliche Unterschrift, ob sie gleich zuletzt fruchtlos befunden wurden. Glücklicher gieng es mit der Bemühung, die Küsten von England rundum auszumessen, um genaue Charten davon zu liefern.

Die Theologie blieb indessen stets sein Hauptstudium, und die Wiederherstellung der ersten Kirche sein Steckenpferd. Er gab seinem System immer mehr Festigkeit von innen, und Ausdehnung nach außen, und gerieth auf neue sonderbare Meinungen, in der Lehre von den Höllenstrafen, von der Kindertaufe und vom tausendjährigen Reiche. Im Jahr 1747 begab er sich zu der Gemeinde der Wiedertäufer, und am 22sten August 1752 starb er zu London in dem Hause einer verheuratheten Tochter. Einer seiner Söhne war Buchhändler, und verlegte die meisten Schriften des Vaters.

Es gab wenige Fanatiker von so uneigener Art als Whiston. Er war gelehrt, in alten Sprachen, und in derjenigen Wissenschaft, die das ruhigste und kälteste Nachdenken fordert und fördert, unermeßlich belesen, unermüdet arbeitsam. Er war dabei weder in einen Traum der Einbildungskraft verliebt, noch für irgend eine strenge Sittenvorschrift heftig eingenommen; sondern eine willkührliche Satzung, des Arianismus, und das günstige Vorurtheil für ein

abgeschmacktes Buch, die apostolischen Konstitutionen, hatten sich seines Verstandes bemächtigt, und hieraus erst entstanden seine weitern Verirrungen. Das aber hatte er mit vielen solchen Wahnkranken gemein, daß er ein sittlich strenger, unbiegsam gerechter und edler, seinen Freunden bis zu kostbaren Aufopferungen getreuer, und in seinem Umgange gefälliger, immer heiterer Mann war. Seine Geradheit im Urtheilen, vereinigt mit einer Bescheidenheit, die allezeit erst gefodert seyn wollte, ehe sie redete, und mit einer nie beleidigten, vielmehr allezeit liebreichen und artigen Feinheit, machte ihn den vornehmsten und gebildetsten Personen von beiden Geschlechtern angenehm. Noch im 81sten Jahre gab er der Welt Nachricht von seinem Leben und seinen Schriften, mit derselben vollen Munterkeit des Geistes, die ihn allezeit belebte, und in der festen Ueberzeugung, daß er ein Werkzeug Gottes zur Hervorbringung großer Dinge, und insbesondere zur Reinigung des christlichen Lehrbegriffs gewesen sey.

Der eilfte December.

Geb. Paul von Werner.

Königlich = Preußischer General = Lieutenant.

Auch einer von den Kriegsgefährten des großen Friedrichs, dem der Ruhm des Helden mit Recht gebührt. Er war im Jahr 1707 zu Raab in Ungarn von protestantischen Aeltern geboren. Er folgte der Bestimmung seines Vaters, der bei einem kaiserlichen Husaren-Regimente als Obristwachtmeister stand, trat in seinem 16ten Jahre in kaiserl. Kriegsdienste, wurde bei dem Nadastischen Husaren-Regimente Kornet, dann Lieutenant und 1735 Rittmeister. Während der 29 Jahre, da er bei der kaiserl. Armee stand, wohnte er acht Feldzügen gegen Spanien, acht gegen Frankreich, sechs gegen die Türken und vier gegen die Preußen bei, und machte darinn manche schätzbare militairische Erfahrungen, die ihn ausbildeten. In der Schlacht bei Bitonto ward er gefangen.

Als Friedrich der Grosse bald nach dem Antritt seiner Regierung das Erbtheil Mariens Theresiens mit gewaffneter Hand in Anspruch nahm

zog Werner mit den kaiserlichen Truppen gegen ihn zu Felde, und focht in den Schlachten bei Molwitz und Czaslau. Unerwiesene Nachrichten, die geglaubt und sehr oft nachgeschrieben worden sind, erzählen: Werner habe Gelegenheit gehabt, den König Friedrich, als er das Schlachtfeld bei Molwitz verließ, gefangen nehmen zu können, es aber nicht gethan, weil ihm der Monarch versprochen, ihn künftig zu seiner Zufriedenheit zu belohnen. Werner war aber damals nicht Husar oder Wachtmeister, wie diese Nachrichten fälschlich angeben, sondern seit mehrern Jahren Rittmeister. Als solcher diente er auch in der Folge in Baiern und am Rhein, wo er unter dem Prinzen von Lothringen die Avantgarde bildete, 1744 über diesen Fluß gieng, und dabei durch einen Schuß am rechten Fuße verwundet ward. Im zweiten schlesischen Kriege focht er in der Schlacht bei Sorr, in dem Treffen bei Rocoux und in dem bei Laffeld.

So viel Bravour Werner bei jeder Gelegenheit bewies, so blieb er doch im Avancement zurück, weil man am kaiserl. Hofe mehr auf seine Religion als auf seine Verdienste sah. Aergerlich darüber nahm er im Jahr 1750 seinen Abschied und bot dem Könige von Preußen seine Dienste an, der ihn mit Vergnügen aufnahm, und nach wenig Jahren zum Kommandeur eines Husaren-Regiments erhob. Als solcher zog er 1756 mit der Armee des General-Feldmarschalls von Schwerin, der ihn sehr schätzte, zum siebenjährigen Kriege aus. Ehrgeitz, Haß und Rache vereinigten sich bei Wernern,

um den Feinden Preußens, die nun auch die seinigen waren, seinen Werth und ihren Verlust zu zeigen. Vorzüglich war der kaiserliche General Nadasti, der einen persönlichen Haß auf ihn geworfen hatte, sein Augenmerk; ihn gefangen zu nehmen war der größte seiner Wünsche. Rastlos verfolgte er ihn auf Märschen und in Quartieren, wo er ihm oft in der Nacht auf ungebahnten Wegen im Rücken erschien, und ihn unaufhörlich beunruhigte, ja mehr als einmal auf dem Punkt war, seinen großen Wunsch erfüllt zu sehen. Vielleicht wäre es ihm endlich doch gelungen, wenn der mit dem Hofe unzufriedene Nadasti nicht das kaiserliche Heer verlassen hätte.

Das erste Unternehmen, welches Werner glücklich ausführte, war, daß er mit 300 Pferden von Glatz aus, eine Ravage von vielen Meilen, im Rükken der österreichischen Armee machte, und bei dem Einmarsch in Böhmen, in der Affaire bei Schnürsitz, den Grund zu der Achtung legte, in welcher das Wernersche Husaren-Regiment den ganz siebenjährigen Krieg über stand. Im Februar 1757 ward er Chef dieses braven Regiments. In der Schlacht bei Prag war der linke Flügel der preußischen Reuterei schon dreimal zum Weichen gebracht worden, als die Reserve unter Ziethens Anführung in die feindliche einhieb, drei Treffen der Oesterreicher durchbrach, und sie bei einem wiederholten Angriffe so in die Flucht trieb, daß sie nicht weiter zum Vorschein kam. Werner machte bei dieser Attake mit seinem Regimente die Spitze. In dem Treffen bei Kollin befand er sich bei der Ka-

vallerie des preußischen linken Flügels, der zuerst angriff, den Feind schlug, das Schlachtfeld behauptete, und den Rückzug des Königs deckte. Hierauf stand er mit dem Regimente in der Lausitz, und dann bei der Armee, welche unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bevern Schlesien decken sollte. Bei Klettendorf, unweit Breslau, hieb er mit seinen Husaren zwei Bataillons Kroaten nieder. Im November 1757 stand er während der Schlacht bei Breslau, unter Ziethens Anführung, auf dem linken Flügel, und hieb in die fliehenden Feinde ein, welche die preußischen Grenadiers aus Kleinburg vertrieben hatten. Den Sieg bei Leuthen half er dadurch befördern, daß er mit seinem Regimente in der Frühe anrückte, und den feindlichen Vorposten unter dem General Nostitz, der aus zwey sächsischen und zwei österreichischen Husaren-Regimentern bestand, schlug und zerstreute.

Im September 1758 ernannte ihn der König zum Generalmajor und gab ihm den Verdienstorden. Als der Monarch im folgenden Monat der Festung Neisse, welche General de Ville belagerte, zu Hülfe kommen wollte, führte Werner auf dem Marsch dahin die schöne Aktion bei Landskrone, gegen die österreichischen Grenadiers zu Pferd aus, und gieng, nachdem Neisse entsetzt worden war, mit dem Regimente nach Kosel, das ebenfalls von den Feinden eingeschlossen war, und vertrieb sie. Im Frühjahr 1759 zwang er den General de Ville durch ein vortreffliches Manövre, mit einem großen Verlust Schlesien gänzlich zu räumen.

Neue Lorbeeren sammelte sich der tapfere und verschlagene Krieger, als er im September 1760 von Schlesien her der Festung Kolberg zu Hülfe eilte, welche von den Russen belagert wurde. Er hatte nur 5000 Mann bei sich, fiel aber sogleich bei seiner Ankunft mit dem Säbel in der Faust über die Feinde her, und jagte ihnen ein solches Schrekken ein, daß sie nicht allein sofort die Belagerung aufhoben, sondern auch mit der größten Uebereilung davon flohen. Sie gaben dabei ihre Kanonen, Munition, Zelter, Fourage, Bagage, und selbst ihren nothdürftigen Proviant Preis, um sich vor den anrückenden Preußen in Sicherheit zu setzen. Ein Theil rettete sich auf die Schiffe, die andern entflohen zu Lande. Werner machte einige 100 Gefangene, und nun zeigte er sich am Ufer des baltischen Meers. Das Schrecken bemächtigte sich jetzt auch der Seeleute auf eine unerhörte Weise; sie glaubten sich auf ihren Kriegsschiffen vor den preussischen Husaren nicht sicher. Die Flotte hob die Anker und eilte in die hohe See. — Die Patrioten ließen eine Denkmünze auf diese außerodentliche Begebenheit schlagen, bezeichnet mit den Worten Ovids: Res similis fictae, und Ramler besang diese Befreiung seiner Vaterstadt in einer vortrefflichen Ode.

Werner, der eine so schöne Unternehmung ausgeführt, und keine Russen mehr zu besiegen hatte, wandte sich nun gegen die Schweden. Er überfiel sie in der Vorstadt von Pasevalk, nahm ihnen acht Kanonen weg, hieb 300 Mann nieder und machte 600 Gefangene. Die Stadt selbst wäre erobert

worden, allein der Feind machte Miene, sie in Brand zu stecken, welches Werner zum Schaden der preußischen Einwohner nicht veranlassen wollte. Er gieng nach Mecklenburg und trieb hier Kriegssteuern ein, bis ihn die Bewegungen der Russen wieder nach Pommern riefen. Die so oft erprobte Tapferkeit der Wernerschen Husaren veranlaßte den König, ohne Rücksicht auf die festgesetzte Ordnung und Anzahl, dem General zu bewilligen, sein Regiment so stark zu machen, als er selbst wollte und konnte.

Im September 1761 traf Wernern der Unfall, von den Russen gefangen zu werden. Erst gegen das Ende des Jahres 1762 erhielt er seine Freiheit wieder, bekam ein eigenes Korps zu kommandiren, und führte unter den Augen des Königs die glänzende Aktion bei Reichenbach aus, in welcher Daun mit einem großen Verlust von mehr als 2500 Menschen und 7 Standarten Schweidnitz zu verlassen gezwungen ward. Auch nach dem Kriege genoß Werner beständig die Gunst des Königs in einem vorzüglichen Grade, bis er am 25sten Januar 1785 auf seinem Gute Pitschin in Oberschlesien, in einem Alter von 78 Jahren, starb.

Der zwölfte December.

Geb. Christian Gotthelf, Freiherr von Gutschmid.

Chursächsischer Kabinets = Minister.

Ein Mann von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, viel umfassender Gelehrsamkeit, seltenen Talenten, unerschütterlicher Festigkeit und rastloser Thätigkeit. In wichtigen Aufträgen und Aemtern widmete er sich ganz seinem Fürsten und dem Vaterlande, und Sachsen hat ihm sehr viel zu danken. Auch das Ausland ehrte und achtete ihn allgemein; ein Bernstorf, ein Herzberg, ein Kaunitz schenkten ihm ihre Achtung, und selbst Friedrich der Große, Maria Theresia, Joseph II und Katharina II erkannten seinen Werth.

Nicht Geburt, sondern Verdienst, erhob ihn zu den höchsten Staatsämtern. Er war der Sohn eines Predigers zu Kahrer bei Cottbus in der Niederlausitz, und im Jahr 1721 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er, unter Leitung seines Vaters, von Privatlehrern, deren er sich späterhin immer noch dankbar erinnerte. Im April 1740 bezog

er die Universität Halle, wo er sich anfangs dem theologischen Studium widmete, und der berühmte Baumgarten sein Lehrer war. Nebenher gab er auf dem Waisenhause Unterricht, und predigte einigemal in der Umgegend. Weil dieß leztere aber seine Brust schmerzhaft angriff, so verband er mit dem theologischen Studium die juristischen Wissenschaften, übte sich, als der akademische Kursus vollendet war, bei einem Landbeamten in praktischen Arbeiten, und suchte dann im väterlichen Hause durch Privatfleiß den Kreis seines Wissens zu erweitern.

Als Führer eines jungen Edelmanns gieng er 1748 nach Leipzig, und wurde nach 2 Jahren als Advokat immatriculirt, und erhielt bald nachher die juristische Doktorwürde. Mit ausgezeichnetem Beifall trat er als öffentlicher Lehrer auf, und erlangte zugleich als Oberhof- Gerichts- und Konsistorial-Advokat eine ansehnliche Praxis. Sein Verdienst blieb nicht unbemerkt, er erhielt 1756 die Professur des Lehnrechts, und mehrere akademische Streitschriften und schriftliche Aufsätze machten ihn den obern Behörden in Dresden von der vortheilhaftesten Seite bekannt. Er wurde daher schon 1758 als Hof- und Justitien-Rath, auch geheimer Referendarius nach Dresden berufen, und von da sowohl in München und Augsburg, als in Warschau, zu verschiedenen Aufträgen gebraucht. Im Jahr 1762 wurde er geheimer Archivarius. Im April desselben Jahrs wurde höchsten Orts eine sogenannte Restaurations-Kommission niedergesetzt, welche diejenigen Mittel erwegen und vorbereiten

sollte, durch welche die durch den damaligen Krieg so sehr mitgenommenen sächsischen Churlande, nach wiederhergestelltem Frieden, am leichtesten und sichersten wieder in Aufnahme gebracht werden könnten. Durch seine tiefen Einsichten und patriotischen Gesinnungen bekannt, wurde Gutschmid dieser Kommission beigesetzt. Seinen reifen Rathschlägen und seiner eifrigen Mitwirkung hat man den glücklichen Erfolg der kommissarischen Bemühungen vorzüglich zu danken.

Als Gutschmid 1763 den Friedensunterhandlungen zu Hubertsburg beigewohnt hatte, wurde er Burgermeister in Leipzig, und bald darauf geheimer Assistenzrath und Lehrer des jetzt regierenden Churfürsten, besonders in den Rechts- und Staatswissenschaften. Als geheimer Assistenzrath hatte er an allen innern wichtigen Landesveranstaltungen, so wie an den Unterhandlungen mit Auswärtigen den wichtigsten Antheil, und führte darinn meist die Feder. Im Jahr 1766 wurde er Vicekanzler bei der Landesregierung, und setzte daneben den Unterricht des Churprinzen, und die Arbeiten im geheimen Kabinet als geheimer Assistenzrath ununterbrochen fort. In letzterer Eigenschaft entwarf er 1768 ohnmaßgebliche Vorschläge zu einem General-Finanzplan für Chursachsen. Es wurde in dieser Absicht eine Kommission niedergesetzt, welche durchgehends dem von Gutschmid entworfenen, auf richtigen Finanz-Grundsätzen beruhenden Plane beitrat. Der Churfürst Friedrich August genehmigte ihn, und setzte seinen treuen, ihm und dem Lande ganz er-

gebenen Gutschmid immer in solche Verhältnisse, selbst darüber wachen zu können, daß dieser Plan nie aus den Augen gelassen wurde. Die Beharrlichkeit, mit welcher man ihn verfolgte, und der blühende Wohlstand der chursächsischen Finanzen, den Gutschmid noch vor seinem Ableben zu einer auch von ihm kaum geahndeten Höhe empor steigen sah, bewährte die Güte dieses Plans, der selbst durch die drückende Theurung in den Jahren 1771 und 1772, durch den baierischen Successions- und den neuern deutschen Krieg nicht erschüttert werden konnte.

Während der Anwesenheit Kaiser Josephs II in Dresden, wurde Gutschmid in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Im December 1770 ernannte ihn der Churfürst an seinem Geburtstage zum Conferenz-Minister und wirklichen geheimen Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Consilio und übertrug ihm bald darauf das Direktorium bei der Ober-Rechnungs-Deputation. Im November 1790 wurde er zum geheimen Kabinets-Minister und Staatssekretair der inländischen Angelegenheiten ernannt. Die Natur hatte ihn mit körperlichen Kräften ausgestattet, welche bei der größten Anstrengung ausdauerten. Er war bei vollkommenem Gebrauch seiner Sinne bis an sein Ende, bediente sich noch in seinem 78sten Jahre nie eines Augenglases zum Lesen oder Schreiben, und konnte noch bei Lichte den feinsten Druck erkennen. Noch 6 Tage vor seinem Tode hatte er den wöchentlichen mündlichen Vortrag beim Churfürsten, kam sehr erschöpft nach

Hause und starb am 30sten Dec. 1798 kurz vor der Eröffnung des Landtages, bei welchem man auf seine weise Mitwirkung so viel gerechnet hatte. Der Churfürst weinte bei der Nachricht von dem Tode seines ehemaligen Lehrers, und jeder Gutdenkende segnete seine Asche.

Seltene Kenntnisse und eifriger Fleiß hatten Gutschmid zu einem Posten empor gehoben, der seiner würdig und dessen er würdig war. Seine Geistesfähigkeiten waren ihm, so zu reden, gleich anzusehen. Nach seiner Statur, nur mittlerer Größe, hatte er ein sehr lebhaftes und den Scharfblick des Denkers ankündigendes Auge. Er sprach mit großer Geläufigkeit und Gegenwart des Geistes über die ungleichartigsten Gegenstände, die aber des Wissens vorzüglich werth sind. Seine Thätigkeit war unermüdet. Stunden, die ihm von Staatsgeschäften frei waren, deren er aber in den letzten Jahren fast keine mehr hatte, wurden seiner Familie oder der Lektüre gewidmet. Er hatte die Gabe, erstaunend schnell zu lesen, den wesentlichen Inhalt jeden Buches in einem getreuen Gedächtniß schnell aufzufassen, und noch nach Jahren sich wieder zu erinnern. Er war nicht nur ein Freund, sondern selbst Kenner der schönen Wissenschaften, und rückte in jeder Hinsicht mit seinem Zeitalter fort. Das frühe Studium der Theologie hatte ihm die Erlernung der hebräischen Sprache nothwendig gemacht, und er las die heilige Schrift am liebsten in den Grundsprachen. Außer der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache las, sprach und schrieb er gleich geläufig Französisch, Englisch und Italienisch.

Mit seiner unermüdeten Thätigkeit im Dienste des Staats war nur seine Rechtschaffenheit zu vergleichen. Christ war er im eigentlichen Sinne des Worts, ächter Gottes- und Christusverehrer. Er leitete alles von Gott, vertraute auf Gott und lenkte alles zu Gott. Den öffentlichen Gottesdienst wartete er, wenn nicht dringende Geschäfte ihn hinderten, sonntäglich ab, genoß das Abendmahl immer in öffentlicher Gemeinde, und mit einer solchen Andacht, daß sein Beispiel oft den Mitgenossen zur Erbauung und Ermunterung war. Seine Religiosität äußerte sich unter andern auch darinn, daß er mit niemand in Feindschaft lebte. In den engern Verhältnissen des häuslichen Lebens war sein Verhalten musterhaft. So wie er der gehorsamste zärtlichste Sohn und die Freude seiner alten Aeltern gewesen war, so war er auch der zärtlichste Vater seiner zahlreichen Familie, und die sorgfältigste Erziehung seiner Kinder lag ihm sehr am Herzen. Unbeschreiblich gütig und wohlwollend gegen alle seine Untergebenen, und theilnehmend gegen alles fremde Weh, war sein Ohr und sein Herz immer offen für jeden, der sich um Hülfe an ihn wendete. Sein Wohlwollen äußerte sich auch in einer gleichen zuvorkommenden Höflichkeit gegen alle, die ihn besuchten, oder mit denen er in Verbindung kam, weil dieser wahrhaft große Mann ganz frei von Stolz oder Anmaßung war.

Der dreizehnte December.

Gest. Samuel Johnson.

Doktor der Rechte in London.

Die Engländer zählen Johnson mit Recht unter ihre größten Genies. Seine Geisteskraft war wahrhaft gigantisch. Was er nur unternahm, das vollführte er mit Muth und mit Beharrlichkeit, und entließ es nicht als mit dem Siegel der Vollendung. Mit einer kräftigen Einbildungskraft verband er eine gleich starke Urtheilskraft, mit der Schnelligkeit des Ergreifens das festhaltendste Gedächtniß. Als Sprachforscher, Kunstrichter und witziger Schriftsteller glänzt sein Name im Tempel der Unsterblichen.

Er wurde im Jahr 1709 in dem Städtchen Lichfield geboren, wo sein Vater einen kleinen Papier- und Buchhandel trieb, und nur wenig an den Sohn wenden konnte. Indeß sammelte sich der früh wißbegierige Knabe zeitig einen großen Vorrath von Kenntnissen, der ihm in der Folge trefflich zu statten kam; denn in spätern Jahren, und nachdem seine Beurtheilungskraft gereift hatte, konnte niemand

erra-

errathen, woher der Zerstreuung liebende Mann Zeit zum Lesen nähme; da es eben so räthselhafft war, wo er nur die Muße bekäme, so vieles zu schreiben. Diese aus dem väterlichen Laden davon getragene Beute kam ihm jedoch theuer genug zu stehen; denn vom Vater, der übrigens eben so lang und vierschrötig wie sein Sohn war, erbten scrophulöse Konstitution und Hang zum Trübsinn sich auch auf diesen fort, und verbitterten seine besten Stunden.

Auf Schulen sowohl wie in Oxford, wo der Jüngling schon mit Mangel zu kämpfen fand, scheint es mehr eigene, obgleich nur momentane Anstrengung, als öffentlicher Unterricht gewesen zu seyn, was ihm oft vor den übrigen Mitschülern den Vorzug verschaffte. Eilf Guineen waren im 22sten Jahre der Rest von der väterlichen Erbschaft, und seine Versuche als Unterlehrer oder sonst sich fortzuhelfen, eben so wenig ergiebig oder von einiger Dauer, so daß sich kaum begreifen läßt, womit der mißmuthige, verwandtenlose, und durch sein Aeußeres sich gar nicht empfehlende Mann sein Leben bis ins 30ste Jahr gefristet habe. Eine zu Birmingham 1735 gedruckte Abkürzung von Lobo's abyssinischer Reise brachte ihm z. B. nicht mehr als 5 Guineen reinen Gewinns ein. Im 26sten Jahre gerieth er auf den mißlichen Einfall, eine noch einmal so alte Witwe ohne Vermögen, zu heurathen. Eine nahe bei Lichfield von ihm angelegte Privatschule schlug, wie alles andere, fehl. Im 28sten Jahre trieb ihn die Noth nach London, wo er sein Trauerspiel Irene auf die Bühne

zu bringen hoffte; es gelangte aber erst lange nachher zu dieser Ehre, und trug überhaupt am wenigsten zu Johnsons Celebrität bei.

Bittere Dürftigkeit war viele Jahre hindurch in der Hauptstadt sein tägliches Loos. Er lieferte viele Beiträge von verschiedener Art zu dem Gentleman's Magazin; den meisten Beifall fanden die vorgeblich im Parlament gehaltenen, größtentheils aber von ihm selbst ausgearbeiteten Reden. Viele darunter fand man so meisterhaft, daß die wirklichen Redner sich gerne den Spaß gefallen ließen. Im Jahr 1738 erschien sein satyrisches Gedicht, London betitelt, das noch immer gelesen wird, und selbst Pope's Aufmerksamkeit rege machte. Dieser verwandte sich auch für den bettelarmen Poeten, aber ohne etwas ausrichten zu können; nicht einmal eine Schullehrer-Stelle auf dem Lande konnte er erhalten.

Ohne sich durch seine kümmerliche Lage niederdrücken zu lassen, faßte Johnson in seinem 40sten Jahre den kühnen Entschluß, ein Wörterbuch der englischen Sprache herauszugeben, das alle bisherigen weit übertreffen sollte, und das ihm wirklich in der Folge zu einer Art von Diktatur über die Sprache selbst verhalf. Es fanden sich sieben Buchhändler, die auf gut Glück es wagten, die zween Foliobände, wozu er drei Jahre Zeit foderte, für 1575 Pfund Sterling in Verlag zu nehmen. Allein aus den 3 Jahren wurden 7, und da Johnson bisweilen 6 Schreiber in Bewegung setzte, auch sonst uneigennützig zu Werke gieng, so fiel der reine Ertrag des Unternehmens für ihn sehr gering aus. Er

mußte daher andere Mittel hervorsuchen, sich des Hungers zu erwehren. Unter solchen Umständen war es, daß er den so beliebten Rambler (den Müßigen) und dergl. Wochenblätter, den Roman Rasselas und allerhand mehr schrieb, und das mit einer Eile und in Lagen, wo ein anderer kaum Zeit oder Fassung würde gehabt haben, solch eine Reihe von Blättern nur flüchtig zu überlesen. Und doch waren es eben diese Wagstücke, deren Styl besonders die Nation so gewaltig anzog, daß er noch jetzt sich als Muster behauptet; selbst für solche, die bis dahin den Ton angegeben hatten, und sonst den dürftigen Johnson sehr über die Achsel ansahen.

Auch nach Erscheinung seines mit lautem Beifall aufgenommenen Wörterbuchs, und bei besserm Ertrag seiner übrigen Schriften, blieb Johnsons Existenz noch immer vom Buchhandel abhängend. Endlich kam Lord Bute zu Hülfe und verschaffte ihm 1762 vom Könige ein Jahrgehalt von 300 Pfund. Seine bekannte Ausgabe vom Shakespeare erschien zuerst 1765 in 8 Bänden, und hernach zugleich mit den Anmerkungen von Steevens und vieler andern Auslegern im Jahr 1778 in 10 Bänden. Weniger Beifall erwarb er sich durch die Theilnahme an politischen Zwistigkeiten, als ein sehr eifriger Royalist. Im Herbst 1773 machte er eine Reise nach den Hebriden, oder westlichen Inseln von Schottland, wovon er 1775 eine vortreffliche Beschreibung herausgab. Seine letzte Arbeit waren die Lebensbeschreibungen englischer Dichter, die zuerst mit sehr saubern Kupfern dieser Dichter in 68 Bänden, und hernach ein-

zeln in 4 Bänden gedruckt wurden. Was diese Lebensbeschreibungen vorzüglich schätzbar macht, ist die Würdigung des dichterischen Verdienstes, die Entwickelung der Schönheiten und Mängel, und die scharfe Prüfung einzelner Werke der berühmtesten brittischen Dichter, verbunden mit vielen scharfsinnigen allgemeinen Bemerkungen und Winken. Dazu kommt die sehr korrekte, oft nur zu sorgfältig geründete Schreibart, die sich Johnson nach klassischen Mustern gebildet hatte, und das durch sinnreiche Fülle der Gedanken und des Ausdrucks immer neu belebte Interesse dieser Biographien. Mit dieser Arbeit schienen seine Lebensgeister gänzlich erschöpft zu seyn. Seine Kräfte schwanden, und 1784 erfolgte sein Tod in einem Alter von 75 Jahren.

Johnson hat die verschiedensten Felder der Literatur, und die meisten mit dem glücklichsten Erfolg bearbeitet. Sein Wörterbuch übertrifft an innerm Gehalt die vieljährigen Arbeiten ganzer Akademieen in Frankreich und Italien. Er gab seiner Sprache eine Stärke und einen Schwung, den sie vor ihm nicht gehabt hatte. Er hatte sich einen ungeheuern Fond von Kenntnissen zugeeignet, ohne Plan, System oder Methode. Auch sein Lesen war und blieb, so lange er lebte, zufällig und desultorisch. Des Lateins war er Meister, seine Kenntniß des Griechischen war oberflächlich. Von der Physik kannte er kaum die ersten Gründe. Die Geschichte vernachlässigte er; gleichwohl war er selten wegen eines historischen Belegs verlegen, es sey aus ältern oder neuern Zeiten. Seine Seele war so voll von Bildern, daß er beständig hätte ein Dichter seyn können.

So viel Eigenthümlichkeiten er als Schriftsteller besaß, so viel und mehr noch besaß er deren als Mensch. Sein Körper, seine Sitten und Gewohnheiten, seine Laune, sein Witz, seine Unterhaltung, alles war, wenn auch nicht musterhaft, doch immer originell, und in seiner Art einzig. In seinem Umgange war er grob, entscheidend, anmaßend, hochfahrend, keinen Widerspruch vertragend. Aber unter dieser rauhen Aussenseite verbarg er ein weiches und zartfühlendes Herz. Human, gütig, liebreich, mildthätig, voll Edelmuth. Aufbrausend aus Naturell, beleidigte er nur, um zu bereuen. Ueber sein mitleidiges Gemüth, über seine thätige Menschenliebe giebt es nur eine Stimme. Man durfte nur unglücklich seyn, um auf sein Haus, seinen Beutel, seine Feder sicher rechnen zu können. Von religiösen Vorurtheilen konnte sich sein hoher Geist nicht loswinden. Seine Frömmigkeit war Bigotterie, seine Andacht mönchisch. Er fürchtete sich vor Gespenstern und glaubte an Ahndungen. Seine Antipathie gegen die Universität Cambridge, sein Idiosynkratism gegen Schottland, sein Widerwille gegen Whigs, Dissenters und die Presbyterianer grenzten an Aberwitz, und verleiteten ihn zu den ungerechtesten Machtsprüchen.

Der vierzehnte December.

Gest. Christian Fürchtegott Gellert.

Professor der Philosophie in Leipzig.

Die Liebe seiner Zeitgenossen hat vielleicht nie ein Schriftsteller so allgemein und so ununterbrochen genossen, als der fromme Gellert. In den Herzen vieler tausend Menschen hat er sich Altäre errichtet, und noch immer fährt er fort wohlthätig zu wirken. Seine Schriften sind an vielen Orten beinahe die einzigen, welche gelesen werden. So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellertschen Schriften lesen; diese Epoche kann ihre Grenze haben: aber den Gellertschen Charakter werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen; und diese Zeit ist unbegrenzt!

Gellert war am 4ten Jul. 1715 zu Haynichen im Erzgebirge geboren, wo sein Vater zweiter Prediger war. Anfangs besuchte er die Schule seines Städtchens, so schlecht sie war; wurde darauf von seinem Vater unterrichtet, schrieb nebenher Akten ab, um Geld zu verdienen, und machte im

13ten Jahre sein erstes Gedicht; es betraf einen Geburtstag seines lieben Vaters. Im Jahr 1729 kam er auf die Freischule zu Meißen, wo aber für die Aufklärung seines Kopfes und die Bildung seines Geschmacks wenig oder nichts gethan wurde; man las hier die vortrefflichen Schriften der Alten, aber ohne wahren Gewinn; nur um den todten Buchstaben gab man sich Mühe, und so blieb ihr großer Geist Lehrern und Schülern verborgen; an die Kultur der Muttersprache wurde nicht einmal gedacht.

Nach 5 Jahren bezog Gellert die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren; in der Philosphie hörte er den damals berühmten Hofmann, dessen tiefsinnigen Vortrag er sehr bewundert, ohne ihn zu verstehen, wie er nachher selbst gestanden hat. Nach 4 Jahren kehrte er wieder zu seinem Vater zurück, und fieng an zu predigen, wiewohl er keine Neigung dazu hatte. Nach einem kurzen Hofmeisterleben in einem adelichen Hause bei Dresden, kam er wieder in seine Vaterstadt, und unterrichtete ein paar Jahre den Sohn einer Schwester, der studiren sollte; er gieng auch 1741 mit ihm auf die Universität Leipzig, theils um die Aufsicht über ihn zu führen, theils um noch selbst zu lernen, und wieder seinen bewunderten Hofmann zu hören; doch dieser starb als Gellert kaum angekommen war. Er studirte nun vor sich; und in dieser Periode seines Lebens scheint er eigentlich den Grund zu seiner richtigen Einsicht in die Angelegenheiten des Lebens, zu seinem reinen Geschmack, und zu seinem richtigen gemein-

verständlichen Styl gelegt zu haben. Das Hauptbuch, das er in dieser Absicht gebraucht, das er zu wiederholtenmalen studirte, sich oft mit lauter Stimme vorlas, und woraus er auch zur Uebung fleißig übersetzte — war Cicero; doch trugen auch andere Bücher, vornemlich Rollin und der englische Zuschauer, außerdem aber auch der Umgang mit einigen geistreichen Freunden, besonders mit Gärtnern und Elias Schlegeln, viel zu dieser Bildung bei. Schon damals gab Gellert Fabeln in die Belustigungen des Verstandes und Witzes (eine Zeitschrift, die mit dem Jahr 1742 anfieng) und gleich bei ihrer ersten Erscheinung wurden sie von dem Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Er hatte schon seit seiner zweiten Ankunft zu Leipzig Privatunterricht gegeben, und da sich mit seiner Fertigkeit im Unterricht auch die Neigung dazu vermehrte, so beschloß er sich dem akademischen Leben zu widmen, zumal da er zum Predigerstande keine Lust hatte; er ward 1745 Magister, und erwarb sich als öffentlicher Lehrer bald allgemeinen Beifall. Er hielt aber Vorlesungen über Beredsamkeit und Dichtkunst und ließ seine Zuhörer auch Uebungen anstellen.

Im Jahr 1745 trat er zur Gesellschaft der jungen Dichter, welche die Bremischen Beiträge herausgaben; in dem folgenden Jahre aber gab er die erste Sammlung seiner Fabeln heraus, wodurch er sich um die Bildung des deutschen Geschmacks bei Alten und Jungen unsterbliche Verdienste erworben hat. In dieser Zeit seines Lebens

(1744—51) war er überhaupt am thätigsten; die Leiden der Hypochondrie hatten noch nicht so überhand genommen, und waren noch nicht so anhaltend geworden, als in der Folge, wo sie ihm alle seine Tage verbitterten; damals hat er die meisten und besten seiner Schriften ausgearbeitet; nemlich, außer den Fabeln, auch seine Schauspiele, das Leben der schwedischen Gräfin, verschiedene prosaische Abhandlungen, die Sammlung seiner Briefe, seine moralischen Gedichte und seine geistlichen Oden und Lieder.

Nachdem dieser thätige und edle Mann, nicht ohne mancherlei äußerliche Sorge, und bei einem Fleiße, der seine schwächliche Gesundheit vollends zerstörte, sich länger als 12 Jahre durch mündlichen Unterricht und persönlichen Umgang um die akademische Jugend, so wie durch seine Schriften um die Bildung Deutschlands, verdient gemacht hatte — dachte der Hof doch auch auf die Belohnung seiner Verdienste und auf die Aufmunterung seines Geistes, und ertheilte Gellerten, auf sein Ansuchen, eine Professorstelle in der Philosophie mit einem Gehalte von 100 Thalern. Im siebenjährigen Kriege ward ihm dieses Geld nicht mehr ausgezahlt; und der Gesandte einer fremden Nation — der englische Gesandte Mitchel, der seine Schriften gelesen hatte — mußte sich erst dafür verwenden, daß ihm diese Pension, ungefähr 16 Pf. Sterling, wieder ausgezahlt wurde. In der folgenden Zeit und gegen das Ende seines Lebens ertheilte man ihm eine erledigte Pension, die noch beträchtlicher war. Von Privatpersonen erhielt Gellert viele Proben des

Wohlwollens und der Dankbarkeit. Unzählige schriftliche und mündliche Versicherungen sagten ihm, daß er der Liebling der Nation sey. Vielleicht war ihm die Huldigung eines Bauers die rührendste, welcher ihm aus Dankbarkeit einen Wagen voll Holz brachte, und fragte: ob er der Herr wäre, der so schöne Fabeln machte?

In seinen spätern Jahren entsagte er der Poesie fast ganz, und widmete sich besonders der Ausarbeitung der moralischen Vorlesungen, die er seit mehrern Jahren mit so großem Beifall und Segen vor einem gemischten Publikum von Studirenden, Gelehrten, Offizieren und Frauenzimmern gehalten hatte, und die auch im Druck durch edle Einfalt, rührende Herzlichkeit und schlichte Wahrheit so sehr anzogen. Im December 1769 machte eine gefährliche Verstopfung seinen Leiden ein Ende. Er war der Lehrer der Nation geworden, und als er starb, war sein Tod die Wehklage derselben.

Gellert war kein Genie der ersten Größe, kein ausgezeichneter Gelehrter, keiner der ersten Dichter, aber seine guten, natürlichen Gaben, seine wohlgeordnete Seelenkräfte, sein reiner, geläuterter Geschmack, seine Tendenz auf alles Gute und Sittliche, zeichneten ihn vor den Gelehrten seiner Zeit aus, machten ihn zum Hersteller und Beförderer des guten Geschmacks, zum Verbreiter praktischer Wahrheiten, zum wohlthätigsten Lehrer der Religion und Tugend. In der Fabel und dem geistlichen Liede hat er die ganze Stärke seines poetischen Talents gezeigt. Leicht und bewunderswürdig sanft fließen

alle seine Verse: wer sieht ihnen an, daß manche das Werk langen mühsamen Nachdenkens sind? Seiner Prosa gleicht nichts an Reinigkeit, Eleganz, Anständigkeit und abgeschliffener Ründung, ob sie gleich die feurige Stärke jüngerer Schriften nicht erreicht, und in vielen seiner weisen Vermahnungen und Lehren die weinerliche Stimme des kränkelnden Alten durchzutönen scheint. Sein Leben der schwedischen Gräfin, ein Roman, ist der erste mit Geschmack geschriebene Versuch eines Deutschen in dieser Gattung. Seine Briefe haben viel dazu beigetragen, an die Stelle eines steifen, pedantischen Briefstyls die Sprache der Natur und des Umgangs zu setzen. Seinen Lust- und Schäferspielen fehlt es, bei aller Leichtigkeit und Anmuth, doch an Salz.

Der sittliche Charakter dieses verdienstvollen Schriftstellers war, wenn man einige Züge von Eitelkeit ausnimmt, ohne Fehl. Seine persönlichen Eigenschaften hatten ihm diejenige Art von Ansehen und Einfluß gegeben, die die schätzbarste Oberherrschaft unter den Menschen ist. Ein Mann von solchen Gaben und von solchem Charakter ist immer ein Geschenk für seine Nation.

Der funfzehnte December.

Geb. Johann Samuel Dieterich.

Königl. Preuß. Oberkonsistorialrath in Berlin.

Ein verehrungswürdiger Religionslehrer, geboren im Jahr 1721 zu Berlin, wo sein Vater erster Prediger an der Marienkirche war. Seine erste Bildung erhielt er auf dem berlinischen Gymnasium unter dem Rektor Frisch, einem damals sehr berühmten Manne, und dem Konrektor Christgau. Der erstere machte ihn vornehmlich mit den verschiedenen Theilen der Naturgeschichte bekannt, der letztere aber, verschaffte ihm eine gute Kenntniß der alten Sprachen, und weihte ihn dabei in den Geist der griechischen und römischen Klassiker ein. Eben so legte er sich auf Mathematik, das Französische, und als Theolog auch auf die hebräische und daneben auf die rabbinische Sprache.

Mit schönen Vorkenntnissen ausgerüstet bezog er um Michaelis 1739 die Universität Frankfurt an der Oder, wo er sich in Ansehung seiner Studien vornehmlich der Leitung des berühmten Alex. Gott-

lieb Baumgarten anvertraute. Er hörte bei demselben Philosophie, Aesthetik, die philosophische Einleitung in die dogmatische Theologie und ein Kollegium über Danzens hebräische Grammatik. Außerdem übte er sich unter ihm im Disputiren und gab ihm mehrere in die schönen Wissenschaften einschlagende Aufsätze, zur Beurtheilung und Verbesserung. Auf Ostern 1742 gieng er nach Halle, um unter der Anführung Siegmund Jakob Baumgartens seine theologischen Studien fortzusetzen. Nachdem er anderthalb Jahre hindurch dessen Vorlesungen in der biblischen Exegese, der Dogmatik, Polemik, Moral, Kirchenhistorie, und Bücherkenntniß zu nutzen gesucht hatte, kehrte er 1744 nach Berlin in das Haus seines Vaters zurück, und wandte seine Zeit theils zur Erweiterung seiner Erkenntniß, theils zur Uebung im Predigen an.

Als er kurze Zeit das Amt eines Jugendlehrers in einer angesehenen Familie verwaltet hatte, erhielt er 1748 die damals neugestiftete dritte Predigerstelle an der Marienkirche. Der Beifall, den er mit seinen Predigen fand, (denn er hatte mit der sogenannten Seelsorge, nach Beschaffenheit der neu errichteten Stelle, eigentlich nichts zu thun) veranlaßte bald darauf den Grafen von Hacke, ihm die erledigte Feldpredigerstelle bei seinem Regimente anzutragen; und weiterhin ließ das Kirchenkollegium der Marienkirche in Halle an ihn die schriftliche Anfrage ergehen: ob er das damals offen gewordene Pastorat an gedachter Kirche anzunehmen geneigt seyn dürfte, falls er dazu erwählt werden sollte?

Allein er lehnte beides von sich ab, um nicht gegen seine Gemeinde, die ihn mit vieler Liebe aufgenommen hatte, undankbar zu seyn, und um noch länger seinen guten Vater, dem er mit zum Gehülfen zugeordnet war, in seinem Alter unterstützen zu können. Er genoß auch diese Freude bis ins Jahr 1751. Da derselbe im September mit Tod abgieng, so rückte er in die zweite und 1754 in die erste Stelle an der Marienkirche.

Im Jahr 1763 erwählte ihn die damals regierende, nachmals verwitwete Königin, vor welcher er öfters im Kabinet predigen müssen, zu ihrem Beichtvater; und eben dadurch ward er es zugleich von der verstorbenen Prinzessin von Preußen, der Mutter Friedrich Wilhelms II, und der noch lebenden Prinzessin Heinrich. Als im Jahr 1770 der Oberkonsistorialrath Sadewasser, der zugleich Inspektor und Pastor an der Werderschen Kirche war, verstarb, schlug ihn der damalige Chef des geistlichen Departements, von Münchhausen, dem Könige an dessen Stelle zum Oberkonsistorialrath vor. Der König genehmigte seinen Vorschlag und er ward im May desselben Jahrs im Oberkonsistorium eingeführt. Es ward dabei seiner Wahl überlassen, ob er sein bisheriges Predigtamt an der Marienkirche beibehalten, oder es mit dem Inspektorat und Pastorat am Werder vertauschen wollte: er wählte aber jenes, weil es ihm nicht möglich war, eine Gemeinde zu verlassen, deren Zutrauen und Liebe er lange gehabt hatte.

Als er ins Amt kam, war ihm nichts angelegentlicher als der Unterricht der ihm anvertrauten Jugend in den Lehren des Christenthums; und da er unter den damals vorhandenen Lehrbüchern keines fand, welches er bei seinen Katechisationen zum Grunde legen konnte, so versuchte er, selbst eines zu entwerfen, und ließ es blos zu seinem Gebrauch drucken, ohne es ins Publikum kommen zu lassen. Hieraus ist endlich, nach mancherlei Abänderungen die Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu erwachsen, die er auf Zureden seiner Freunde im Jahr 1772 zum erstenmal heraus gab. Eine vortreffliche Schrift, und besonders zu der Zeit eine seltene Erscheinung, die den allgemeinsten Beifall erhielt und verdiente.

Ohne Geräusch erwarb sich Dieterich viel ächtes Verdienst um religiöse Aufklärung in den brandenburgischen Landen und auch auswärts. Vornehmlich aber ließ er sich die Verbesserung des öffentlichen Kirchengesanges angelegen seyn, und weihte sich diesem edlen Geschäfte mit eben so viel Einsicht als Klugheit. Er war einer der ersten, der, ohne viel Geräusch damit zu machen, auf die Verbesserung alter Gesänge seine Bemühungen wendete, und die Sammlung der Lieder für den öffentlichen Gottesdienst, die er 1765 heraus gab, und die in Berlin neben dem Porstischen Gesangbuch in einigen Kirchen gebraucht wurde, ist nachher fast durchgängig in alle neue Gesangbücher aufgenommen worden. Um das neue preußische Gesangbuch erwarb er sich das größte Verdienst,

sowohl was die Auswahl der Lieder als ihre Verbesserung betrifft. Die Arbeit an diesem vortrefflichen Buche gab ihm Gelegenheit, die Lieder zu sammeln, aus welchen das im Jahr 1787 herausgekommene Gesangbuch für die häusliche Andacht erwachsen ist. Ein ziemlicher Theil der darinn aufgenommenen Lieder gehört ihm selbst, und wenn je ein empfehlungswürdiges Andachtsbuch im Publikum erschienen ist, so ist es dieß Dieterichsche Gesangbuch. Unter allen, die sich mit geistlichem Liederdichten, Liedersammeln und Liederverbessern in neuern Zeiten beschäftigt haben, ist vielleicht keiner, der so genau, als Dieterich, darauf geachtet hätte, daß das Lied nicht Lehrgedicht, sondern Gesang wurde, d. h. eine Reihe mit Empfindung des Herzens auf Gott gerichteter Gedanken und Wünsche.

Bis ins hohe Alter genoß Dieterich einer guten Gesundheit, und noch in seinem 75sten Jahre besaß er so viel Munterkeit und Kräfte, daß er die Geschäfte seiner Aemter ungehindert selbst verwalten konnte. Selbst in seiner letzten harten Krankheit verlohr er die Heiterkeit seines Geistes und den gefälligen Unterhaltungston nicht, der ihm eigen war. Den größten Theil seiner Zeit füllte er mit Lesen der neuesten theologischen und philosophischen Schriften aus, und noch in den letzten Wochen seines Lebens beförderte er, auf Verlangen einiger Gemeinde-Glieder, seine letzte Predigt zum Druck. Am 14ten Januar 1797 Nachmittags waren seine beiden Schwestern und beide Töchter bei ihm. Er sprach sehr schwach, aber völlig ruhig mit ihnen,

that auf einmal einen tiefen Seufzer und verschied. Sanft, wie sein Leben, war auch sein Tod.

Dieterich war kein Mann von einem tour original d'esprit, aber er war ein Mann von erleuchtetem Geist und edlem Herzen. Alle seine Kenntnisse — und er hatte viele, besonders philologische und philosophische — bezog er auf richtige Erkenntniß des Wahren und auf Veredlung des Herzens. Er besaß eine außerordentliche Sanftheit und Zärtlichkeit des Herzens. Religion war ihm Ueberzeugung des Herzens. Er war nicht eigentlich musikalisch, aber er konnte doch etwas Klavier spielen. Hier sah man ihn oft in seiner Einsamkeit beim Klavier sitzen, und mit Begeisterung, nicht selten Thränen im Auge, ein Kirchenlied von Klopstock, oder den Auferstehungsgesang von Cramer, oder irgend eines seiner eigenen Lieder spielen.

Der sechszehnte December.

Geb. Joseph Friedrich Engelschall.

Professor der Philosophie in Marburg.

Engelschall wurde im Jahr 1739 zu Marburg geboren, wo sein Vater Konsistorialrath und Superintendent war. Seine erste Erziehung und wissenschaftliche Bildung war von der gewöhnlichen Art. Indessen äußerte er schon als Knabe eine lebhafte Neigung für das Reelle in den Wissenschaften, besonders für Mathematik, Geschichte und Erdbeschreibung. Unüberwindlich aber war sein Hang zu Gesängen, und zu allen Arten der bildenden Künste, worinn er aber sein eigener Lehrer bleiben mußte.

Ein doppelter Unfall hemmte den Lauf des emporstrebenden Jünglings. Durch einen unglücklichen Fall verlohr er im 13ten Jahre sein Gehör, und noch früher wurde ihm sein Vater durch den Tod entrissen. Doch er besiegte alle Schwierigkeiten, die sich seiner Liebe zu den Wissenschaften widersetzten, von denen er besonders Philosophie und schöne Künste zu seinen Studien wählte. Eine von Natur

lebhafte und mahlerische Einbildungskraft. Das Lesen guter Schriften, und die Betrachtungen, die er darüber anstellte, waren die vornehmsten Quellen seines Geschmacks, und seiner Bildung überhaupt. Schon frühe zeigten sich seine schönen Anlagen zur Mahlerei und Zeichenkunst, worinn er es in der Folge, ohne fremden Unterricht, weit gebracht hat. Das Lesen der Alten, welches ihm anfangs durch einen geschmacklosen Unterricht entleidet worden war, fesselte ihn in reifern Jahren immer mehr, und Homer wurde einer seiner Lieblingsschriftsteller. Den Schriften Hagedorns, Winkelmanns und Lessings dankte er den größten Theil seines Geschmacks in Kunstsachen.

Ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen und durch vieljähriges Studium, trat er als Schriftsteller auf, und seine Gedichte sowohl wie seine prosaischen Aufsätze, die in verschiedenen Almanachen und Journalen aufgenommen wurden, erwarben ihm die Achtung und Freundschaft vieler angesehener Gelehrten, eines Wieland, Weiße, Kästner, Göckingk, Bibra, Meusel u. a., mit denen er zum Theil einen fortwährenden Briefwechsel unterhielt. Besonders beschenkte er die Meuselschen Kunstjournale und das Journal von und für Deutschland mit vielen reifen Früchten seines Geistes. So gehören z. B. seine Beschreibungen des Elisabeth-Brunnens unweit Marburg und des verödeten Schlosses Löwenstein in Niederhessen, zu den vorzüglichern Aufsätzen des letztern Journals. Seine äußerliche Lage war zu der Zeit, da der Geist immer mehr reife Früchte

trug, nichts weniger als günstig. Neben seinen schriftstellerischen Arbeiten gab er bisweilen täglich 6 bis 7 Stunden Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so, daß er nicht selten am Abend ganz abgemattet war. Dennoch erlag sein männlicher und heiterer Geist nicht. Er suchte sich durch Grundsätze einer humanen Philosophie aufzurichten, entwarf Plane für die Zukunft und tröstete sich mit bessern Aussichten.

Erst spat kam er in eine günstigere Lage, denn er war seinem funfzigsten Lebensjahre schon nahe, als er im April 1788 den Charakter eines außerordentlichen Professors der Philosophie und schönen Literatur, und die Stelle eines Lehrers der Zeichenkunst bei der Universität Marburg, mit einem jährlichen Gehalte erhielt. Mit neuer Munterkeit setzte er jetzt die Lebensreise fort, mehrere seiner schönsten Gedichte und durchdachtesten Abhandlungen erhielten jetzt ihr Dasein; nebenher zeichnete und mahlte er fleißig, und ertheilte in beiden Künsten Unterricht. Seine körperliche Beschaffenheit und frugale Lebensart, so wie seine heitere Geistesstimmung, die leicht allen Dingen die beste Seite abgewann, schien ihm ein hohes Alter zu verkündigen. Seit vielen Jahren war er nicht eigentlich krank gewesen; nur bisweilen überfielen ihn heftige Kopfschmerzen, die ihn jedesmal sehr hart angriffen, niemals aber länger als 24 Stunden dauerten. Da er aber zu wenig Bewegung in freier Luft machte, und sein Kopf in steter Anstrengung war, so verzehrten sich seine physischen Kräfte vor der Zeit. Er bekam

im März 1797 ein gallichtes Katharrhalfieber, und und am 18ten dieses Monats machte ein Steckfluß seinem Leben ein Ende.

Engelschall hatte von der Natur nicht gemeine Anlagen erhalten; ein treues Gedächtniß, eine gesunde Urtheilskraft, eine lebhafte Phantasie und eben so viel Witz als Scharfsinn. Seine Anlagen entwickelten sich jedoch nur allmählich, nicht sehr frühe, aber desto vollkommener. Zu seinen mannigfaltigen Kenntnissen, mit welchen er niemals prunkte, gelangte er auf einem mühsamen und beschwerlichen, aber desto sicherern Wege. Fremder mündlicher Unterricht gieng ihm gänzlich ab. Er schöpfte alle seine Kenntnisse aus Büchern und eigenem Nachdenken; dafür aber waren sie auch gründlicher und bleibender, weil er keine derselben, ohne Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, erworben hatte. Er besaß nicht gemeine historische, geographische, mathematische, antiquarische und artistische Kenntnisse. Dabei war er mehrerer älterer und neuerer Sprachen kundig, und suchte sich darinn bis in die letzten Jahre seines Lebens noch immer mehr zu vervollkommnen. Daß er über bildende Kunst fein und richtig gedacht habe, beweisen mehrere seiner dahin einschlagenden Abhandlungen, und daß er schön und angenehm darzustellen, und sehr korrekt zu schreiben gewußt habe, beweisen seine vielen kleinen prosaischen Aufsätze, und seine Lebensbeschreibung von Tischbein, die erst nach seinem Tode die Presse verließ, und überall den ausgezeichnetsten Beifall unter Lesern und Kunstrichtern erhielt.

Seine Gedichte, meist Blumen seiner Jugend, fanden nicht nur unter dem großen Publikum, sondern auch bei einigen Meistern der Kunst, den verdienten Beifall, und man gestand ihnen zarte Empfindung, Grazie, Harmonie und Korrektheit zu. Seine lyrischen Gedichte athmen ein stilles, wohlthuendes Feuer, und sind größtentheils angenehm-überraschend. Auch der elegische Ton gelang ihm; Balladen hingegen schienen nur sein Nebenfach gewesen zu seyn. Unter seinen poetischen Erzählungen befinden sich mehrere treffliche Stücke; nur ist der Dichter hier und da zu beredt, und durch manche individuelle Beziehungen bisweilen etwas dunkel. Seine Episteln zeichnen sich durch Herzlichkeit, Anmuth und eine gesunde Lebensphilosophie aus.

Hohe Güte konnte niemand seinem sittlichen Charakter absprechen. Wohlwollen, Gefälligkeit, unbestechliche Rechtschaffenheit, Gutthätigkeit und uneigennützige Hülfleistungen waren Hauptzüge desselben. Engelschall war offen und freimüthig, besaß aber zugleich ein außerordentliches Zartgefühl, und vermied es, irgend einem Menschen einen trüben Augenblick zu machen. Er ließ gerne jedem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, und war selbst im Urtheile über die, die ihn beleidigt hatten, gerecht und schonend. Bescheidener Tadel seiner Handlungen oder Produkte war ihm sehr willkommen, und er änderte und besserte gern da, wo man ihn überzeugte. Nur offenbare Grobheiten und inhumane Machtsprüche verachtete er so ganz, wie sie es verdienten. Da er sich selbst alles zu verdanken hatte, so wird

man seinen bisweilen etwas bestimmten Ton nicht nur entschuldigen, sondern ganz natürlich finden. Gegen kleine verdiente Aufmunterungen war er nicht gleichgültig: doch wußte er sich auch da, wo er sie nicht erhielt, mit der Ueberzeugung zu beruhigen, sie verdient zu haben. Im Umgange mit Freunden war er angenehm, lebhaft und unterhaltend. Sobald man sich an den etwas undeutlichen Ton seiner Stimme — eine Folge seines Mangels an Gehör — gewöhnt hatte, war man gerne in seiner Gesellschaft. Er war oft unerschöpflich in muntern Einfällen, und wußte dann die verbindlichsten Sachen zu sagen. Seine Religion setzte er mehr im Thun als in Vorstellungen, und seine religiösen Begriffe waren überhaupt geläutert und helle.

Der siebenzehnte December.

Gest. Agatapisto Cromaziano.

Abt des römischen Klosters St. Eusebius.

Einer der aufgeweckteſten und originellſten Köpfe Italiens im 18ten Jahrhundert, war der berühmte Pater Cromaziano. Mit seinem eigentlichen Namen hieß er Appiano Buonafede. Die Akademie der Arkadier legte ihm den ersterwähnten Namen bei, den er auf den Titeln seiner meisten Schriften führte; und unter dem er bekannter ist, als unter seinem eigenen. Er war am 4ten Januar 1716 aus einer alten und adelichen Familie in dem sumpftigten Comacchio geboren, und legte einen Beweis ab, daß nicht allemal das Klima merklichen Einfluß auf das Naturel und die Geistesfähigkeiten eines Menschen habe. Schon im 14ten Jahre seines Alters zeigte er sich als eines Günstling der Musen und machte Verse, die kaum von einem reifern Alter zu erwarten waren. Auf Zureden seines Landsmannes, des Celestiner-Abtes Tomasi, trat er in diese Kongregation, in welcher besonders Ga-

liani und Rollo in den mathematischen und andern Wissenschaften sich auszeichneten. Mit dem Beispiele dieser Männer vor Augen, studirte Appian zu Bologna eine gesunde, von der in den Klöstern sonst hergebrachten barbarischen Scholastik befreiten, Philosophie.

Im 24sten Jahr seines Alters hatte er zu Rom seine theologischen Studien geendigt, und wurde sogleich nach Neapel berufen, die Theologie daselbst zu lehren. Hier fieng er an, seine seltenen Talente zu zeigen, und den Grund zu seinem Ruhme zu legen; durch öffentliche Reden und Abhandlungen über geistliche und weltliche Materien, durch Predigten an das Volk, und durch seine bo Elogi poetici e eritici di Oomini saggi (ein starker Oktavband), die mit solchem Beifall aufgenommen wurden, daß in kurzer Zeit acht Ausgaben auf einander folgten. Man bewunderte darinn sowohl die Leichtigkeit der Versifikation, als die freie Manier und die Richtigkeit in der Zeichnung der Charaktere. Der Verfasser war Willens, diese Gallerie fortzusetzen, wurde aber durch andere Beschäftigungen, die ihn beinahe ganz von den Studien abgezogen hätten, daran gehindert. Er ward nemlich erster Sekretair seines Ordens, und hernach Abt eines Klosters in Apulien, dessen Verwaltung ihm Anlaß gab, sich eifrig auf die theoretische und praktische Landwirthschaft zu legen. Auch mit der Medizin gab er sich ab, und ließ ein Sendschreiben an den berühmten Bianchi drucken: Sul vitto Pitagorico annassimenico, welches viel Lob erhielt. — Unge-

fähr in diese Zeit gehört seine lateinische Lobrede auf seinen ehemaligen Kollegen Galiani, der als Erzbischof von Tessalonicha gestorben war.

Cromaziano wurde durch das Studium der griechischen Philosophen veranlaßt, die Irrthümer und falschen Lehrgebäude derselben mit Lucianischer Würze zu geiseln, und in einem Schauspiele (Saggio di Commedie filosofiche) dem Gelächter Preis zu geben. Ueberhaupt konnte er sich nie enthalten, Irrthümer zu belachen und zu bestreiten, wo er sie antraf, oder anzutreffen glaubte; daher rühren unter andern seine 4 Discorsi della maliguità istorica, in welchen er den Fra Paolo Sarpi und dessen Uebersetzer Courager hart mit genommen hat.

Gelehrte Streitigkeiten waren für unsern jetzigen glänzenden und nach Ruhm geitzenden Agatopisto eine Nahrung. Er war aus Apulien erst nach Rimini versetzt worden, wo er als Abt dem Kloster St. Niccolo vorstand; sodann aber erhielt er 1755 das Kloster St. Stefano zu Bologna, und 1758 das Kloster Gio. Batista in eben der Stadt. Hier war um diese Zeit ein viel Aufsehens machender Streit zwischen dem Dominikaner Ansaldi und dem bekannten Franz Maria Zanotti über pädagogisch-philosophische Gegenstände; und unser Held ermangelte nicht, sich darein zu mischen. Er schrieb 1756 einen Sermone apologetico per la gioventu Italiana, und bald hernach zwei Novellen unter dem Titel: Dell' apparizione di alcune ombre, in welchen letztern

er besonders den Kanonikus Guerrieri, der in seiner Diceocrisia den Sermone apologetico schimpflich getadelt hatte, mit Gelehrsamkeit, scherzhafter Laune und Boccazischer Eleganz dem Gelächter und der Verachtung Preis gab. — Der Umgang, den Appian zu Bologna mit den kultivirtesten Köpfen hatte, wirkte aber auch glücklich auf seinen Styl, der zuvor etwas Gezirtes hatte; er wählte eine kräftige, lebhafte und doch leichte Schreibart, welche den Lesern, selbst den strengsten, ungemein gefallen muß. Beispiele derselben findet man in seiner Storia critica e filosofica del Suicidio ragionato 1761 und in seinem 1763 gedruckten Buche: Delle conquiste celebri esaminate col naturale dritto delle genti; zwei Werke, welche auch in Absicht der Behandlung der Materien dem Verfasser Ehre machen.

Diese ernsthaften Gegenstände hatten ihn einige Jahre von den Musen abgeleitet; er brachte es aber sodann reichlich wieder ein und gab bis 15 kleine Gedichte heraus, in welchen Poesie und Philosophie schwesterlich Hand an Hand gehen. Hiernächst unternahm er es mit seltenem Muthe, für so viele von dem berüchtigten Baretti unter dem Namen Scannabue, in seiner Frusta letteraria gemißhandelte, berühmte und achtungswürdige Schriftsteller sich vor den Riß zu stellen, und selbige gegen den hämischen Libellisten zu vertheidigen. Er gab 12 Novellen unter dem Titel: Menippee di Luciano di Firenzuola heraus, und deren jeder

er den unverschämten Mann mit schneidender Laune in seiner ganzen schändlichen Blöße zeigte.

Im weiten Umfange des literarischen Gebietes sahe Appian nur zwei Dinge: Wahrheit und Irrthum. Eine philosophische Geschichte, welche alle Wahrheiten, wie alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, in einer zusammenhängenden Erzählung darstellte, schien ihm ein Werk nicht über seine Kräfte zu seyn. Er unternahm es, und führte es bis zum 15ten Jahrhunderte in 7 Bänden aus, wo die Vortrefflichkeit der Schreibart der Wichtigkeit der Materie nichts nachgiebt, ob er gleich zuweilen mehrerer Stärke halber von den strengen grammatischen Regeln abweicht, und den Leser mit Lucianischem Spott aufheitert. Der Herzog Ferdinand von Parma, welchen das Werk zugeeignet war, berief den Verfasser zu einem Lehrstuhl der Eloquenz und des Iuris publici auf seiner Universität; allein die Liebe zur Unabhängigkeit erlaubte dem Appian nicht, den ehrenvollen Antrag anzunehmen. Doch vermochte sie nicht so viel über ihn, daß er die ersten Stellen seines Ordens ausgeschlagen hätte. Er wurde General-Prokurator desselben, dann oberster Vorsteher, und hernach zum zweitenmal General-Prokurator. Zuletzt wurde er es doch überdrüssig, nur für andere zu leben, resignirte diese letztere Stelle, und erwählte zu seinem Aufenthalt das römische Kloster St. Eusebius, von welchem er durch ein päbstliches Breve zum beständigen Abte ernannt wurde. Hier nahm er nun seine ihm am meisten anliegenden Studien wieder

vor; und die Fortsetzung seiner Geschichte der Philosophie, für das 16te, 17te und 18te Jahrhundert, war die Frucht seiner Muße, und zugleich der interessante Theil des ganzen Werks. Es folgten nun noch einige andere Schriften, in denen der unermüdete Mann hauptsächlich den Pyrrhonismus der Materialisten, die Paradoxen des J. J. Roußeau und andere schädliche Verirrungen der neuen Philosophen bestritt. Diese Schriften waren aber sein Schwanengesang: und für seinen Ruhm war es vielleicht gut, daß er zu schreiben aufhören mußte, denn mit dem Alter nahm seine Hitze mehr zu als ab, und sein Eifer gegen übermüthige, ungläubige Ausländer grenzte schon an unbändige Wuth. Lange plagte ihn die Gicht und am 17ten December 1793 machte die Wassersucht seinem Leben ein Ende.

Der achtzehnte December.

Geb. Johann Salomo Semler.

Professor der Theologie in Halle.

Semler wurde im Jahr 1725 zu Saalfeld in Thüringen geboren, wo sein Vater Archidiakonus war. Sehr jung las er schon einige Bücher des Homers, griechische Scholiasten, und viele Stücke aus Ciceros Reden lernte er auswendig. Seinem Vater mußte er jede Woche Rechenschaft von seinem Studiren geben. Sein älterer Bruder hatte sich mit der herrnhutischen Brüderschaft verbunden, wodurch auch er hineingezogen wurde, aber in der Folge sich glücklich wieder heraushalf, und dabei manche nützliche Beobachtung und Menschenkenntniß einsammeln konnte.

Im Jahr 1744 gieng er auf die Akademie nach Halle, wo Wolf, Baumgarten, das Waisenhaus und Pädagogium viele Studirende hinzogen. Er wohnte zuerst auf dem Waisenhause, dann aber nahm ihn Baumgarten zu sich, den er Zeitlebens als seinen zweiten Vater verehrte. Er half die Kinder unterrichten, hatte den freien Gebrauch der

Bibliothek und wurde auch zu kleinen Nebenarbeiten von Baumgarten gebraucht. Ehe er 1750 nach Hause gieng, wurde er Magister, disputirte unter Baumgarten über die vornehmsten Lesearten des neuen Testaments, und bekam bald nach seiner Rückkunft einen Ruf nach Koburg als außerordentlicher Professor am Gymnasium, doch ohne Besoldung. Er schrieb daselbst die politische und gelehrte Zeitung, erhielt aber schon im April 1751 einen Ruf nach Altdorf zur Professur der Geschichte und Dichtkunst, an des berühmten Schwarz Stelle, mit dem er in einem lateinischen Briefwechsel gestanden, und der ihn selbst zu seinem Nachfolger empfohlen hatte. Er hatte sein neues Amt kaum ein Jahr verwaltet, so wurde er als Professor der Theologie nach Halle berufen. Anfangs weigerte er sich, die Stelle anzunehmen, weil manche ältere Docenten der hallischen Akademie, die Semlern noch vor 2 Jahren als Studenten gekannt hatten, sich dadurch für beleidigt hielten. Auf Baumgartens Ermunterung reiste er im Oktober 1752 nach Halle, wurde 1757 Direktor des königl. theologischen Seminariums und Ephorus der halberstädtischen Freitische, und starb am 15ten März 1791 in einem Alter von 66 Jahren.

Semlers ausnehmende Verdienste um wahre theologische Gelehrsamkeit überhaupt, und besonders um das Fach der biblischen Kritik, Patristik und Kirchengeschichte, die er mit einem andern Geist, als vor ihm gewöhnlich gewesen war, beleuchtet und durchgeforscht hatte, sind schon von seinen Zeitgenossen allgemein anerkannt worden, und werden es auch bei

der Nachwelt bleiben. Er hatte bei seinem langen fortgesetzten Studium der ältesten christlichen Kirchenväter und Geschichtschreiber von Jahrhundert zu Jahrhundert Entdeckungen gemacht, welche andern, die vor ihm dasselbe Feld der Geschichte bearbeitet hatten, entgangen waren, und er besaß Freimüthigkeit genug, sie öffentlich bekannt zu machen. Das mußte dann freilich auch andere Ideen über manche kirchliche Dogmen, die ihren Ursprung in jenen Zeiten genommen hatten, bei ihm hervorbringen. Und da er auch die nicht verhehlte, sondern mit einem freien Urtheil nach dem andern über theologische Lehrmeinungen, deren Entstehung und schwache Beweisgründe, worauf man sie so lange gestützt hatte, in seinen Schriften hervortrat, so war es nicht zu verwundern, daß die theologische Welt durch ihn in Gährung gebracht wurde.

Seine Schriften, überhaupt betrachtet, sind sehr reich an vortrefflichen Materialien, die sie dem Verstande zur Beurtheilung und Verarbeitung darbieten; wer sie sichten kann, hat eine unerschöpfliche Fundgrube an ihnen. Aber es fehlt ihnen an Präcision und scharfen Umriß; man sieht oft nicht, warum er gerade so viel, und nicht weniger oder mehr sagte; die Unordnung in derselben macht lästige Wiederholungen nöthig; die Menge der Kenntnisse verleitet ihren Verfasser oft zu Episoden, und mit zunehmenden Jahren sogar zu einer gewissen Schwatzhaftigkeit, so daß nur derjenige, der einen vorzüglichen Eifer für die hier vorgetragenen Dinge und schon voraus eine günstige Meinung von dem Verfasser hat, ihren ganzen Werth einsehen und schätzen kann.

Als

Als Docent wirkte Semler, ungeachtet eines nicht gefeilten Vortrags, sehr viel auf seine Zuhörer, theils durch die kritische und prüfende Methode, zu welcher er sie anführte, theils durch die Herzlichkeit, mit welcher er ihnen eine moralische Denkungsart als den obersten Endzweck aller Religion an das Herz legte. Er besaß das Zutrauen der Jünglinge, und legte durch seine gerade Handlungsweise und durch die Achtung, in welcher er allgemein stand, in seinen Prorektoraten sehr bedenkliche Unruhen zum Wohl der Universität in der Stille bei. Sein Antheil, den er überhaupt an allen Studirenden nahm, sein Zureden, Ermahnen und Zweifellösen bewies, daß er sie, wie er sie auch oft nannte, als anvertraute Söhne ansah, und sich selbst als ihren besorgten Vater. Durch seine zärtliche Sorgfalt hat er viele gebessert und vor dem Verderben bewahrt; andern, besonders jungen Theologen, ihre Gewissensängstlichkeit benommen und sie getröstet.

Semler war nie ein Mann von unternehmendem Geist und Muth; vielmehr immer geneigt zum Nachgeben und Schonen, wo er menschliche Verirrungen und Thorheiten wahrnahm. Die freien Urtheile, die er über das kirchliche Lehrsystem, und überhaupt alle gesellschaftlichen Religionsordnungen, als akademischer Lehrer und als Schriftsteller, fällte und ausbreitete, hielt er selbst nicht für so gewagt, als sie den meisten vorkamen; er wünschte sie auch nie so geltend zu machen, daß dadurch eine Umformung des äußerlichen Religionswesens bewirkt oder vorbereitet würde. Würde man ihm viele Gedanken, die er selbst am

häufigsten und mit voller Ueberzeugung vorgebracht hatte, in ein Bekenntniß zusammen gestellt, und zur bindenden Unterschrift für sich und seine Schüler vorgelegt haben, so würde er sie höchst wahrscheinlich in dieser Gestalt und zu einer solchen Bestimmung verworfen haben, ohne doch auch darinn mit sich selbst uneinig zu werden. Alles Aufdringen, alles Anwerben und Proselytenmachen war ihm zuwider; allen Streit und Zwiespalt, der in Trennung ausbrechen, und Sektirerei, Verketzerung, Nachbeten, Einschränkung des eigenen freien Forschens und Urtheilens, Nachtheil für die Wissenschaften wirken konnte. Zu schwach auf der einen Seite, durch Temperament und Erziehung, auf der andern zu gut und menschenfreundlich von Charakter, zu gelehrt und zu warm für Gelehrsamkeit eingenommen, war er unaufgelegt, jemals das Werk einer öffentlichen Religionsveränderung selbst zu beginnen oder zu unterstützen. Und für ein solches Werk hielt er, betrogen durch seine im Alter zunehmende Schüchternheit, jenes Andringen, Pochen und Lermschlagen, welches sich einige, sonst in ihren Aeusserungen nicht weit von seiner Herzensmeinung abweichende, Schriftsteller erlaubten. Er kämpfte gegen sie, und schien also mit der einen Hand wieder etwas von dem wegzunehmen, was er zuvor mit der andern zu liberal gegeben hatte. Hieraus entstand zuletzt von Seiten derer, die am meisten wider ihn eingenommen gewesen waren, beinahe eine allgemeine Zufriedenheit mit ihm, und man berief sich zum Theil auf die Rechtgläubigkeit seiner neuesten Schriften, eben so stark, als man gegen die Irrgläubigkeit der ältern deklamirt hatte.

Eine Geradheit, eine edle freimüthige Offenherzigkeit, die nicht fähig war zu heucheln, war das Herrschende in Semlers Charakter; er nannte sich daher selbst am liebsten den ehrlichen Semler, und gefiel sich im Bewusstseyn dieser Redlichkeit am meisten. Es verband sich damit bei ihm eine Güte des Herzens, und ein sanftes menschenfreundliches Wohlwollen, das sich im Umgange gegen jedermann äußerte, Dürftigen mit der uneigennützigsten Geschäftigkeit beistand, und sich selbst über Gegner und Beleidiger ausbreitete.

Bei seinen großen Verdiensten um wahre Gelehrsamkeit war es allerdings zu bedauern, daß er sich in den letzten Jahren seines Lebens mit der Rosenkreuzerei und Goldmacherkunst beschäftigte. Die Sache gieng so weit, daß, da er am Ende selbst augenscheinlich überführt wurde, daß man ihn betrogen, er doch nicht von seinen Ueberzeugungen abgehen wollte, sondern fest darauf bestand, daß nach seiner Vorstellungsart wirklich Gold erzeugt werden könnte. Dergleichen Schwachheiten kann ein Mann von gewissen Jahren, als Semler hatte, nicht so leicht ohne große Ueberwindung ablegen, und wir haben Beispiele in den ältern und neuern Zeiten, daß gerade die größten Männer dergleichen Schwachheiten am oftesten sind unterworfen gewesen.

Der neunzehnte December.

Gest. Siegmund Streit.

Kaufmann in Venedig.

Durch Regsamkeit und Fleiß erwarb sich Streit ein sehr ansehnliches Vermögen, und — machte davon den edelsten Gebrauch. Er ist vielleicht in Deutschland im 18. Jahrhundert der Urheber einer der ansehnlichsten Donationen und Stiftungen, und sein Name verdient um so höher geachtet zu werden, je seltener Beispiele der Art, besonders in unserm egoistischen Zeitalter, angetroffen werden.

Der Vater dieses braven Mannes war ein Hufschmidt und Bierbrauer in Berlin, wo ihm dieser Sohn im Jahr 1687 geboren wurde. Da er einiges Vermögen besaß, so beschloß er seinen Siegmund studiren zu lassen. In dieser Absicht ließ er ihn die Schule zum grauen Kloster besuchen, wo dieser aber so wenig bedeutende Fortschritte machte, daß er sich nach dem frühen Tode seines Vaters entschloß, seine anfängliche Bestimmung zu ändern und sich der Handlung zu widmen. Harthörigkeit und überhaupt ein kränklicher Körper machten ihn oft so niedergeschlagen, daß er fürchtete, er werde vielleicht zuletzt als Bettler die Welt durchstreichen müssen, und selbst dazu kaum genug körperliche Kräfte besitzen. Indeß bot er alles auf, um wenigstens zu thun, was er vermochte. In dieser Absicht gieng er im Jahr 1701 zu einem Verwandten nach Altona, um sich im Schreiben, Rechnen und Buchhalten zu

üben, trat daselbst 1704 als Lehrling in das Expeditions-gewerbe eines Kaufmanns, gieng nach vollendeten Lehrjahren zu Fuß erst nach Leipzig, und hierauf nach Venedig, wo er im Jahr 1709 ankam, und einige Jahre lang Kaufmannsdiener in einem Komptoir war.

Als er das 28ste Jahr angetreten hatte, fieng er mit den wenigen 100 Thalern, aus denen sein ganzes Vermögen bestand, einen eigenen Handel an. Er arbeitete beständig, lebte äußerst mäßig, und erwarb sich durch seine ungemeine Genauigkeit in Geschäften Zutrauen und Achtung. Der Ruhm eines ehrlichen Mannes, den ihm selbst der Neid nicht absprechen konnte, gieng ihm über alles. Dabei bewahrte er beständig einen sehr religiösen Sinn, und betrachtete sich stets abhängig vielmehr von dem Urtheil des Unsichtbaren als von dem Urtheil des Menschen.

Da er unverheurathet war, und unter seinen Anverwandten keinen fand, der Verstand und Lust hatte, die Familie durch Fleiß und Arbeit empor zu bringen, und also Unterstützung verdiente, so beschloß er sein durch Erwerbfleiß und Redlichkeit sehr beträchtlich vermehrtes Vermögen zu frommen Stiftungen zu verwenden. Eine Zeitlang schwankte er: wie wohl nach seinem Tode mehrere recht beträchtliche Summen am besten verwendet werden möchten? Die Schulanstalt, auf welche er in Berlin erzogen war, hielt seine Aufmerksamkeit am längsten fest, und er wurde wirklich der zweite Stifter derselben. Im Jahr 1752 fieng er damit an, daß er den Witwen und Waisen der Lehrer des Gymnasiums zum grauen Kloster 3000 Thaler, und den Lehrern und Schülern 10,000 Thaler schenkte, welcher Kapitalien Zinsen sie nach seinem Tode zu genießen anfangen sollten. Dann errichtete er

1760 seine Hauptstiftung, denn er schenkte dem Gymnasium wieder 50,000 Thaler, mit der Verordnung, daß diese Summe nach seinem Tode durch die Zinsen bis auf 125,000 Thaler vergrößert, davon 16,000 zu neuen Gebäuden, Büchern, Instrumenten rc. angewendet, von den Zinsen der übrig bleibenden Summe aber der Gehalt der Lehrer des grauen Klosters verbessert, Freitische und Stipendien für junge Studirende bestritten, und noch andere Absichten ausgeführt werden sollten. Er behielt sich auf seine Lebenszeit die Zinsen von allen genannten Summen vor, ließ sich aber dieselben nie nach Italien schicken, sondern schenkte sie nach und nach dem Gymnasium. Alle seine Plane wurden glücklich ausgeführt, und schon vor einigen Jahren beliefen sich die Kapitalien, durch die Zinsen bis nahe an 200,000 Thaler.

Noch war Streits Eifer für öffentliche und besonders religiöse Anstalten nicht erschöpft. Auch die christlichen Gemeinden außer Europa, und die Missionen zur Verbreitung der christlichen Religionen unter fremden Völkern lagen ihm am Herzen. Er legirte im Jahr 1753 den pensylvanischen evangelisch-lutherischen Gemeinen 15,000 Gulden, und ein Jahr später eine gleiche Summe für die evangelische Mission zu Madras und Cudelur in Ostindien.

So bedeutend diese Summen sind, so ist es doch wahrscheinlich, daß er noch andere Vermächtnisse gemacht, von denen nichts näheres bestimmt ist. Er wünschte nicht einmal, daß bei seinem Leben von dem, was er in Deutschland gethan, die Rede seyn möchte. Zum Theil fürchtete er, man werde es ihm an dem Ort, wo er sein ganzes

Vermögen erworben, verübeln, wenn er bei weitem den größern Theil desselben im Auslande an evangelische Stiftungen wendete. Selbst seine evangelischen Mitchristen zu Venedig konnten darunter leiden. Auch liebte er Venedig selbst nicht wenig, und ließ unter andern einige Lobreden auf diese Republik ausarbeiten, mit der Verordnung, daß sie jährlich in dem Berliner Gymnasium von einem der Schüler gehalten werden sollten. — Seit dem Jahre 1750 hatte er seine eigentlichen Handelsgeschäfte niedergelegt, blieb aber doch noch in enger Verbindung mit einem der ersten Handelshäuser in Venedig. Seinen Aufenthalt theilte er zwischen dieser Stadt und Padua, weil er den letzten Ort als heilsamer für seine Gesundheit kennen gelernt hatte. Daher lebte er auch seit 1754 ganz in Padua, und genoß mit der Zunahme an Jahren eines dauerhaften körperlichen Wohlseyns, als im jugendlichen und männlichen Alter. Endlich verlohr er das Gehör fast gänzlich, weit später das Gesicht, und, 1775, in der Nacht vom 19ten auf den 20sten Dec. verschied er zu Padua, in einem Alter von fast 89 Jahren.

Streit war ein Mann von gesundem und richtigem Verstande, und von einem Herzen, das für alles Gute und Nützliche laut schlug. Er war ein Patriot, ohne Engherzigkeit. Er ehrte die Republik, in der er sein Glück gemacht hatte; er hieng aber auch zugleich an seinem Vaterlande, und hätte gern seine Wohlthätigkeit noch viel weiter ausgedehnt. „Ich möchte ein Millionair seyn, schrieb er einmal, um in vielen Städten und Dörfern meines Vaterlandes etwas nützliches zu stiften, auch verarmten Familien, alten Männern und Frauen, die sich nicht mehr selbst helfen könnten, beizustehen,

und armen Studenten, die mit guten Hoffnungen von der Universität zurück kämen, zum Privatstudium oder zu nützlichen Reisen etwas anweisen zu lassen, damit in ihnen wahre Stützen für die evangelische Kirche erzogen werden.“ Er war ein wahrhaft frommer Mann, dem in seiner Jugend erlernten System seiner Kirche unermüdet getreu. Er verband daher mit seinen Berufsgeschäften auch immer gewisse Uebungen der Andacht, und eine strenge christliche Disciplin. Mehrere Jahre hatte er einen Kandidaten der Theologie bei sich, mit welchem er sich viel über Religionsmaterien unterhielt, und der seinen häuslichen Gottesdienst leitete. Er war aber deshalb nicht intolerant. Seine Domestiken waren sämmtlich katholischer Religion, und der Unterschied des Bekenntnisses hatte auf seine geselligen Tugenden nicht den geringsten Einfluß.

„Da die Regierungen der europäischen Staaten kein Geld für Schulen übrig haben — sagt Büsching, Streits Biograph — so ist es sehr erfreulich, wenn begüterte Privatpersonen denselben aufhelfen, und dadurch Wohlthäter des menschlichen Geschlechts werden. Gottlob, daß es doch von Zeit zu Zeit auch hin und wieder solche wohlthätige Personen giebt!“

Der zwanzigste December.

Geb. Wilhelm Ludwig Weckhrlin.

Ein Journalist.

Eine ausgezeichnete, stark markirte Physiognomie in der Gallerie unserer neuern Literatur; ein Sterblicher, in den die Natur Kräfte und Eigenheiten legte, womit ein geistiger Haushalter die dreifache Wirkung hätte hervorbringen können; der Unglücklichen einer, die das Glück nicht ertragen konnten; die kein Sokrates im Gleise des bürgerlichen Lebens zu erhalten vermöchte, die Stürme und Nacht haben wollen, um das Beste hervorzubringen, dessen sie fähig sind.

Weckhrlin war 1743 zu Ober-Eßlingen, einem Dorfe im Würtembergischen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Dieser übernahm größtentheils die Erziehung seines Sohnes, und nur ein paar Jahre brachte derselbe auf dem Gymnasium in Stuttgardt zu. Er ward nach der Universität Tübingen geschickt, um daselbst die Rechte zu studiren; hielt aber nicht lange aus, und gieng als Hofmeister

nach Strasburg, und war da nach Paris, wo er — seiner Aussage nach, etliche Jahre verweilte, und sich zu jedem Dienst und Broderwerb erhob und herabließ. Hier faßte er seine hervorstechende Liebe zur französischen Literatur; hier empfieng sein Geist jenen überwiegenden Hang zum Voltairisiren, Linquetisiren; zum Witz und zur Persiflage, die nachher alles, was er dachte und schrieb, auszeichneten.

Entweder Mangel an hinlänglichem Unterhalt in einem fremden Lande, oder ein Zug nach dem Vaterlande, oder Begierde, die Schätze leuchten zu lassen, die er sich in Frankreich erworben, trieb ihn nach Wien, wo er die Schriftstelleret begann, Zeitungen, Gelegenheits-Verse, Pro- und Epilogen, Liebesbriefe rc. schrieb, in Sprachen Unterricht gab, und — nach seiner eigenen Aeußerung, die angenehmsten Tage verlebte. Er konnte aber sein Glück nicht lange ertragen, schrieb die berüchtigten Denkwürdigkeiten von Wien, kam dafür auf ein halbes Jahr in Arrest und mußte weiter wandern. Da er in Regensburg, wo er sich niederzulassen gedachte, seine Rechnung nicht fand, so wanderte er nach Augsburg, und fand hier viele Freunde. Er war nemlich ein geistvoller Gesellschafter und hinreißender Erzähler, und besaß eine gewisse Geschmeidigkeit, die ihn jedem Cirkel angenehm machte. Allein sein böser Genius ließ ihm selten lange Ruhe. Ein Pasquill auf eine Person, der er auffallende Verbindlichkeiten hatte, beschleunigte seinen Abzug. Rachelustig gieng er nach Nördlingen, wo er auch gut aufgenommen wurde, aber nichts dringender

hatte, als seinen ganzen Zorn gegen Augsburg in der Schmähschrift Anselmus Rabiosus auszuschütten. Sie wurde dreimal aufgelegt, und machte eine Zeitlang großes Aufsehen.

In Nördlingen fieng Weckhrlin nun an, eine Zeitung unter dem Titel Felleisen zu schreiben. Bald aber entzweyte er sich mit seinem Verleger, und als die Nördlinger sich ihres Mitbürgers annahmen, verdarben sie es bei Weckhrlin damit so, daß er in Spott und Schmähungen weder Maß noch Ziel hielt. Er bekam das Consilium abeundi, und zog sich nach Baldingen, einem wallersteinischen Dorfe unweit Nördlingen zurück, wo nun dieser excentrische Kopf, von aller Welt zurückgezogen, und der Stürme des Lebens überdrüssig, lange Zeit stille und sich selbst genug lebte. Seine Unterhaltung waren — Bücher und die Feder; sein Lebensgenuß — die schöne Natur; sein Umgang — er selbst und einige gutherzige Landleute. Er fieng um diese Zeit seine Chronologen (12 Bände 1779 — 1783) an, wodurch Deutschland zuerst auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Witz, Laune, Bekanntschaft mit der französischen Literatur, Freimüthigkeit, die oft in Muthwillen ausartete, verschafften dieser periodischen Schrift viele Leser in allen Gegenden. Von 1784 — 1787 hieß sein Journal das graue Ungeheuer (12 Bände); 1789 hyperboräische Briefe (7 Bändchen) und 1791 Paragraphen (3 Bändchen); es verlor allmählich Interesse und Leser, denn man fand nun häufig Wiederholungen, matte Stücke, und

sein geistiges Zeugungsvermögen schien erschöpft zu seyn.

Mitten unter diesen bessern Beschäftigungen konnte Weckhrlin die Schande nicht vergessen, die ihm Nördlingen durch seine Verweisung angethan. Im Jahr 1783 heckte daher seine Rache eine Invektive gegen den Nördlinger Magistrat aus, welche zu Strasburg gedruckt, und in einzelnen Paketen mit der Post an die Bürgerschaft versandt wurde. Die Art des Angriffs forderte den Magistrat zur Ahndung auf; denn die Bürgerschaft wurde in der Schrift fast wörtlich zur Empörung aufgefordert. Der Rath ließ daher die Schmähschrift öffentlich verbrennen, und den Fürsten von Wallerstein bitten, den Verfasser deshalb in Untersuchung zu nehmen. Zum Schein ward Weckhrlin nach dem Schlosse Hochhaus gebracht, um da, wie es hieß, für seine Sünden zu büßen. Allein er wurde im Grunde nicht als Gefangener, sondern als Gast behandelt.

Nachdem er in Hochhaus vier Jahre ruhig verlebt hatte, gieng er 1792 nach Anspach, um eine Zeitung zu schreiben. Erst machte er eine Reise nach Strasburg und Paris, um Korrespondenten zu suchen, und fieng nach langem Zaudern die Zeitung unter dem Titel: Anspachische Blätter an. Er vermehrte dadurch die Zahl seiner Feinde, wurde wegen angeblicher Korrespondenz mit Jakobinern arretirt, unschuldig befunden, sagte seinem Publikum auf, und starb am 24sten Nov. 1792 — aus Verdruß, den ihm sein Arrest und die Zeitung zugezogen.

Weckhrlin hatte nicht studirt, wirkte aber demohngeachtet mit seinen Schriften weit mehr auf das Publikum, als hundert gelehrte Kompendienschreiber — denn er besaß mannigfaltige Kenntnisse, Kühnheit, und eine gefällige, oft hinreissende Darstellungsgabe. Unter allen Schriftstellern liebte er den Montesquieu am meisten, dessen Esprit des loix nie von seinem Pulte kam. Seine Vorliebe zur französischen Literatur hatte auch auf seinen deutschen Styl einen unverkennbaren Einfluß, und machte, daß er von Gallicismen voll war. Seine Chronologen und die Fortsetzungen derselben werden übrigens von Freunden der Freimüthigkeit und einer leichten geistreichen Unterhaltung noch lange gelesen werden, und verdienten es gewiß, von einem Manne von Geschmack kritisch durchlaufen, von den Schlacken des Tages befreit, und ein paar Bändchen für die Nachwelt gesammelt zu werden.

Auf eine sonderbare Weise durchkreuzten sich in seinem sittlichen Charakter gute und böse Eigenschaften. Er war wohlthätig gegen Dürftige, vertraulich mit Niedern, zuvorkommend gegen Fremde, und im höchsten Grade freigebig. Hingegen besaß er auch die reizbarste Empfindlichkeit und eine Rachsucht ohne Grenzen. Der Geistlichkeit hatte er einen unversöhnlichen Haß geschworen. Seinem Witze huldigte er unbedingt und selbst auf Kosten seiner Freunde. Wenn seine Laune erwachte und ein Gegenstand des Spottes sich darbot, dann galt ihm Freund und Feind gleich. Andere zum Zorn zu reizen und von ihnen angegriffen zu werden,

machte ihm Freude, und als ein schweizerischer Kanton seine Chronologen wollte verbrennen lassen, schickte er ihnen noch seinen Schattenriß zu dieser Feierlichkeit. Als theoretischer Anhänger Epikurs verleugnete er auch in seinem praktischen Leben nicht, daß ihm das sinnliche Vergnügen die Regel seines Thuns sey. Wollust und Wein waren die Götzen, denen er in frühern Jahren zu freigebig geopfert hatte. Als er seine Gesundheit dadurch zu Grunde gerichtet hatte, wurde er mäßiger. Nur von Zeit zu Zeit konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, zu große Becher zu leeren, die ihn dann gewöhnlich in eine Pfütze oder Graben warfen, woraus ihn seine Magd mit Mühe zog, und nach Hause brachte.

Der ein und zwanzigste December.

Geb. Ludwig Heinrich Christoph Hölty.

Dichter.

Eine Blume, die zu früh verblühte! Stete Kränklichkeit und ein früher Tod hemmte den Flug des talentvollen Jünglings, der sonst gewiß geworden wäre, was er sich zu werden vornahm — ein klassischer Dichter.

Hölty ward 1748 zu Mariensee im Hannöverischen, wo sein Vater Prediger war, geboren. In seiner Kindheit war er zum Bewundern schön, bis ins 9te Jahr, da ihn die Blattern entstellten. Er war in Gefahr das Gesicht zu verlieren, und verlohr wirklich seine natürliche Munterkeit — aber nicht die Wißbegierde, die ihn schon früher ausgezeichnet hatte; denn sobald er nur schreiben konnte, schrieb er alles auf, was er Merkwürdiges gehört hatte. Sein Vater, der in Sprachen und Wissenschaften sehr geübt, auch der Dichtkunst nicht abgeneigt war, unterwieß ihn, außer der deutschen, in der hebräischen, griechischen, lateinischen und französischen Sprache, in der Geographie, Geschichte, und was sonst auf Schulen gelehrt wird. Sein Fleiß gieng so weit, daß er des

Nachts heimlich aufblieb. Der Vater untersagte es ihm, und die Mutter verschloß Licht und Lampen sorgfältig vor ihm. Dennoch wußte er sich mit Oel zu versorgen, und Lampen höhlte er sich von Ruben aus. Bei diesem Fleiße war er weder mürrisch noch stolz, sondern heiter, sanft, gefällig, die Freude seiner Familie. Der sanfte häusliche Umgang, die heitere Stille des Landlebens, und sein lebhaftes Gefühl für die Reitze der Natur sicherten ihn gegen alle Nachtheile der Lesesucht. Schon als Knabe liebte er schauerliche Einsamkeit und Stille, gieng oft mit einem Buche in ein dunkles Gehölz, wo er sich laut vorlas, oder besuchte des Abends den Gottesacker.

Im eilften Jahre fieng er an, Verse zu machen, und setzte es von dieser Zeit an, fleißig fort. Selbst in der Kirche fielen ihm Reime ein, und wenn er kein Papier bei sich hatte, so schrieb er sie an die Wand. In einem Alter von 16 Jahren schickte ihn sein Vater auf die Schule zu Zelle, von wo er nach 3 Jahren zu seinen Aeltern zurück kehrte, und 1769, um Theologie zu studiren, die Universität zu Halle und darauf zu Göttingen bezog. Hier hörte er mit Fleiß die gewöhnlichen theologischen Vorlesungen und las daneben die besten Schriften der Alten und Neuen mit einem solchen Eifer, daß er sein Studirzimmer oder die Bibliotheken nur selten verließ, Tag und Nacht über den Büchern lag, und dabei Schlaf und Umgang und Vergnügen vergaß. Sein poetischer Genius vereinigte ihn mit einem Chor junger Dichter, der aus Bürger,

Miller,

Miller, Voß, Boie, Hahn, Leisewitz, Stolberg ꝛc. bestand. Er erwarb sich durch seine Kenntnisse, Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit die Achtung und Freundschaft dieser Lieblinge der Musen, und seine dichterischen Talente bildeten sich immer mehr aus. Um noch länger in diesem schönen Cirkel zu verweilen, gab er für Geld Unterricht im Englischen und Griechischen, und unternahm einige Uebersetzungen aus der erstern Sprache. Zuerst ward 1775 seine abgekürzte Uebersetzung von dem Kenner, einer englischen Wochenschrift gedruckt, dann folgten Hurd's moralische und politische Dialogen und 1776 der erste Theil von den Werken des Grafen Shaftesbury.

Kränklich und mit der Schwindsucht behaftet, hatte Hölty 1774 Göttingen verlassen. Er siechte einige Jahre und starb am 1sten September 1776 zu Hannover, wohin er sich begeben hatte um nach den Vorschriften des berühmten Arztes Zimmermann eine Kur zu gebrauchen.

Hölty hatte im Aeußerlichen nichts Empfehlendes; sein Körper war gekrümmt, unbehülflich und schwer, sein Gesicht blaß, sein Blick matt und schüchtern: wer ihn nicht kannte, hielt ihn für dumm. Er verschloß seine Empfindungen gern in sich selbst und ward auch im Kreise seiner Freunde nur selten gesprächig: wiewohl er ihre Unterredungen zuweilen durch einen witzigen Einfall unterbrach. Sein Herz war voll Güte, Mitleid und Freundschaft; am Glück und Unglück anderer Menschen nahm er warmen Antheil und pflegte vor Unwillen in Hitze zu gera-

then, wenn er von Unterdrückung, Arglist und Tücke hörte. Er war so dienstfertig und gefällig, daß er seinen Freunden keine Bitte abschlagen konnte. Mit sorgfältiger Auswahl haben Voß und F. L. Graf zu Stolberg den poetischen Nachlaß ihres Freundes der Nachwelt übergeben. Die meisten von seinen Gedichten gehören zu der lyrischen Gattung: es sind Oden, Lieder, Elegien und Balladen; in allen ist viel glückliche Mahlerei und sanfte Empfindung; die Sprachr rein, stark und zierlich: aber der Umkreis seiner Gedanken ist sehr beschränkt. Da ihm die Darstellung sanfter, schwermüthiger Empfindungen, wozu sein Geist einen natürlichen Hang hatte, am besten gelang; so würde er es bei einem längern Leben wahrscheinlich in der Elegie weit gebracht haben.

Der zwei und zwanzigste December.

Geb. Ludwig, Graf von Saint-Germain.

Französischer Kriegsminister.

Den Grafen St. Germain muß die Geschichte als einen sonderbaren und außerordentlichen Mann aufstellen, der seinen Ruf seinen üblen wie seinen günstigen Schicksalen zu danken hat. Er wurde im Jahr 1708 zu Lons-le Saunier in der Franche Comte geboren. Seine Familie war zwar von Adel und alt, aber sehr arm und gar nicht berühmt. Er studirte bei den Jesuiten, legte auch die Ordenskleidung an; allein noch als 17jähriger Jüngling flüchtete er sich aus dem Kloster, und wurde entweder Dragoner, oder diente blos als Freiwilliger unter einem Dragoner-Regiment. Bald verschaffte ihm aber sein Vater eine Lieutenants Stelle unter dem Bataillon der Miliz von Franche Comte, das er kommandirte; und nach und nach erhielt er eine Kompagnie. Doch schon 1754 mußte er sich nach Deutschland flüchten, um der Justiz zu entgehen, die er wegen eines Duells zu fürchten hatte, in

welchem sein Gegner geblieben war. Der französische Gesandte zu Mannheim verschaffte ihm eine Stelle unter den churpfälzischen Truppen. Aus diesen trat er noch in eben demselben Jahre in kaiserliche.

Bei Gelegenheit des Krieges, der seit 1733 am Oberrheine ausgebrochen, lernte ihn ein Neveu des Prinzen Eugen zu Mannheim kennen; durch den Neuven wurde er dem Oheim, dem Prinzen Eugen selbst bekannt, und dieser, der seine Talente bald entdeckte, ertheilte ihm eine Kompagnie unter seinem Regiment, und gab ihn seinem Neveu zu als Freund und Gouverneur. In Ungarn zeichnete er sich im Kriege gegen die Türken aus; als aber 1740 der Krieg wider Frankreich ausbrach, konnte er sich nicht entschließen, wider sein Vaterland zu dienen, selbst Maria Theresia konnte diese Gewissenhaftigkeit nicht mißbilligen, er erhielt einen rühmlichen Abschied, und trat nun als Obrister und Kammerherr in die Dienste des Churfürsten von Baiern oder Kaiser Karl VII, wo er nach und nach zum Generalmajor, Feldmarschall-Lieutenant und General der Kavallerie emporstieg.

Nach Karls Tode im Anfange des Jahrs 1745 beschloß der Graf in preußische Dienste zu treten. König Friedrich der Große, der ihn schon kannte, nahm ihn auch mit Freuden auf, und verwilligte ihm alles, was er verlangte; eine einzige Unterredung aber, die St. Germain mit dem alten Fürsten von Dessau hatte, zernichtete wieder alles. Der alte Fürst Leopold erzählte ihm, wie die preussischen Truppen gehalten würden. Dessen

entsetzte sich der Graf so sehr, daß ihn seine eingegangenen Verbindlichkeiten reuten, daß er noch an eben demselben Tage sich flüchtete und hinwegeilte, ohne zu wissen wohin und was er denn nun werden sollte. Von Frankfurt am Main aus schrieb er an den Marschall von Sachsen, der damals die französische Armee in den Niederlanden kommandirte, und den er in Baiern kennen gelernt hatte. Dieser bot ihm Dienst und Belohnung an, wie er's nur immer wünschen konnte; weil ihm aber d'Argenson den Grad eines General-Lieutenants nicht zugestehen wollte, und er so unter manchem stehen mußte, dem er zu befehlen vielleicht fähig gewesen wäre, so war er immer unzufrieden; gleichwohl zeichnete er sich in Flandern so aus, daß er durch des Marschalls von Sachsen Protektion das Kommandement über Unterelsaß erhielt, und sich nun zu Landau fixirte.

Im neuen Kriege vom Jahr 1757 sah St. Germain voraus, daß der Operationsplan, der übel angelegt war, scheitern würde; dadurch, und durch die Kausticität seines Charakters, der Generale und Ministers nicht ungetadelt lassen konnte, machte er sich Feinde und mußte Frankreich von neuem verlassen. Er gieng nach Aachen, und kam hierauf in dänische Dienste, ward auch dieser gar bald wieder überdrüßig, retirirte sich nach Hamburg, und baute da in der Stille seinen Garten. Ein Bankerot beraubte ihn seines ganzen Vermögens; er ertrug sein Unglück stoisch; die Offiziers der deutschen Regimenter schossen eine jährliche Pension von 16,000 Franken für ihn zusammen. Der Kriegs-

minister verbot es ausdrücklich; aber sie waren entschlossen, den rühmlichen Ungehorsam zu wagen. Endlich zwang das allgemeine Geschrei den Minister dem König es vorzutragen, diesen alten unglücklichen Offizier eine Pension von 10,000 Livres zu verwilligen. . .

Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI, wurde St. Germain aus seiner Einsamkeit hervorgezogen, um an die Spitze des Kriegs-Departements gestellt zu werden. Er pflanzte eben seine Gemüse in einem schlechten Ueberrocke, mit einer rothwollenen Mütze, wie sie die Bauern tragen, als ihm das Schreiben des Monarchen, worinn er ihm die Kriegsministersstelle übertrug, eingeliefert wurde. Er trat sein neues Amt im Oktober 1775 mit einer Reputation an, die sich auf eine 49jährige Erprobung seiner Dienste und seiner Talente gründete. Die Soldaten sahen ihn als ihren Schutzengel an, und versprachen sich alles von ihm, was Einsicht und Erfahrung würden leisten können. Aber bald genug zeigte es sich, daß man sich in ihm geirret hatte.

Keinen einzigen Gegenstand sah St. Germain mit kaltem Blute an, und Beobachtungsgaben war nicht seine vorzüglichste Eigenschaft. Auf alles trug er Empfindung über; alles wurde für ihn Schmerz oder Vergnügen. Ein solcher Charakter ist doch wohl der unpassendste für einen Minister. In dem, was andern Menschen Freude oder Betrübniß macht, war es anders: Was am Hofe Genuß gewährte, war für ihn ein Gegenstand einer bittern Empfin-

dung. Er schaltete und waltete willkührlich mit dem Kredite, den ihm der junge Monarch zugestand, so wie er mit seiner Jugend und mit seiner Unerfahrenheit sein Spiel trieb; ja er mißbrauchte die Hingebung des jungen Königs, um seinen geheimen Leidenschaften und seiner Rachsucht Opfer zu bringen. Seit dem 12ten December 1775 bis zum 18ten Okt. 1777 ließ er den Monarchen 54 Befehle, Reglements und Deklarationen unterzeichnen, die eben sowohl von der völligen Nullität Ludwigs XVI, als von seinem unruhigen und veränderungssüchtigen Gemüth zeugen. Er wollte alles simplificiren und niemand als sich selbst trauen; dadurch wurde seine Verwaltung die kostbarste und unordentlichste, die jemals gewesen. Daß er den Hof nicht kannte, daß er es merken ließ, wie sehr er an seinem Platze hänge, daß er sich durch mächtige Protektionen schrecken ließ — verleitete ihn auch zu vielen falschen Schritten. Er war launisch, hartherzig, hypochondrisch, voll Aerger über sich und andere: legte seine Stelle nicht ohne Beweise von Schwäche nieder, klagte über das Schicksal, seinen Ruhm überlebt zu haben, und starb am 15ten Januar 1778 ruhig und kaltblütig in einem Alter von 70 Jahren.

St. Germain hatte einen fast unerklärlichen Charakter, der ein Gemisch von guten und schlechten Eigenschaften enthielt, die sich einander geradezu widersprechen uud sich gegenseitig aufzuheben schienen. Er zeigte Stärke und Schwäche, Ruhe und Unruhe des Geistes, Vertrauen und Mißtrauen, Selbstsucht und Liebe zum allgemeinen Besten; er war dankbar,

und wieder in hohem Grade undankbar, sanft und wiederum scharf und spitzig, empfindsam und hart, billig und ungerecht, ehrlich und treu, und wieder unzuverläßig trügerisch. Er hatte zwar niemals das Oberkommando über französische Truppen geführt; aber sich stets im zweiten Grade ausgezeichnet. Während des Gefechts war er bei kaltem Blut, ein ruhiger Beobachter, drang mit seinem Blick weit vor, und hatte das Glück stets auf seiner Seite. Seine Dreistigkeit und lebendige Thätigkeit kündigte den geschickten General an. Er durchsah die Plane der Feinde; mit einem einzigen Blick wußte er, was vom Terrain sich für Vortheil für seine Plane ziehen ließ. Er tappte nie unsicher umher, sondern überschaute alles mit dem Blick des Adlers. Er brauchte sehr wenig Zeit um Plane zu entwerfen. Wenn im siebenjährigen Kriege die französischen Truppen nicht durch Friedrich den Großen gänzlich niedergehauen wurden, so hat man es der Einsicht und dem Muthe des Untergenerals St. Germain zu verdanken.

Der drei und zwanzigste December.

Gest. Johann Adolph Hasse.

Oberkapellmeister in Dresden.

Hasse, zu Bergedorf bei Hamburg 1705 geboren, verrieth schon als Knabe, daß ihn die Natur zum Tonkünstler bestimmt habe. Schon im 13ten Jahre sang er auf dem hamburgischen Operntheater, im 17ten kam er als Hof- und Theatersänger nach Braunschweig, und im 18ten komponirte er die Oper Antiogenus, die bei der Aufführung lauten Beifall erhielt. Bisher hatte er sich bloß seinem Genie überlassen, jetzt aber entschloß er sich, in der Schule eines italienischen Kontrapunktisten die Komposition gründlich zu studiren. Der Herzog, in dessen Dienste er stand, gab ihm dazu die Erlaubniß, und so eilte er im Jahr 1724 nach Italien. Er scheint in diesem Lande mehr von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit auf dem Claviere Gebrauch gemacht zu haben, als von seinem Gesange, denn man bewunderte ihn bloß als einen vortrefflichen Clavieristen. Er verlohr indessen sein Ziel nicht aus den Augen, sondern fieng zu Neapel, unter der Leitung des berühmten Porpora

an, die Regeln des Kontrapunkts zu studiren. Bald lernte ihn Scarlatti kennen, gewann ihn lieb, und half ihn treulich in der Ausbildung seiner Talente.

Eine Serenate, die er für einen Bankier komponirte, verrieth zuerst den Italienern den großen Komponisten. Die Serenate wurde bei einem erstaunenden Zuflusse von Menschen aus allen Ständen mit lautem Beifall aufgenommen. Durch diese Arbeit bahnte er sich den Weg zu seinem künftigen Glücke, indem ihm sogleich aufgetragen wurde, eine Oper für das königliche Theater zu komponiren. Durch diese Oper erwarb er sich nicht nur durch ganz Italien den Namen il caro Sossona, sondern sie wurde auch gleichsam die Losung für die ersten Städte dieses Landes, sich um ihn, als Maestro an der Spitze ihrer Opernorchester zu bewerben.

Sein Ruhm verbreitete sich, von Italien aus, auch in Deutschland, und der Dresdner Hof that ihm die glänzendsten Anerbietungen, um ihn an der Spitze seiner Kapelle zu sehen. Er gieng ihm Jahr 1731 als Oberkapellmeister dahin, und schrieb noch in dem nemlichen Jahre die Oper: Cleofida o Alessandro nelle Indie. Sie wurde in wenig Wochen siebenmal aufgeführt, und die größten Sänger und Sängerinnen Italiens sangen darinn. Nach einigen Monaten gieng er wieder nach Italien, und wählte sich abwechselnd die Städte Rom, Neapel, Mailand, und Venedig zu seinem Aufenthalte. Deutschland und Italien buhlten nemlich um seinen Besitz, und mehrere Jahre hinter einander mußte er abwechselnd beiden Ländern seinen Aufenthalt schenken, um beide

zu befriedigen. Auch England suchte sich ihn zuzueignen. Als nemlich zwischen Händel und den Mitgliedern seiner musikalischen Akademie ein Streit ausgebrochen war und die letztern eine eigene Oper errichteten: so ergieng von diesen der Ruf an Hasse, ihrer neu errichteten Oper als Komponist beizutreten, weil sie glaubten, daß nur er Händeln das Gleichgewicht halten könne. Seine erste Frage auf diesen Antrag war: „Ist Händel todt?“ Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Volk, wie die Engländer, Händels große Verdienste verkennen, und die Talente irgend eines andern an seine Seite wünschen könnte. Nach wiederholten Einladungen ließ er sich endlich im Jahr 1738 bewegen, nach London zu gehen, und sein Artaserse fand hier so großen Beifall, daß Händels Theater immer leerer, und zuletzt ganz vergessen wurde.

Indessen kehrte er bald wieder nach Deutschland zurück, und wurde nun immer inniger mit dem königlich-polnischen Hofe in Dresden verbunden. Eine Folge davon war, daß er vom Jahre 1740 an seine Reisen nach Italien gänzlich einstellte, indem er zu Dresden unaufhörliche Beschäftigungen fand.

Im Jahr 1745 genoß Hasse einen Triumph dessen sich nie ein Künstler rühmen konnte. Friedrich der Große hielt mitten in einem glorreichen Feldzuge, nach einer siegreichen Schlacht das Vergnügen: eine Hassische Oper von Hassischen Sängern und dem Hassischen Orchester von Hassen selbst aufgeführt, — bei allen erlangten Lorbeeren und Vortheilen, für einen wünschenswerthen Genuß. So-

bald er am 18ten December nach der Schlacht bei Kesselsdorf, in Dresden eingerückt war, schickte er durch seinen General-Adjutanten Hassen den Befehl zu: „daß am Abende des folgendes Tages, die am 7ten Oktober, als dem Geburtstage des Königs, neu aufgeführte Oper Arminio, mit allen Verzierungen und Ballets, auf dem königlichen großen Theater aufgeführt werden sollte.“ Dieser Befehl wurde auch ungeachtet der allgemeinen Bestürzung, mit dem größten Beifalle des Königs ausgeführt. Hasse mußte noch überdieß, während des neuntägigen Aufenthalts des Königs zu Dresden, jeden Abend der Kammermusik desselben als Akkompagnist auf dem Flügel beiwohnen. Und bei der Abreise des Königs ließ er, außer einem Geschenk von 1000 Thalern für die Kapelle, Hassen insbesondere einen kostbaren Ring überreichen.

In einem Alter von 50 Jahren verlohr Hasse seine schöne Tenorstimme, „und wurde bei höhern Jahren so heiser, daß man Mühe hatte ihn im Reden zu verstehen. Im Jahr 1760 verlohr er zu Dresden, durch das preußische Bombardement dieser Stadt, außer seinen Effekten und einem ansehnlichen Theil seines Vermögens, auch alle seine Bücher und Handschriften, welche er eben zu einer vollständigen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke geordnet hatte. So groß dieser Verlust auf seiner Seite war; eben so groß, ja unersetzlich wird er auf immer für die Tonkunst bleiben.

Als im Jahr 1763 am Dresdner Hofe große Veränderungen und Einziehungen in Ansehung der

Dienerschaft vorgenommen wurden, so wurde auch Hasse in Pension gesetzt. Er verließ jetzt Dresden, für dessen Vergnügen er 25 Jahre lang gearbeitet hatte, auf immer, und begab sich nach Wien. Hier setzte er in den nächsten Jahren noch 6 Opern, theils zum gewöhnlichen Karneval, theils für außerordentliche Hoffeste. Seine letzte Oper war Ruggierd, welche im Jahr 1771 bei Gelegenheit der Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu Mailand aufgeführt wurde. Auch im Greisenalter komponirte er noch für die Kirche mit einem Feuer und einer Grazie, die keine Abnahme der Kräfte zeigten. Seine letzten Jahre verlebte er zu Venedig und endigte hier 1783 seine Tage.

Hasse ist, nach dem Urtheile eines einsichtsvollen Kunstrichters, der natürlichste, einsichtsvollste und eleganteste Komponist, der dabei am meisten geschrieben hat. Gleich Freund der Poesie und der Stimme, zeigt er eben so viel Beurtheilung als Genie, sowohl im Ausdruck der Worte als in Begleitung der lieblichen und zärtlichen Melodien, welche er den Sängern giebt. Er betrachtet beständig die Stimme als den Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit auf der Bühne, und unterdrückt sie niemals durch ein gelehrtes Geschwätz mannigfaltiger Instrumente, oder arbeitenden Begleitungssätze; vielmehr ist er immer darauf bedacht, ihre Wichtigkeit zu erhalten, gleich einem Mahler, der der Hauptfigur in seinem Gemählde das stärkste Licht giebt. Er hat so viel geschrieben, daß er gestand: er würde manches seiner Stücke selbst nicht mehr kennen, wenn es ihm zu

Ohren oder zu Gesichte käme. Nur allein an Opern hat er die von Metastasio alle, den Themistokles ausgenommen, die meisten davon zweimal, einige darunter drei, ja viermal in Musik gesetzt. Außer diesen noch verschiedene von Apostolo Zeno, ohne seine Oratorien und andere Kirchensachen. Diese Menge vortrefflicher melodischer Kompositionen hatten das große Verdienst für die deutschen Komponisten, daß sie ihren bisher rauhen und gothischen Geschmack, der größtentheils in einem, von aller Melodie entblößten, harmonischen Gewebe bestand, umbildete. Sein Ruhm ist auch seinen großen Verdiensten angemessen, und besonders verehren ihn die Italiener noch immer als einen der größten Komponisten.

Hasse war von Person lang, und in seinem Alter mehr als gewöhnlich stark. Er hatte dabei eine angenehme Bildung und aus seinem Betragen leuchtete viel Edelmuth und ein gutes Herz. Seine Gattin, Faustina, war eine der größten Sängerinnen des 18ten Jahrhunderts.

Der vier und zwanzigste December.

Gest. Karl Goldoni.

Theaterdichter.

Einer der fruchtbarsten Theaterdichter, die jemals gelebt haben. Während seines mehr als 70jährigen Lebens hat er 200 Theaterstücke, Trauerspiele, Tragikomödien, vornemlich aber Lustspiele, auch Opern, Operetten und Intermezzo's geliefert. Er fand die Schauspielkunst in seinem Vaterlande auf das tiefste herabgesunken, und versuchte es, dem Geschmack seiner Nation eine bessere Richtung zu geben. Umsonst! die Italiener kehrten, sobald er aufhörte für sie zu schreiben, auf den gewohnten Weg zurück.

Goldoni war im Jahr 1707 zu Venedig geboren, wo sein Vater ein Arzt war. Im Ueberflusse, unter Geräusch und Schauspielen aufgewachsen, lernte er, nach dem Tode seines Großvaters, frühzeitig das Bittere des herunter gekommenen Wohlstandes kennen. Von seiner ersten Jugend an war er ein leidenschaftlicher Liebhaber des Theaters, und fand wenig Gefallen an der Rechtsgelehrsamkeit, welcher er sich anfangs widmete. Sein Vater vermochte ihn dazu, daß er einige

Zeit Medizin studirte, und dabei seine Rathschläge befolgte, aber der Sohn wurde auch dieser Lebensart wieder untreu und hieng seiner Neigung nach. Durch mehrere Jahre war er bald Schreiber bei einem Prokurator, bald Adjunkt und dann Koadjutor bei einem Kriminalkanzler zu Chiozza und Feltre, bald Advokat zu Venedig, bald Gesellschafter des venetianischen Gesandten zu Mailand, bald Gesandtschaft-Sekretair zu Crema, bald Theaterdichter, zu Verona, bald Konsul von der Republik Genua zu Venedig, welche Stelle er verließ um Kantaten und Komödien für den Fürsten von Lobkowitz zu schreiben, bald Advokat zu Pisa, und dann wieder Theaterdichter auf Zeitlebens, wobei er, so wie in den vorigen Stellen, nach und nach Gelegenheit fand, ganz Italien kennen zu lernen. Dieses Herumreisen und Herumwerfen in so verschiedenen Lagen erwarb ihm die ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, die aus seinen Schauspielen hervorblickt.

Vom Jahr 1748 bis 1761 widmete sich Goldoni gänzlich der Verbesserung seiner vaterländischen Bühne, indem die dramatische Kunst Italiens auf die niedrigste Stufe herabgesunken war. Er bemerkte den Verfall dieser Kunst, die er liebte, für die er geboren war, und hatte eine gänzliche Reform beschlossen. Er wollte das Possenspiel von den Theatern Italiens verbannen, die ernsthafte Gattung in Ansehen bringen, und auch dem wirklichen Lustspiel eine anständigere Gestalt geben. Schon damals erwarb er sich kein geringes Verdienst um die italienische Bühne, daß er in seinen jüngern Jahren die

belieb-

beliebtesten Stücke einiger ältern, besonders der tragikomischen Dichter verbesserte und umarbeitete. Seine erste eigene Arbeit war die Dona die Garbo, im Jahr 1746. Schon Hagedorn erkannte den Werth seiner Lustspiele, und charakterisirte denselben in folgendem kleinen Gedichte:

Von vielen, die sich jetzt Thalien zugesellen,
Kennt keiner so, wie er, was bessert und gefällt.
Der Schauplatz und die heut'ge Welt
Sind seiner Fabeln stete Quellen.
Wie lehrreich rühren uns durch ihn
Bettina und ihr Pasqualin *)!
Die Kleinigkeiten selbst, die nur zu spielen scheinen,
Auch die sieht man von ihm empfindlich angebracht;
Und wer nicht beim Goldoni lacht,
Der kann beim Holberg weinen.

Bei großen Talenten, einem seltenen Reichthum der Einbildungskraft, einem feinen Beobachtungsgeist und einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, wurde Goldoni durch die Umstände, unter denen er lebte und schrieb, zurückgehalten, den höchsten Gipfel der Kunst zu ersteigen. Der Zustand des Theaters in Italien, der Geschmack der Nation, die Nothwendigkeit, in welcher sich der Dichter befand, viel und schnell zu arbeiten, der Mangel an vollendeten Mustern, und die daraus entspringende Einseitigkeit in Beurtheilung der Kunst selbst, legte ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

*) In den beiden Lustspielen: La Putta Onorata und La Buona Moglie.

Im Jahr 1761 gieng er nach Paris. Er war dahin berufen, um für das italienische Theater zu arbeiten. Da dieses eingieng, und jetzt nur dem Namen nach noch fortdauerte, gab er den Prinzessinnen — Töchtern Ludwigs XV — Unterricht in der italienischen Sprache, und blieb mit einer jährlichen Pension von 4000 Livres am Hofe. Durch den Umgang mit den witzigsten Köpfen zu Paris brachte es Goldoni dahin, daß er, nach einem neunjährigen Aufenthalte in Frankreich, für das erste Nationaltheater ein Stück (le Bourru bien-faisant, der wohlthätige Murrkopf) schreiben konnte, das mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde, und welches die Franzosen selbst neben die Meisterstücke von Moliere setzen. Zu manchem französischen Schauspiel, das in neuern Zeiten erschien, hat er die Idee und Intrigue entworfen. Auch nach dem Ausbruche der Revolution blieb er zu Paris, lebte aber sehr dürftig, und starb endlich 1792, in einem Alter von 85 Jahren, nachdem ihm kurz zuvor der französische Nationalkonvent eine Pension von 12400 Livres zuerkannt hatte.

Goldoni's größtes dramatisches Verdienst besteht ohne Zweifel in dem seltenen Reichthum komischer Charaktere, welche er zuerst auf die Bühne gebracht hat. Es giebt keinen Stand, kein Verhältniß der Menschen, welches er nicht geschildert hätte, und es hat vielleicht nie einen dramatischen Dichter gegeben, welcher eine so weite Sphäre umfaßte. Bei der ungewöhnlich großen Fruchtbarkeit dieses Dichters, und bei der Leichtigkeit und Eile,

womit er seine meisten Schauspiele schrieb, mußte indeß nothwendig eine große Ungleichheit derselben, sowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen Bestandtheilen und Scenen entstehen. Sein Zweck scheint überall nur mehr auf augenblickliche und unterhaltende Belustigung des Zuschauers, als auf Befriedigung des unbefangenen Lesers und des prüfenden Kunstrichters, gerichtet zu seyn; und jener Zweck wird fast allemal glücklich genug erreicht. Eine Menge seiner Dramen sind ganz lokal, und was ihnen ihren größten Beifall verschaffte, war eben diese Lokalität. Mehrere derselben sind nur für Venedig geschrieben, und sie ergötzten durch die treue Schilderung der Menschen, welche man hier täglich vor Augen sah. Selten aber ist in den Planen seiner Stücke, und in der Ausführung derselben, und noch seltener in den Entwicklungen des Knotens, die feine dramatische Kunst sichtbar, die alles gehörig und allmählig vorbereitet, alle Theile, Charaktere, und Scenen des Stücks innig mit einander verknüpft, und die Handlung und Entscheidung ihrer Auflösung stufenweise, und mit immer stärkerem Interesse zu nähern weiß. Auch hebt sich der Dialog selten über das Gewöhnliche und wird oft durch zu große, sonst verdienstvolle und sehr natürliche Leichtigkeit, leer und kraftlos. Uebrigens dient die Lesung seiner Lustspiele dem Ausländer vorzüglich dazu, mit der Umgangssprache und den Nationalsitten der Italiener bekannt zu werden.

Goldoni hat selbst die vornehmsten Denkwürdigkeiten seines Lebens in einem sehr unterhaltenden

Werke (Memoires pour servir à l'histoire de sa vie. III. Vol. 1787 deutsch von Ge. Schatz) dem Publikum, mitgetheilt. In dem ganzen Erzählungstone herrscht eine gewisse Unbefangenheit und Geradheit, wodurch man für den Mann eingenommen wird, der freilich durch den Beifall seiner Nation, dessen er sich so geraume Zeit hindurch so vorzüglich erfreute, ein gewisses Selbstgefühl und Bewustseyn seines Werthes unvermeidlich zum Antheil erhalten mußte, aber doch nicht dadurch zum Egoismus und Schwindel hingerissen wurde; denn auch seine Schwäche, Unbesonnenheiten und Fehltritte gestand er mit liebenswürdiger Offenheit. Die abwechselnde Mannigfaltigkeit von Begebenheiten, die Menge geistreicher Bemerkungen von verschiedener Art, und die lebhafte Darstellung machen dieses Buch für alle Leser ohne Unterschied interessant und empfehlungswürdig.

Der fünf und zwanzigste December.

Geb. Johann Jakob Reiske.

Rektor an der Nikolaischule in Leipzig.

Ein unermüdeter, und eben so unglücklicher Gelehrter, der bei der größten Kenntniß der griechischen und arabischen Sprache weit in sein männliches Alter hinein warten mußte, bis er Brod erhielt, das manchen Halbgelehrten 20 Jahre früher zufällt. Durch kein Hinderniß konnte sein, von allem Eigennutz entfernter Eifer niedergeschlagen werden, seine Lieblingsstudien auszubreiten. Wenige kommen ihm an Thätigkeit des Geistes, an unermüdetem Eifer und eisernem Fleiße gleich.

Reiske war der Sohn eines Lohgerbers, und 1716 zu Zörbig, einem sächsischen Städtchen an der anhaltischen Grenze geboren. Von Kindesbeinen an war er kränklich, traurig, niedergeschlagen, leutscheu, hypochondrisch, woran die wunderliche Erziehung seiner Mutter, welche 7 Jahre lang schwermüthig war, großen Antheil hatte. Noch stärkern Einfluß auf die unrichtige Bildung seines Charakters hatten seine Schuljahre von 1728 — 1732 in dem hallischen

Waisenhause. Die seinem Geiste nicht angemessene Zucht, das Unglück, meistens unter Lehrern zu stehen, die keine Literatoren, keine wahren Schulleute waren, machte, daß er einen Ekel an den alten lateinischen Autoren, die er nicht verstand, und ihm niemand erklärte, bekam. Erst im 40sten Jahre seines Lebens lernte er die gute Latinität der alten ächten Lateiner kennen. Schlecht vorbereitet kam er nach Leipzig, und nun, sich selbst überlassen, begieng er in der Wahl seiner Beschäftigungen Fehler, die für ihn große Folgen hatten, und größtentheils an seinem nachmaligen vielen Widerwärtigkeiten schuld waren. Die theologischen Wissenschaften, denen er obzuliegen nach Leipzig gekommen war, vernachlässigte er gänzlich. Dagegen trieb er ohne Anweisung mit vielem Eifer das Rabbinische und Arabische, und versäumte darüber bald alle andere akademische Studien. Die arabische Grammatik lernte er in 14 Tagen. So dürftig er war, ersparte er doch, so viel er konnte, von den 200 Thalern, die er in 5 Jahren erhielt, steckte es in arabische Bücher, und las alles Arabische, dessen er habhaft ward, ohne Hülfe eines Lehrmeisters durch. Diese Beschäftigung trieb er 4 Jahre, und suchte dann, um noch mehr Kenntniß der arabischen Literatur zu erlangen, arabische Handschriften. Ja er entschloß sich bald darauf, eine Reise nach Leiden zu machen, um seinen Durst nach solchen Schätzen zu stillen.

Ohne Geld, von allen Hülfsmitteln entblößt, gegegen den Willen und den Rath seiner Freunde, ohne bestimmten Plan, ohne holländisch oder französisch zu

sprechen, trat er muthig und fröhlich die Reise zu Fuße an, und hatte einen Frachtwagen zum Wegweiser, der von Leipzig nach Hamburg gieng. Zu Amsterdam bot ihm gleich der berühmte d'Orville die Stelle eines Amanuensis mit 600 holländischen Gulden Gehalt an, die aber Reiske geradezu mit der Antwort ausschlug, daß er nicht nach Holland gekommen sey, sein Glück zu machen, sondern mehr Arabisch zu lernen. Bald darauf aber mußte er sich in Leiden mit schwerer Arbeit durchzuarbeiten suchen. Die Leidnische Manuscriptenbibliothek brachte er in Ordnung, und bekam dafür — neun baare holländische Gulden. Mit seltener Großmuth unterstützte ihn dagegen d'Orville bei jeder Gelegenheit. Oft war Reiske ganze Monate auf dem Landgute desselben, wo beide abwechselnd arbeiteten und sich vergnügten. Auf das Anrathen dieses würdigen Mannes, und auf das Versprechen desselben, ihm einen Verleger zu schaffen, hatte Reiske die Geographie des Abulfeda aus dem Arabischen übersetzt: und d'Orville, da er keinen Verleger fand, bezahlte Reisken die Arbeit, die dieser in 45 Tagen vollendet hatte, mit 800 holländischen Gulden.

Fünf Jahre brachte Reiske in der Beschäftigung, arabische Handschriften abzuschreiben, zu; dann studirte er noch drei Jahre lang zu Leiden die Arzeneikunde, trieb mit vorzüglichem Eifer die Anatomie, und nahm darauf die medizinische Doktorwürde an. In Sommer 1746 kehrte er nach Leipzig zurück, und lebte hier 12 Jahre lang in der äußersten Dürftigkeit. Von der Medizin hat er nie Gebrauch gemacht; vielleicht

weil er selbst seinen Kräften zu wenig traute, und es ihm an dem Rathe und der Empfehlung eines geübten Arztes fehlte. Zwar erhielt er nicht lange nach seiner Ankunft in Leipzig die Professur der arabischen Sprache, aber nur mit einem Gehalte von 100 Thalern, das ihm während des siebenjährigen Krieges nicht einmal ausgezahlt wurde. In dieser Zeit mußte Reiske Hunger und Kälte und allen Kummer der Armuth ausstehen, und sein Körper litt bei der wenigen Pflege, die er ihm geben konnte, und bei den vielen Nachtwachen, zu welcher er, um Brod zu verdienen, gezwungen war, so sehr, daß er nachher nie wieder zu einer vollkommenen Gesundheit gelangt ist. Durch die mühsamsten Arbeiten, durch Bücherkorrigiren, Uebersetzen aus dem Französischen, Registermachen, und durch die Verfertigung vieler Rezensionen und Abhandlungen in die Acto Eruditorium, Miscellanea Lipsiensia, zuverläßige Nachrichten, brittische Bibliothek, Schriften der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig, hamburgisches Magazin und anderswo, mußte er sich seinen Unterhalt erwerben, und diese Arbeiten wurden ihm immer nur schlecht bezahlt. Eine Zeitlang war es ihm einige Erleichterung und Aufmunterung, daß Ernesti ihn zwei Jahre an seinem Tische unterhielt.

Indessen arbeitete Reiske, ohne zu ermüden, und ohne eigenen Vortheil, auch außer jenen Arbeiten, die er ums Brod thun mußte, was er zum Fortgange der Wissenschaften, die er liebte und trieb, thun konnte. Seine Bearbeitung von Abulfeda's Geographie und andere Werke beweisen, daß er der größte deutsche Kenner des Arabischen zu seiner Zeit war. Auch

um die griechische Literatur erwarb er sich als Sprachkenner und Kritiker unsterbliche Verdienste, durch seine gelehrten Ausgaben der Anthologie des Constantinus Cephalas, des Theocrit, Plutarch, Dionysius von Halicarnaß, Maximus Tirius, Libanius, Dio Chrysostomus, und vor allem der griechischen Redner. Scharfsinn und Genialität machen den Charakter seiner kritischen Verbesserungen aus, aber seine unruhige Betriebsamkeit und Vielthuerei erlaubten ihm nicht, seine Kritiken von langer, streng abwägender Ueberlegung abhängig zu machen. Die Kühnheit seiner Emendationen gieng oft zu weit. Weil er oft keine Verleger zu seinen Werken finden konnte, so ließ er von dem Geld, das er sauer hatte verdienen müssen, dieselben drucken; und daran hinderte ihn sogar der harte Verlust der mit Schweiß errungenen kleinen Baarschaft nicht!

Die Hoffnung, seine Bemühungen mit einem Amte belohnt zu sehen, das ihn ernähren könnte, wurde endlich im Sommer 1758 erfüllt, da er das Rektorat an der Nikolaischule erhielt. Er war in seinem Amte, wenn er gleich nicht das Glück eines starken Zulaufs genoß, ein fleißiger und gewissenhafter Lehrer; und die Universität hat aus seiner Schule, wenn gleich nicht viele, doch oft zum akademischen Unterricht sehr wohl vorbereitete Jünglinge erhalten. Die Stunden, die seine Amtsverrichtungen ihm übrig ließen, widmete er dem Studiren, und dem Ausarbeiten vieler nützlicher Schriften. Das Verzeichniß der Abhandlungen, Anmerkungen und Schriften, die er im Manuscript hinterließ, übersteigt beinahe die Vorstellung von der Thä-

tigkeit des geschäftigsten Gelehrten. Bald 50 Jahre alt, verband er sich mit einer trefflichen Gattin, deren kleinstes Verdienst wahre Gelehrsamkeit war. Dieses glückliche Band wurde aber nach wenig Jahren durch Reiske's Tod wieder getrennt, und verschiedene Jahre vor seinem Ende waren ihm ein beständiges Leiden. Ein heftiger lang anhaltender Husten raubte ihm zuletzt alle Kräfte, und er starb 1774 am 14ten August mit der Gelassenheit und Freudigkeit eines Christen, der ein besseres Leben nach vielem überstandenen Elende erwartet.

Reiske hat mit der ehrlichsten Offenherzigkeit sein Leben selbst beschrieben. Wäre Herz und Geist des gelehrten Mannes früh und richtig gebildet, und zur Geselligkeit besser angeführt worden, so hätte er manchen Kummer wohl nicht erleben dürfen. Doch vielleicht wäre er, ohne seinen unbiegsamen Eigensinn, nicht der größte gelehrte Araber unter den Deutschen geworden, vielleicht müßte die gelehrte Welt jetzt manche Früchte seines Fleißes entbehren, die ihn auch nach dem Tode verewigen.

Der sechs und zwanzigste December.

Gest. Claude Adrian Helvetius.

Französischer General=Pachter.

Die Familie der Helvetiusse stammt aus der Pfalz, weil sie aber da zur Zeit der Reformation verfolgt wurde, ließ sie sich in Holland nieder. Der Großvater unsers Helvetius war erster Feldarzt bei den holländischen Truppen, und man prägte wegen der Dienste, die er der Republik geleistet hatte, ihm zu Ehren Münzen. Der Sohn dieses berühmten Mannes kam noch sehr jung nach Paris, war da unter dem Namen des holländischen Arztes bekannt, und ihm haben die Franzosen die Ipekakuancha zu danken. Ludwig XIV erhob ihn in den Adelstand, und machte ihn zum Generalaufseher über die Spitäler. Er starb 1727, bedauert von den Armen und allen Rechtschaffenen.

Der junge Helvetius, sein Sohn, wurde 1715 geboren. Schon in seiner ersten Jugend liebte er das Lesen, bald verrieth sich sein suverieurer Geist, und glücklicherweise fand er einen Lehrer,

der denselben zu unterscheiden wußte. Er las mit ihm die besten alten und neuen Schriftsteller, und zeigte ihm ihre Schönheiten und Mängel. Sein Vater bestimmte ihn dem Finanzwesen, überzeugt, daß dieß der Stand wäre, wo er sich bereichern könnte, und zugleich Muße hätte, von seinen Talenten Gebrauch zu machen. Er wurde zu seiner Mutter Bruder geschickt, um das Finanzwesen zu erlernen. Hier beschäftigten ihn die Wissenschaften und die Philosophie mehr als das Finanzwesen, und mehr als Wissenschaften und Philosophie beschäftigte ihn das schöne Geschlecht, und doch lernte er sehr bald, fast ohne daran zu denken, alles, was ein Finanzbedienter wissen muß.

In seinem 25sten Jahre wurde er Finanzpachter, d. h. er sah sich in den heißem Alter der Leidenschaften im Besitz großer Mittel, sie zu befriedigen, denn er bezog nun ein jährliches Einkommen von 300,000 Livres. Der junge Philosoph mißbrauchte die Gunst des Glücks nicht. Er suchte den Umgang großer Männer, und bildete sich durch ihn. Fontenelle war damals an der Spitze der Literatur, und allgemein geschätzt; von ihm lernte Helvetius die Kunst, sich klar und deutlich auszudrücken. Vorzüglich unterrichtend war für ihn der Umgang und der Briefwechsel mit Voltaire. Dieser erkannte das Genie des jungen Philosophen, und leitete ihn in der Kultur desselben. Von seinen Reichthümern machte er den würdigsten Gebrauch; er beglückte Viele und theilte seinen Ueberfluß mit Gelehrten. Er setzte Marivaux

eine Pension von 2000 und Saurin, dem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, eine andere von 3000 Livres aus. Der letztere verheurathete sich und Helvetius gab ihm hiezu das Kapital.

Auf seinen Geschäftsreisen handelte er nie als Finanzpachter. Er erfüllte die Pflichten seines Amtes genau, aber allezeit mit der edelsten Uneigennützigkeit. Nie nahm er den Ertrag von Konfiskationen an und er entschädigte oft die Unglücklichen, die die Vexationen der Unterbedienten ruinirt hatten, aus seinen eigenen Mitteln. Alle Bedrängte fanden an ihm einen Beschützer gegen ihre Unterdrücker.

So eine Denkungsart schickte sich nicht für einen Generalpachter. Sein Edelmuth und sein großer Geist verursachten ihm von den niedrigen und kleinen Geistern, mit denen er umgeben war, eine Menge Verdrießlichkeiten. Er hatte sich ohngeachtet des Aufwandes, den sein Alter und seine Wohlthätigkeit erforderte, einige Summen erspart. Er kaufte sich Güter, und nahm sich vor, sein Amt niederzulegen, und in der Einsamkeit ganz der Philosophie und sich selbst zu leben. Aber er brauchte auch eine Gattin, die er lieben könnte, und welche die Einsamkeit, in die er sie führen wollte, nicht unglücklich machte. Er fand sie, und nun führte er seinen Vorsatz aus, und begab sich 1751 auf sein Gut zu Vore. Hier beschäftigte er sich ganz mit Denken, mit seinen Schriften, und mit der Glückseligkeit seiner Gattin. Er war jetzt einer der glücklichsten Menschen.

Im Jahr 1758 kam sein berühmtes Buch vom Geiste (de l'Esprit) heraus. Gewiß ist dieß Buch das Werk eines denkenden Mannes, eine sehr zusammenhängende Reihe von Ideen, der man nicht nachgehen kann, ohne unterrichtet zu werden. Helvetius trug zuerst Lockens abstraktere Ideen in die Moral und Politik über, und da er von so wahren Grundsätzen ausgieng, so konnte er sich unmöglich ganz verwirren. Indessen zog ihm dieses scharfsinnige Werk die Verfolgungen des Parlaments und der Sorbonne zu. Jenes ließ das Buch verbrennen, und einige von den Doktoren waren der humanen Meinung: der Verfasser verdiente die nemliche Strafe.

Aller Verdruß, den ihn sein Buch zugezogen hatte, wurde ihm durch die Achtung der einsichtsvollsten und besten Menschen seiner Nation, und durch den allgemeinen Beifall vergütet, womit man sein Werk in Italien, England, Deutschland, Schweden und Rußland aufnahm und übersetzte. Sein Ruhm war groß und allgemein; er hatte Wahrheiten laut gesagt, die er lange still gedacht hatte — und Helvetius fühlte sich glücklicher als jemals. Hierzu trug besonders sein häusliches Leben vieles bei. Er liebte seine Frau und seine Kinder, und wurde von ihnen wieder geliebt. Er genoß alle Süssigkeiten des häuslichen Lebens so sehr, daß es allen, die ihn sahen, auffiel. Eine Dame nach der Welt sagte: diese Leute sprechen die Worte: mein Mann, meine Frau, meine Kinder, nicht wie wir aus.

Helvetius war der Vater seiner Unterthanen, denen er Arbeit und Glückseligkeit gab. Es war ein rührender Auftritt, ihn auf seinem Gute ankommen zu sehen. Seine Kutsche war mit seinen Unterthanen umringt, die ihn mit Freudenthränen empfiengen. Er war der Wohlthäter aller Armen, aller Unterdrückten. Den unvermögenden Edelleuten seiner Gegend ließ er ihre Kinder erziehen, und für die Landleute hielt er einen geschickten Wundarzt, der die Arzeneien an die Armen austheilte. Er besuchte sie oft selbst mit seiner Gemahlin in ihren Krankheiten, und beide bedienten sie mit eigenen Händen. Seine Art Prozesse zu schlichten, war die unfehlbarste; er bezahlte gleich anfangs die strittige Summe. Wenn seine Pächter einen Schaden litten, gab er ihnen Nachlaß. Landleute von guten Sitten hatten einen treuen Freund an ihm. Er sah gern an seiner Tafel alte Leute von beiderlei Geschlecht. Sie durften immerhin in ihren Betragen das Ungeschliffene ihres Standes haben, wenn sie nur einen richtigen Verstand zeigten und Gutes zu thun liebten. Täglich wurden ihm neue Hülfsbedürftige vorgestellt, aber er sagte zu seinem Kammerdiener: „Ich verbiete euch von demjenigen, was ihr hier seht, jemals, selbst nach meinem Tode, zu sprechen."

Zuweilen vertauschte er das Land mit Paris, um den Umgang denkender Männer und seiner Freunde zu genießen. Dann war sein Haus der Sammelplatz aller Leute von Talenten und Vergnügen. Dieses ruhige und glückliche Leben wurde

nur 1764 durch eine Reise nach England unterbrochen. Helvetius wollte noch diese große Nation und die Kraft und Wirkungen guter Gesetze sehen. Er fand was er erwartete, und als er das Land verließ, wo er die Menschheit nicht erniedrigt gesehen hatte, vergoß er Thränen. Da er einmal angefangen hatte zu reisen, konnte er dem öftern Anhalten des Königs von Preussen, ihn zu besuchen, nicht widerstehen. Er gieng 1765 nach Berlin, und wurde allenthalben in Deutschland, so wie in England aufgenommen, wie er es verdiente. Bald kehrte er zu seinem glücklichen Leben wieder zurück, und beschäftigte sich besonders mit seinem großen Gedichte über die Glückseligkeit, welches er schon in seiner Jugend angefangen hatte. Im Jahr 1771 nahm die Heiterkeit seines Geistes ab, und der 26ste December entriß ihn der Welt, seiner Familie, seinen Freunden und den Unglücklichen.

Die Natur hatte ihn von Seite des Körpers wie des Herzens begünstigt. Er verband, mit Genie, Schönheit und Gesundheit, eine wohlgebaute Gestalt, edle und regelmäßige Züge. Seine großen blauen Augen drückten die Haupteigenschaften seines Charakters: Sanftheit und Wohlwollen, aus.

Der

Der sieben und zwanzigste December.

Geb. Andreas Zaupser.

Hofkriegsrath in München.

Zaupser war eine Zierde seines Vaterlandes Baiern, das ihn haßte und verfolgte, während in ganz Deutschland sein Name mit Ehrfurcht genannt wurde. Wie konnte auch ein so heller und freimüthiger Denker in einem Lande gedeihen, das von dem eisernen Zepter der Bigotterie und des geistigen Zwanges gedrückt wurde? Er ward zu München im Jahr 1747, geboren, und besuchte in seiner Jugend die Schulen der Jesuiten, die zur Entwicklung seiner Talenten eben nicht viel beitrugen. Desto vortheilhafter wirkte auf seinen fähigen Geist das Studium der deutschen Klassiker, die in den Jahren seiner Jugend auch in Baiern sich zu verbreiten anfiengen. Die Schriften eines Gellert, Rabener, Lessing u. a. waren ihm Muster und Antrieb zur Kultur seiner Talente.

Das Ideal von wissenschaftlicher Vollkommenheit, nach welchem sich schöne Seelen, wenn sie auch davon nie eine Nachricht erhalten sollten, stets stilltrauernd sehnen, erschien ihm, und er arbeitete, nach der Art aller großen Männer, rastlos an seinem Unterricht und an seiner Bildung; er las, merkte sich an, übte sich im Schreiben, und studirte unaufhörlich, so daß er in Gefahr kam, sein Augenlicht zu verlieren. Unter den Sprachen, deren er sich bemächtigte, war sogar die spanische.

Sein Fleiß und seine Geschicklichkeit blieben nicht lange unbekannt. Nachdem er bereits im Jahre 1770

Briefe eines Baiern an seinen Freund über die Macht der Kirche und des Pabstes, dann im Jahr 1772 Zusätze eines katholischen Franken zu den Briefen eines Baiern über die Macht der Kirche und des Pabstes, nebst einer Abhandlung von Ordensgelübden, und einer andern von der wahren Andacht eines Christen zum Druck befördert hatte, übersetzte er im Jahr 1773 das Breve Clemens XIV an die Bischöfe in Baiern, wegen Verminderung der Feiertage, und begleitete dasselbe mit historischen Anmerkungen, welche viele Sachkenntniß verriethen. In eben diesem Jahre wurde ihm die Uebersetzung des Breve, welche die Aufhebung des Jesuitenordens ankündigte, aufgetragen. Zaupfers Name wurde rühmlich bekannt; und da er bei der Rechtsgelehrsamkeit, über welche er zu München Privatkollegien hörte, sein Glück nicht fand, so verhalf man ihm im Jahr 1774 zu einer Stelle, welche zwar nicht geeignet war, seine Talente und Kenntnisse zu beschäftigen, die aber doch hinlänglich war, ihm seinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Er wurde bei der churfürstl. Fundations-Deputation Expeditor und Registrator, und bei dem Hofkriegsrath überzähliger, und 1778 wirklicher Sekretair. Da ihm seine Arbeiten nicht alle Zeit zur Fortsetzung seiner Studien raubten, so arbeitete er unermüdet an seiner Selbstvervollkommnung, ohne mit dem Reichthum seiner bessern Einsichten zu prunken. Er war und blieb vielmehr bei seiner Schriftstellerei immer etwas schüchtern, und es mußte sich eine außerordentliche Erscheinung zeigen, wenn er einmal die Feder ergriff. Dann geschah es aber auch mit einer ihm eigenen Innigkeit, bei der jeder Leser wahrnahm, daß er das, was er schrieb, wirklich längst überlegt und gefühlt, und nicht erst seit

gestern gedacht habe. So entstanden seine Gedanken über einige Punkte des Criminalrechts 1777; so entstand durch das traurige Schicksal des Olavides seine Ode auf die Inquisition; so endlich bei Gelegenheit eines, wegen Religionssachen in London entstandenen Aufruhrs, seine schöne Schrift über den falschen Religionseifer 1780, und unter der Aufschrift: Noch ein paar Worte über den falschen Religionseifer eine andere, welche 1783 ebenfalls zum erstenmal herauskam.

Ganz Deutschland las Zaupsers Schriften mit Beifall, und ehrte den freimüthigen Denker. Nicht so die Zeloten in seinem Vaterlande; Dominikaner und Jesuiten vereinigten sich, um ihn aufs bitterste zu verfolgen. Sie wußten es dahin zu bringen, daß im Jahr 1780 seine vortreffliche Ode auf die Inquisition konfiscirt wurde. Pater Jost in Landshut, ein Dominikaner und längst renomirter Phantast, vertheidigte die Inquisition, und rieth sie in Baiern einzuführen. Pater Gruber, ein wüthender Jesuit, predigte zu München mit fanatischem Eifer wider die trefflichen Zaupserischen Bücher; er nannte Zaupsern einen unverschämten Poeten, Ketzer und Freigeist. Das Büchercensurkollegium nahm sich des rechtschaffenen Zaupsers an, dessen Büchern es das Imprimatur gegeben hatte. Der Graf Spoeti, Präsident des Kollegiums, trug die Beschwerde desselben dem Landesherrn mündlich vor; aber die Exjesuiten Gruber und Frank kamen zuvor, und der Graf ward ungnädig aufgenommen. Zaupser ward ungehört gedrückt, man zwang ihn öffentlich vor der Oberlandesregierung sein katholisches Glaubensbekenntniß

abzulegen, und es ward dem Hofkriegsraths-Direktorium aufgetragen: „Zaupsern mit der Kanzleyarbeit so weit zu beschäftigen, damit ihm zu theologischen und andern ausschweifenden Schreibereien keine Zeit übrig bliebe."

Ganz Deutschland bedauerte den edlen Märtyrer für die Wahrheit, aber diese allgemeine laute Theilnahme wirkte sehr nachtheilig auf den Verfolgten zurück. Zaupser war ein Mann, der die Vorzüge seiner Anlagen fühlte, und der mit einem edlen Drang und Stolz in seinem Innersten foderte, daß man ihn nicht vernachlässigen oder gar hintansetzen, sondern, daß man ihm vielmehr entgegen kommen, und ihn auf den Posten stellen möchte, für den er mit Fähigkeiten, Kenntnissen und Fertigkeiten versehen war. Er besaß die biederste Geradheit, verbunden mit dem unbestechlichsten Eifer für jede gute Sache, einen pünktlichen und beharrlichen Fleiß, eine unbegrenzte Treue und Verschwiegenheit, und eine den Werth der Sachen schnell durchdringende Beurtheilungskraft und Festigkeit — kurz, in vollem Maaße alle jene hervorstechenden Eigenschaften, welche ihn auf einem wichtigen Posten zum wichtigen Manne des Vaterlandes gemacht haben würden. Das Bewustsein davon war in seinem ganzen Wesen, in dem aufwärts gerichteten Körper, im Gepräge von Gutmüthigkeit, Stolz und Ernst auf seinem Gesicht, in seiner stets äußerst einfachen Kleidung, im festen Druck des Huts nach den Augen, in seinem kräftigen raschen Gange, womit er sich sogleich vor tausend andern Menschen auszeichnete, abgedruckt. Zaupser empfand das Benehmen, das ihm seine Ode zuzog, als eine harte Demüthigung, und diese verwundete ihn tief. Die glänzenden Lobsprüche, die man ihm von allen Seiten ertheilte, waren das Mittel

nicht, ihn zu beruhigen, sondern erneuerten vielmehr die Wunde, und drückten sie tiefer in sein Innerstes. Ein unaufhörlich nagender Schmerz untergrub seine Gesundheit: und als vollends die traurigen Jahre eintraten, wo Partheigeist und Verfolgungssucht schaamlos herrschten, wurden Mißmuth und eine gewisse Verdrossenheit über alles Gegenwärtige seine unzertrennlichen Gefährten; es war, als hielt er jede Bemühung für eine bessere Zukunft für verloren. Der Gram, der mit einem so traurigen Gefühl verbunden ist, untergrub seine Gesundheit, und mit der Abnahme derselben floh seine Laune, und die, Leib und Geist stärkende, Freude des Lebens. Er arbeitete gleichwohl beständig, und schrieb und sammelte unaufhörlich; aber drucken ließ er nichts mehr, als Dinge eines solchen Inhalts, bei welchem es keiner Religionscensur möglich war, ihn darüber zur Rede zu stellen. Dahin gehört sein Versuch eines baierischen und oberpfälzischen Idiotikons 1789. In den letzten Jahren ermunterte er sich mit einer Sammlung von Naturalien. Er machte viele Bewegung, gieng aber meist allein und an entferntere Gegenden, und strebte mit Mühe der ihn manchmal beschleichenden mißmüthigen Melancholie, und der Abnahme seiner körperlichen Kräfte entgegen; aber ein warmes Bad, wozu er seine Zuflucht nahm, beschleunigte vollends ihre Zerstörung. Er starb am 1sten Jul. 1795 im 49sten Jahre seines Alters, nachdem er seit 1781 Sekretair und Expeditor beim Maltheserorden und seit 1784 zugleich Lehrer der Philosophie am Kadettenhause gewesen war.

Der acht und zwanzigste December.

Geb. Johann Georg, Ritter v. Zimmermann.

Königl. Großbritannischer Leibarzt in Hannover.

Zimmermann wurde im Jahr 1728 zu Brugg, einer Munizipalstadt im deutschen Bernergebiet, geboren. Er legte in der Schule zu Bern den Grund seiner Studien, und reiste in dem 19ten Jahre von da nach Göttingen, um unter Hallern die Arzeneikunst zu studiren. Dieser große Mann, der jedem guten Schüler gerne beistand, schenkte Zimmermann, dessen Fähigkeiten und Fleiß ihn bald einnahmen, seine ganze Liebe: er nahm ihn in sein Haus, und leitete den Liebling mit väterlicher Hand auf der gefährlichen Bahn. Hier hatte Zimmermann das Glück, Augenzeuge der glücklichen großen Versuche und Untersuchungen zu seyn, mit denen Haller in der Anatomie und Physiologie Epoche machte: mußte dann nicht bei einer solchen Erziehung das junge Genie zum Mann, zum großen nützlichen Arzt heranwachsen! Die Abhandlung über die Reizbarkeit, welche er bei seiner Beförderung zur Doktorwürde im Jahr 1757 herausgab, verschaffte ihm schon beim Antritt

der Schriftstellerbahn einen großen Platz unter den theoretischen Aerzten.

Nach dem Schluß der akademischen Jahre brachte Zimmermann einige Monate in Holland zu, und machte daselbst eine genaue Bekanntschaft mit Gaubius, so wie zu Paris mit Senac. Dann fieng er an in Bern zu praktiziren, und kam bald darauf als Stadtarzt nach Brugg. Der Ruf seiner praktischen Kenntnisse war bei der Ankunft in seiner Vaterstadt schon so fest gegründet, daß er sogleich der Lieblingsarzt in der Stadt und der sehr bevölkerten Nachbarschaft wurde. Und doch gab diese Praxis einem so feurigen Geiste nicht Beschäftigung genug, der immer tiefer forschen wollte. Zimmermann las viel; nicht blos über medizinische Gegenstände, sondern seine Lektüre erstreckte sich auch über Moral, Philosophie, Literatur, Geschichte, Reisen und Journale.

Die Früchte seiner Muße, welche er dem Publikum mittheilte, erregten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Alles, was aus seiner Feder floß, hatte den höhern Stempel des Selbstbeobachteten, des Selbstgedachten, und war doch bereichert mit den Früchten einer großen Lektüre. Gegen das Ende des Jahrs 1756 erschien sein erster Versuch über die Einsamkeit — ein Werk, an welches er erst 30 Jahre nachher die letzte Hand legte, und es nach einem erweiterten Plane herausgab. Sein Buch vom Nationalstolz, welches 1758 zum erstenmal erschien, hat alle die Verdienste der Denkart und des Vortrags, welche den großen Schriftsteller bezeichnen. Mit scharfem Blick beobachtet er die Menschen in

der politischen und großen Welt, und schildert die auffallenden Kontraste in den Sitten der Nationen mit weiser Laune. Der Reichthum an Beispielen, die er theils aus der Geschichte unsrer und der vorigen Zeiten, theils aus dem täglichen Leben aushebt, beleben den Tiefsinn seiner Betrachtungen. Noch höhern Werth hat sein (unvollendet gebliebenes) Werk von der Erfahrung in der Arzeneikunst 1764, das auch die Nachwelt noch als ein vollwichtiges Werk, und als das Produkt eines vorzüglichen Geistes gelten lassen wird. Es enthält die Kunst zu beobachten, in Verbindung mit vortrefflichen Beobachtungen und mit den bündigsten Regeln, wie man Beobachtungen benutzen müsse. Ein sehr großes Verdienst erwarb er sich auch dadurch, daß er auf ein sehr gemeines, aber fast nicht beachtetes Laster, die weibliche Selbstbefleckung, die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte.

Das Ausland eilte, seine Schriften sich durch Uebersetzungen zuzueignen, und von allen Seiten erwies man seinen Verdiensten die ausgezeichnetste Hochachtung. Im Jahr 1760 nahm ihn die königl. Gesellschaft zu Berlin zu ihrem Mitgliede auf, und nach und nach beeiferten sich die berühmtesten gelehrten Gesellschaften, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen, so daß er Mitglied der Gesellschaften von Zürich, Bern, Basel, München, Palermo, Pesaro, Göttingen, den medizinischen Gesellschaften von Paris, London, Edinburg, Kopenhagen und endlich im Jahr 1786 von der Akademie zu Petersburg wurde.

Berühmt war Zimmermann wohl, aber darum nicht glücklich. Sein anhaltendes Studiren zog ihm schon frühe die Leiden der Hypochondrie zu, welche ihm den größten Theil seines Lebens verbitterte. Auch war er mit seiner Lage in dem kleinen Brugg nicht zufrieden, weil ihm da so vieles von dem fehlte, was er vorher gehabt hatte, geistreicher Umgang, literarische Freunde ꝛc. Doch seine Heiterkeit gewann nichts dabei, als er 1768 als Leibarzt nach Hannover kam. Widrige Umstände verbitterten ihm sofort diese neue Lage; vor dem Thore warf der Wagen um, seine Schwiegermutter brach das Bein, nach ein paar Jahren starb seine Gattin, seine Kinder kränkelten stets, neidische Kollegen neckten ihn, und seine zunehmende Kränklichkeit machte ihn die Krankenbesuche oft sehr lästig. Er mußte sich in Berlin einer äußerst schmerzhaften und gefährlichen Operation unterwerfen, um seine sinkende Gesundheit zu retten. Nach einer fünfjährigen Krankheit starb seine Tochter, sein Sohn, von Jugend auf trübsinnig, versank zuletzt in einen unheilbaren Wahnsinn.

Glücklicherweise zwang ihn das unumschränkte Zutrauen des ganzen Publikums, den einzigen Trost gegen Seelenleiden, eine ununterbrochene Beschäftigung zu ergreifen. Seine Kranken in Hannover, die Konsultationen, die ihm aus dem ganzen nördlichen Deutschland zuströmten, die Fremden, die um seines Raths zu pflegen, selbst nach Hannover kamen, zogen ihn aus seiner Melancholie; jede seiner Stunden war besetzt. Groß war er in der Kunst, auf das Gemüth der Kranken zu wirken, und durch Ver-

trauen zu ihm, das er ihnen einflößte, zu beleben. Die größten Zerstreuungen, die er sich zur Seltenheit erlaubte, waren Reisen zu Fürsten, welche in wichtigen Fällen seinen Rath zu vernehmen wünschten. Selbst Friedrich der Große berief ihn in seiner letzten Krankheit zu sich; die Kaiserin Katharina II stand mit ihm in einem vieljährigen Briefwechsel; sie lud ihn zu sich ein und gab ihm den Wladimir-Orden.

Alle diese Auszeichnungen wurden für ihn die Quelle der bittersten Leiden, da sie ihn verleiteten, in seinen bekannten Schriften über Friedrich den Großen sich die gehäßigsten Insinuationen gegen die angesehensten deutschen Gelehrten zu erlauben. Zimmermann schrieb nemlich die großen Revolutionen, welche die Meinungen der Menschen in dem letzten Jahrzehend über religiöse und politische Gegenstände erfahren haben, einem planmäßigen Verfahren der Gelehrten in einem geheimen Orden zu, und sah alle Ereignisse der französischen Revolution sogar aus dieser Verbindung entstehen. Eine Menge Gegner standen gegen ihn auf, die nicht wenig dazu beitrugen, sein bekümmertes Gemüth noch mehr zu beugen. Er ward über die Aufklärer- Illuminaten- und Jakobiner-Jagd in einen weitläuftigen Briefwechsel gezogen, der seine Kräfte erschöpfte. Als das Ungewitter im Westen sich immer mehr näherte, glaubte er, die Franzosen würden ihn als Aristokraten vorzüglich aufspüren und mißhandeln, und verlohr darüber alle Fassung. Schlaf, Eßlust und Kräfte nahmen ab, sein Kopf ward schwach, und

im Januar 1795 gab er alle Geschäfte auf. Stündlich glaubte er, die Feinde werden sein Haus zerstören; er hielt sich für bettelarm, und selbst die klingendsten Beweise des Gegentheils konnte diese feste Idee nicht tilgen. Da man eine Ortsveränderung für heilsam hielt, so brachte man ihn nach Eutin, aber nach drei Monaten kam er in einem kraftlosen, abgematteten und höchst melancholischen Zustande nach Hannover zurück. Seine wenigen Kräfte schwanden mehr und mehr, und am 7ten Oktober 1795 verschied er, in einem Alter von 67 Jahren.

Zimmermann war ein großes und originelles Genie. Er besaß eine reiche Einbildungskraft, Scharfsinn, reife Beurtheilungskraft und vielfache Kenntnisse. Sein Körper war groß und wohl gewachsen, er hatte einen schönen Kopf und eine angenehme Stimme und wußte sich gut zu präsentiren. Sein Geist strahlte aus seinen Augen. Seine zahlreichen Freunde, die Aerzte, die ihren Beruf lieben und sich für die Fortschritte desselben interessiren, alle seine Kranken, Jedermann, der seines nähern Umgangs genossen hatte, diejenigen, die im Punkte seines unseligen Steckenpferdes mit ihm einerley Meinung waren, und auch viele von denen, die es nicht waren, — beweinten seinen Verlust.

Der neun und zwanzigste December.

Geb. Jean Charles Borda.

Französischer Schiffslieutenant.

Borda, der Haupturheber eines neuen Systems der Maaße und Gewichte, und schon früher durch seine Verdienste um die französische Marine und mehrere Zweige der Mathematik bekannt, wurde 1733 zu Dax geboren. Anfangs widmete er sich dem Militairstande, diente unter den Chevauxlegers, und wurde nachher Ingenieur. Er verließ dieses Korps im Jahr 1769, und gieng darauf zur Marine über. In den Jahren 1771 und 1772 machte er mit Verdun und Pingre auf der Fregatte Flora eine Reise nach Amerika, deren Resultate er 1778 bekannt machte. Eine zweite Reise unternahm er 1774 nach den azorischen Inseln, den Inseln des grünen Vorgebirges und an die afrikanische Küste, über die aber kein solcher Bericht vorhanden ist, wie über die frühere Reise.

Die Feldzüge in Amerika, welche er in den Jahren 1777 und 1778 unter d'Estaings Kommando mitmachte, hatten auf seine Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß, aber das hinderte ihn nicht, auch ferner noch für die Wissenschaften und für sein Vaterland thätig zu seyn.

Borda war schon im Jahre 1754 zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris aufgenommen worden, und er bereicherte die Schriften dieser Gesellschaft mit vielen schätzbaren Abhandlungen. Unter andern findet man darinn seine Beobachtungen über den Widerstand der Flüssigkeiten. Im Jahre 1778 führte er bei der Marine und in der Astronomie Tobias Mayers Spiegelkreise verbessert ein. Ums Jahr 1792 erfand er Instrumente und Methoden, die Länge des Pendels, mit einer bisher unbekannten Genauigkeit, zu beobachten, und metallene Instrumente zur Messung der Basen, welche die wahre Länge des Meridians geben sollten.

Auch als Inspektor der Schiffsbaue erwarb er sich viele Verdienste; er führte bei demselben die Eulerschen Grundsätze zur Verbesserung der Verhältnisse der einzelnen Theile des Schiffes ein. Diese Verdienste wurden auch anerkannt; er stand einst auf der Liste der Kandidaten zur Direktoralwürde, und war unter den ersten Mitgliedern des National-Instituts. Lalande schildert ihn als etwas despotisch: Röderer dagegen (im Journal de Paris) als einen sanften und liebenswürdigen Mann, von einem Frohsinne, wie nur reingesinnte und gerade Menschen ihn haben. Seine Verdienste stellte Röderer auf folgende Art dar:

„Eine große Menge trefflicher Abhandlungen in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften und des National-Instituts zeugen von der Tiefe seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, und der Erhabenheit seines Talents; mehrere Nationalanstalten von dem Umfange seiner verdienstlichen Bemühungen. Er ist der Stifter der französischen Schiffsbauschule. Ein König unter-

zeichnete die Reglements; ein Minister hatte die Ehre, für den Urheber des Entwurfs angesehen zu werden; Borda hatte die Reglements und den Entwurf verfertigt. Ihm verdankt die französische Marine den gleichen Lauf ihrer Schiffe; nach seinen Planen wurde eine gleichförmige Bauart eingeführt; ein unermeßlicher Vortheil, der bei den Angriffs- und Vertheidigungs-Manövern große Einheit und Kraft gewährte. — Borda ist der Erfinder eines astronomischen Instruments, eines sehr kleinen Halbmessers, der das Maas der Winkel weit genauer angiebt, als man von Instrumenten von einem weit größern Halbmesser erwarten konnte. Man hat sich desselben zur Messung der Mittagslinie bedient. Auch ist er der Erfinder der Maaßstäbe zu derselben Operation, bei denen er durch Vereinigung der dazu gebrauchten Metalle dem Einflusse der Atmosphäre vorbeugte. Noch rührt von ihm das neue System der Maaße und Gewichte her. Schon lange vorher, ehe die konstituirende Versammlung diesen Gegenstand in Betrachtung zog, beschäftigte er sich anhaltend mit demselben. — Borda gehörte unter die ersten Geometer, und seine Verdienste sichern ihm ein ehrenvolles Andenken."

Außer den mathematischen Wissenschaften hatte sich der rastlose thätige Mann auch noch mancherlei andere Kenntnisse erworben, daher war seine Unterhaltung immer mannigfaltig und lehrreich. Er starb zu Paris am 20sten Februar 1799, in einem Alter von 64 Jahren, an einer Brustwassersucht.

Der dreißigste December.

Gest. Johann Franz Marmontel.

Mitglied des National-Instituts.

Voltaire mußte einst wegen eines gebrochenen Wagenrades in einer Dorfschenke anhalten. Aus langer Weile fragte er eine Magd im Wirthshause, nach dem Name dessen, welchen man in der Gegend für den gescheutesten Mann hielte.

Die Magd. Wir nennen ihn den Herrn Abbé.

Voltaire. Wie alt ist er?

Die Magd. Zwanzig Jahr.

Voltaire. Wo wohnt er?

Die Magd. Auf dem Schlosse.

Voltaire. Was ist er?

Die Magd. Hofmeister.

Voltaire. Sagt ihm, Voltaire lasse ihn zum Essen bitten.

Dieser Abbé war Marmontel. Er kam. Voltaire untersuchte seine Verse und Prose, und fand sie gut; er gab dem jungen Manne einen Plan zu einem Trauerspiel an, das er ihm schicken

sollte, sobald es fertig wäre, und versprach, ihn nie aus den Augen zu lassen.

Voltaire hielt Wort, und diese zufällige Unterredung war die Veranlassung von Marmontels glänzender Laufbahn als Schriftsteller. Er kam nach Paris, und versuchte sich hier zuerst als tragischer Dichter zu zeigen. Dieß gelang ihm aber nicht sehr. Weit mehr Beifall erhielten seine Operetten und Opern; am glücklichsten aber war er mit seinen Erzählungen, die seinen Ruhm sowohl in Frankreich als im Auslande gründeten. Ohne großen Aufwand an Erfindung und Entwickelung, gefallen sie allgemein durch ihre geschmackvolle und interessante Behandlung. Ihr Ton ist ungemein leicht, und doch nichts weniger als nachläßig. Mit ungemeiner Kunst weiß Marmontel die kleinsten Züge des Charakters auszuheben, und mit ungewöhnlicher Kraft wirkt er auf das Gefühl des Lesers.

Marmontel war nun der Lieblingsschriftsteller seiner Nation, und seine Poetik, welche 1763 erschien, erwarb ihm die Achtung der Gelehrten, obgleich dieses Werk an Gründlichkeit und tiefem Eindrange in die theoretischen Grundsätze der Dichtkunst minder empfehlungswürdig ist. Er ward nun zum Mitgliede der französischen Akademie aufgenommen. Der einige Zeit nachher erschienene Belisaire zog ihm bekanntlich manchen Verdruß zu; die Sorbonne glaubte durch dieß Buch die Religion gefährdet, und erhob ein lautes Geschrei dagegen. Doch war dieß bloß ein kleines Intermezzo in seinem bisherigen ruhigen und einfachen Leben.

Ganz

Ganz anders war der Fall bei der Revolution. Da sein Widerspruch gegen den in der Pariser Wahlversammlung 1789 gethanen Vorschlag, dem König eine unbedingte Preßfreiheit abzudringen, ihm um alle Popularität gebracht hatte: so schienen für die Zukunft alle Hülfsquellen, welche die Revolution andern Gelehrten zum Ersatz für ihre bisherigen Aemter darbot, für ihn versiegelt zu seyn. Als er gegen das Ende des Jahres 1791 alles für verloren hielt, zog er mit Frau und Kindern auf ein Dorf (Abbeville) in der Normandie. Im Jahr 1794 wollte er nach der Schweiz flüchten; aber wegen der Beschränktheit seines Vermögens mußte er bleiben.

Im Jahr 1797, zu einer Zeit, da die öffentlichen Angelegenheiten eine seiner Denkungsart angemessenere Wendung zu nehmen schienen, ließ er sich bewegen, als Deputirter nach Paris zurück zu kehren; allein nach der Revolution im Fruktidor wurde seine Wahl kassirt, und nur die Achtung für sein Alter schützte ihn vor der Deportation. Er eilte nach dem obgedachten Dorfe zurück, und beschloß dort sein arbeitsames Leben, das er beinahe in ungestörter Gesundheit zugebracht hatte, gerade nicht in den besten Umständen. Ohne die Veränderung, welche die Revolution in seiner Lage hervorbrachte, würde er ein sehr bequemes Alter gehabt haben. In seiner glänzenden Epoche hatte er viele Freunde und nur wenig Feinde und Verleumder. Zu den letztern gehörten späterhin die, die ihn, wegen seiner Vertheidigung der Religion in

der gesetzgebenden Versammlung, der Heuchelei beschuldigten; ein Vorwurf, gegen den Mallet du Pan ihn eben so eifrig vertheidigt, als gegen den, daß er schon als Gelehrter an dem vorgeblichen Bunde gegen Throne und Altäre Theil genommen habe. Die Grundlosigkeit dieser letzten Beschuldigung ergiebt sich aus den hier angeführten Umständen.

Marmontel wurde im Jahr 1719 in den Städtchen Bort in Limousin geboren, und starb zu Abbeville am 30sten December 1799, in einem Alter von 80 Jahren.

Der ein und dreißigste December.

Geb. Karl Eduard, Graf von Albany.

Prätendent von England.

Am letzten Tage des Jahres 1720 ward in Rom ein Prinz geboren, der von Jugend auf den kühnen Gedanken nährte, einst den Thron von Großbritannien wieder zu besteigen, der seinem Großvater (Jakob II) gewaltsam entrissen worden war. Dieser Prinz hieß Karl Eduard. Noch nicht volle 22 Jahr alt wagte er einen Versuch, in England zu landen, gieng in dieser Absicht nach Paris, und Ludwig XV machte ihm Hoffnung, seine Unternehmungen zu begünstigen. Schon wurden zu Dünkirchen Anstalten gemacht, 15,000 Mann nach England einzuschiffen, und fast alles war bereit, als eine überlegene englische Flotte erschien, um die französischen Schiffe anzugreifen. Diese unangenehme Erscheinung und ungünstige Winde vereitelten den ganzen Plan.

Der Enthusiasmus Eduards war aber zu groß, daß er sein hohes Ziel hätte vergessen können. Er vertraute sich blos 7 Offiziers, und landete mit ihnen

im Junius 1745 an der nordwestlichen Küste von Schottland, auf einer Fregatte von 18 Kanonen, die zwar mit Waffen versehen war, aber für Männer, welche der Prinz erst suchen mußte. Indessen fand er sie bald unter den Bergschotten, die ihm haufenweise zuströmten, weil er aufs liebreichste ihre Noth zu mindern versprach. Im ganzen Königreiche wurden Manifeste ausgestreut, und viele Häupter der schottischen Nation traten auf die Seite des Prinzen. Er schickte seine Fregatte nach Frankreich zurück, und meldete dem spanischen und französischen Hofe den glücklichen Fortgang seines Unternehmens. Die Monarchen beider Reiche gratulirten ihm schriftlich, und nannten ihn ihren Bruder. Ganz Europa erstaunte über die Kühnheit des Unternehmens. Der Prinz erhielt aus Spanien und Frankreich einige Unterstützung, schlug das kleine Korps, welches man von Edinburg gegen ihn schickte, und rückte mit seinen Bergschotten immer weiter vor.

England hatte damals kaum 6000 Mann regulirte Truppen, weil die andern auswärts gegen Frankreich stritten, und König Georg II war in Deutschland. Er eilte zurück, weil das Heer des jungen Abentheurers sich immer vergrößerte. Der letztere eroberte die wichtigste schottische Stadt Perth, ließ sich daselbst feierlich zum Regenten von England, Schottland und Irland ausrufen, zog darauf gegen Edinburg, und überrumpelte auch diese Stadt am 19ten September 1745 und ließ sich nochmals zum Regenten ausrufen. Er hatte nunmehr geheime Räthe, Minister, ein Staats-Conseil und Ge-

nerale in seinen Diensten, und erhielt von Frankreich neue Unterstützung. Mit 4000 Mann rückte er einem Korps englischer Truppen entgegen, und schlug es am 21sten September 1745 bei Preston Pans. Die Engländer verloren in dieser Aktion über 500 Mann, 2000 wurden gefangen genommen, und alles erbeutet. Der Prinz entließ die Gefangenen, gieng nach Edinburg zurück, und verstärkte sein Heer bis gegen 7000 Mann.

Alles, was nun Patriot heißen wollte, rüstete sich nun gegen Eduard, viele Reiche errichteten Kompagnien auf ihre eigene Kosten, aber die Landmilitz getraute man sich nicht gegen ihn ausrücken zu lassen. Die Unruhen in London nahmen zu, da man erfuhr, daß der Prätendent am 26sten November schon in England, und bis Carlisle vorgerückt sey. Er hatte diesen Platz wirklich berennt und in drei Tagen zur Uebergabe gezwungen. Er fand daselbst einen beträchtlichen Vorrath an Waffen, und ließ nun in England selbst seinen Vater als König, und sich als Regenten von England ausrufen. Bald nachher schlug er sein Hauptquartier zu Manchester auf, und rückte bis auf 20 deutsche Meilen gegen London. Jetzt wäre es ihm leicht geworden, diese Stadt zu erobern, weil er viele Freunde daselbst hatte, die nur seine Annäherung erwarteten; allein er kehrte nach Schottland zurück, weil ein Korps englischer Truppen daselbst Edinburg eingenommen hatte. Dieß war der Gang zu seinem Unglücke, es kam am 27sten April 1746 bei Culloden zu einem entscheidenden Treffen, und hier ver-

nichtete eine Stunde alle Siege und das ganze Unternehmen Eduards. Er, der kurz vorher Tausende kommandirte, entfloh jetzt mit genauer Noth, von einigen wenigen Freunden begleitet. Ein Preis von 30,000 Pfund Sterling war auf seinen Kopf gesetzt; um nicht erkannt zu werden vertauschte er seinen Anzug gegen die Kleider eines Bettlers, und irrte ganz allein in den wilden, öden und von Natur fürchterlichen Gegenden an der schottischen Küste umher, ohne Brod, Freund, Hülfe und Hoffnung. Hunger und Durst nöthigten ihn zuweilen um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser zu betteln, und stets mußte er befürchten, diese elende Nahrung könnte ihm den Tod durch die Hand des Henkers erzeugen, wenn er erkannt und ausgeliefert würde.

Nach Erduldung zahlloser Leiden und Gefahren entwischte Eduard seinen Verfolgern endlich glücklich, und kam im Oktober 1746 nach Paris. Sein ganzes Aeußere, seine entstellte Jugendblüthe und sein elender, zerrissener Anzug erregte Mitleiden. Er lebte eine Zeitlang im Stillen, bis ihn die Marquise von Pompadour, Gemahlin Ludwigs XV bewog, sich wieder öffentlich zu zeigen. Sie brachte es dahin, daß der König die jährliche Pension von 200,000 Livres, die seinem Vater bestimmt waren, auch ihm auf seine ganze Lebenszeit zusicherte, und durch ihre Vermittelung bekam er auch von Spanien ein Jahrgehalt von 12,000 Dublonen. Von neuem schmeichelte er sich mit der Hoffnung, sein großes Unternehmen auszuführen, und der schöne Traum von französischer Unterstützung erhielt seinen

romantischen Muth. Daher war er äußerst unzufrieden, als er hörte, daß Frankreich mit England Friede machen wollte, ohne auf seine Ansprüche Rücksicht zu nehmen Er ließ gegen alle Friedensschlüsse, worüber man zu Aachen negociirte, feierlichst protestiren. Aber der Friede zu Aachen wurde dennoch 1748 von allen kriegführenden Mächten unterzeichnet, und in diesen Friedenstraktaten war sogar ein Artikel, in welchem der König von Frankreich versprechen mußte, den Prinzen Eduard nicht in seinen Staaten zu dulden.

Mit dem heftigsten Ungestümm weigerte sich Eduard, Paris zu verlassen, und da er keiner Vorstellung Gehör gab, so mußte man ihn auf öffentlicher Straße in Verhaft nehmen. Er wehrte sich erst mit seinem Degen und zwei geladenen Pistolen, die er immer bei sich zu führen pflegte. Man durchsuchte das Haus, das er bisher bewohnt und fand, daß er es in ein Zeughaus verwandelt hatte. Er hatte Waffen genug, um einer militairischen Gewaltthätigkeit Widerstand zu thun. Er hatte sich entschlossen, nicht aus Paris zu weichen, sich bis aufs äußerste zu wehren und darauf Feuer an ein Faß Pulver zu legen, um sich und die Angreifenden sammt dem Hause in die Luft zu sprengen.

Von der Zeit an behielt der Prinz ein störrisches, greuliches und seltsames Wesen. Er wurde unter guter Eskorte nach der italienischen Grenze gebracht und begab sich nun zu seinem Vater nach Rom. Hier lebte er in der Stille, doch mit großem Ansehen und Vorzügen, bis sein Vater 1766 starb.

Gleich darauf änderten sich seine Verhältnisse mit dem römischen Hofe. Er hatte wegen der Etiquette, die er verlangte, viele Verdrießlichkeiten unter den verschiedenen päbstlichen Regierungen, ob er gleich nur den Titel eines Grafen von Albany annahm. Erst in seinem 52sten Jahre vermählte er sich mit einer deutschen Prinzessin von Stollberg-Geldern, trennte sich aber bald wieder von ihr. Sein Unmuth wuchs mit den Jahren, er ergab sich dem Trunke und wurde immer störrischer und bizarrer. Drei Jahre vor seinem Tode ließ er seine natürliche Tochter, die bis dahin in Frankreich gewesen war, zu sich kommen, legitimirte sie, setzte sie zu seiner rechtmäßigen Erbin ein, und erklärte sie für eine Gräfin von Albany, alles aus eigentlicher königlicher Machtvollkommenheit, wie er sich im Patent darüber ausdrückte. Diese Tochter gewann er sehr lieb, und sie trug durch ihre Zärtlichkeit und Klugheit viel zur Beruhigung und Tröstung ihres Vaters bei. An ihrer Seite starb er auch am 31sten Jan. 1788 zu Rom, in einem Alter von 68 Jahren. Er wurde zu Frascati, wie ein verstorbener König begraben, und mit ihm zugleich die königlichen Ansprüche des Hauses Stuart.

Register
über
das ganze Werk.

Anmerkung.
Die römische Zahl bezeichnet den Theil, und die arabische den Tag des Monats.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

